



search

mind

act

Nationalsozialismus in Hamburg-Hammerbrook.
Ein Erinnerungsort entsteht.

Münzviertel vernetzt e.V./Viertelzimmer - Raum für Stadtteilkultur/
Projektgruppe Erinnerungskultur (Hg.)

REsearch-REmind-REact

Nationalsozialismus in Hamburg-Hammerbrook.

Ein Erinnerungsort entsteht.

Unter Mitarbeit von:

Melanie Bohn, Manuel Bolz, Lina-Sophie Diedrichs, Hannah Diwiak, Madlen Eickhoff,
Norbert Fischer, Brenda Krischen, Marika Lehmann, Liv Ohlsen, Bianka Schaffus,
Oliver Timm, Anthony T Wilson



Die Ausgabe dieses Buches erschien im November 2021 in Hamburg unter dem
Titel: **REsearch-REmind-REact**
Nationalsozialismus in Hamburg-Hammerbrook. Ein Erinnerungsort entsteht.
Eigenverlag
Münzviertel vernetzt e.V./Viertelzimmer - Raum für Stadtteilkultur/
Projektgruppe Erinnerungskultur (Hg.)

1. Auflage November 2021, Hamburg

Alle Rechte vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung der
Herausgeber:innen, Rosenallee 11, 20097 Hamburg, verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Gestaltung: Melanie Bohn, Marika Lehmann, Hamburg

Druck: hinkelstein-druck, Berlin

Danksagung

Für die Verwirklichung dieses Buches gilt zuallererst den Autor:innen und Fotograf:innen unser Dank. Ohne ihre Bereitschaft, als Nachwuchswissenschaftler:innen zu diesem Themengebiet eine Arbeit zu veröffentlichen, hätten wir dieses Buch nicht füllen können. Für die zahlreichen investierten Stunden danken wir auch allen redaktionell Tätigen in besonderer Weise. Melanie Bohn und Marika Lehmann verdanken wir das Layout dieses Buches. Norbert Fischer danken wir nicht nur für sein Seminar, das die Teilhabe der Studierenden überhaupt erst ermöglicht hat, sondern auch für seinen stetigen professionellen Rat und jede andere Unterstützung ausdrücklich. Den Interviewpartner:innen der Beitragenden gebührt ebenfalls ausgesprochene Wertschätzung, für das Teilen ihrer Erinnerungen und ihres Wissens mit den Autor:innen. Auch die Unterstützung unserer Informant:innen, die uns Materialien jeder Art zur Verfügung gestellt haben, schätzen wir sehr. Besonders zu erwähnen sind hier Sabine Kienitz mit einem historischen Zeitungsfund, Günter Westphal mit seinen umfangreichen Archivmaterialien, auf die wir im gesamten Produktionsprozess immer wieder zurückgreifen konnten, aber auch seiner Bereitschaft, Beiträge kritisch zu prüfen. Auch geht ein besonderer Dank an das Archiv der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, die uns Bildmaterial zur Verfügung gestellt hat. Auch möchten wir dem AStA (Allgemeiner Studierendenausschuss) der Hochschule für Angewandte Wissenschaften (HAW), der Hamburger Gesellschaft für Volkskunde e. V. (hgv), dem Fachschaftsrat Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg und dem Fachschaftsrat Geschichte der Universität Hamburg für ihre finanzielle Förderung danken, ohne die wir die Publikation nicht hätten verwirklichen können. Nicht zuletzt danken wir allen anderen Initiativen, Archiven und anderen Einrichtungen sowie allen anderen Personen, die uns allen im Arbeitsprozess zur Seite gestanden haben.

Inhalt

Einleitung: Hamburg-Hammerbrook - Auf dem Weg zur Erinnerungskultur	12
Manuel Bolz, Hannah Diwiak, Norbert Fischer, Bianka Schaffus	
Die Mädchenschule in der Rosenallee 11 mit Schwerpunkt auf den jüdischen Lehrerinnen Recha Lübke und Bella Spanier	42
Brenda Krischen	
Hammerbrook in der Nacht des Feuersturmes 27./28. Juli 1943	62
Oliver Timm	
Das KZ-Außenlager Spaldingstraße mitten in Hammerbrook	108
Lina-Shophie Diedrichs, Hannah Diwiak, Brenda Krischen	
Der gefühlte Zweite Weltkrieg. Historisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf sinnliche und emotionale Kindheitserfahrungen in Hamburg während des Nationalsozialismus	145
Manuel Bolz, Madlen Eickhoff	
Das sozial-politische Milieu Hammerbrooks zum Ende der Weimarer Republik - Eine historische Kulturanalyse	187
Oliver Timm	
Das ‚alte, untergegangene‘ Hammerbrook. Der Raum des Stadtteiles von seiner baulichen Erschließung bis zur Zerstörung der alten Strukturen 1943	221
Oliver Timm	
Umgang mit sensiblen Quellen und Fragen der Forschungsethik - Das Beispiel Oral History	244
Manuel Bolz	

Dieses Buch ist in Zusammenarbeit von Studierenden des Instituts für Empirische Kulturwissenschaft, ihrem Dozenten und im Münzviertel engagierter Akteur:innen entstanden. Es beinhaltet eine Auswahl thematischer Beiträge, die von Studierenden unterschiedlicher Semester in zwei Seminaren zur Erinnerungskultur Hammerbrooks und darüber hinaus entstanden sind. Die Beiträge sind in Ihrem Schreibstil individuell gehalten, dies beinhaltet ebenso die Formatierung und das Gendern in den einzelnen Arbeiten. Mit Unterstützung der Projektgruppe des Viertels werden sie nun in dieser Form veröffentlicht.

Fotografien, die nicht Teil der Einzelbeiträge, sondern zwischen den Kapiteln platziert sind, stammen ausschnitthaft aus der studentischen, fotodokumentarischen Arbeit Anthony T Wilsons, die das Ziel hatte, die räumlich-ästhetische Wirkung Hammerbrooks als „Terra Incognita“ einzufangen. In dieser Veröffentlichung erfüllen sie die Funktion einer emotionalen Überleitung zwischen den Kapiteln und sollen den Lesenden die Aura des Quartiers näherbringen.



Einleitung: Hamburg-Hammerbrook - Auf dem Weg zur Erinnerungskultur

1. Erinnerungsorte und Gedächtniskultur

Überall im öffentlichen Raum lassen sich Objekte finden, die Vergangenes repräsentieren: einerseits als vergessene oder geschützte, jedenfalls übriggebliebene historische Relikte, andererseits als neu gesetzte, gezielt inszenierte Artefakte der Gedächtniskultur. Dies gilt nicht zuletzt für die politische Vergangenheit in Deutschland, die von Kolonialismus, Rassismus, Antisemitismus, Diktatur und Krieg geprägt ist. Die Schriftstellerin Anna Seghers erinnerte sich an einen kleinen Gedenkstein in ihrer Heimatstadt Mainz aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Dieser, so Anna Seghers wörtlich, „bestand nur aus einem einzigen flachen Stein, den man in das Pflaster einer Straße gesetzt hat. ... Ich weiß nur, dass der Stein zum Gedächtnis einer Frau eingefügt wurde, die im Ersten Weltkrieg durch Bombensplitter umkam, als sie Milch für ihr Kind holen wollte.“¹ Was Anna Seghers hier erinnert, ist die erinnernde Materialisierung von Geschichte im zugleich privaten wie auch öffentlich-gesellschaftlichen Kontext. Der im Rahmen welthistorischer Ereignisse, also des Ersten Weltkrieges, geschehenen privaten Tragödie wird an Ort und Stelle gesellschaftlich gedacht. Der Tod einer einzelnen Person, im vorliegenden Fall einer Mainzer Jüdin, wurde von der Stadt zum Anlass genommen, das tragische Geschehen im Straßenpflaster öffentlich zu materialisieren – eine im frühen 20. Jahrhundert praktizierte Vorwegnahme der Idee von in den Boden verlegten Gedenktafeln, wie sie seit 1992 unter anderem die „Stolpersteine“ Gunter Demnigs repräsentieren.

Die Begriffe „Erinnerung“ und „Gedächtnis“ sind seit den 1990er-Jahren zu Leitbegriffen der Geisteswissenschaften, nicht zuletzt der Kulturwissenschaften, geworden. Definitiv kann „Erinnerung“ dabei als die konkrete Arbeit an der Vergangenheit betrachtet werden. Die Erinnerungsarbeit zeigt sich als gesellschaftliche Kulturpraxis zwischen Gegenwart und Vergangenheit. „Gedächtnis“ ist hier als ein kultureller Speicherort zu verstehen und setzt einen gesellschaftlichen Konsens über die zu bewahrenden Inhalte voraus. Klassische Speicherorte eines gesellschaftlichen Gedächtnisses sind beispielsweise Bibliothe-

¹ Zitiert nach Judith Neschma Klein: Vordenkerin der Stolpersteine. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 20 vom 17. Mai 2015, S. 6.

ken, Museen oder auch Friedhöfe.

Memorials im öffentlichen Raum gehören zu den materialisierten Ausdrucksformen einer gesellschaftlich praktizierten Gedächtniskultur. Sie entstehen durch gezieltes Handeln, wie das Beispiel der Stolpersteine zeigt. Mit diesen Memorials wird sowohl Vergangenheit als auch deren Reflektion in den öffentlichen Raum eingeschrieben.

In der Fachliteratur wurde immer wieder dargestellt, wie bedeutsam symbolisch gestaltete Orte und Räume für das kollektive Gedächtnis sind. Pionierarbeit bei der Erforschung des Zusammenhanges von Raum und Gedächtnis leistete der französische Soziologe Maurice Halbwachs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.² Er sah die materiellen Artefakte, die aus vergangenen Epochen übrig blieben, als symbolische Träger der Erinnerung. Oder, um es anders zu formulieren: Das, was im öffentlichen Raum als Artefakt die Zeit überlebt hat, repräsentiert weit mehr als seinen bloßen materiellen Wert und gelangt zu einer über die Entstehungszeit hinausgehenden Bedeutung: „Denn der konkrete Ort diene sowohl für einzelne Menschen als auch für Kollektive als reflexiver Bezugspunkt und als räumlicher Anknüpfungs- und Ausgangspunkt für Erinnerung.“³ So wie gesellschaftliche Akteur:innen Räume gestalten, so wirken Räume auch auf die Akteur:innen zurück - zum Beispiel indem symbolisch aufgeladene Artefakte der Erinnerung soziale, religiöse oder politische Netzwerke grundieren. Räumliche und kulturelle Aneignung korrespondieren also miteinander.

Der konkrete Begriff der „Erinnerungsorte“ geht auf die Publikationsreihe der „Lieux de mémoire“ des französischen Historikers Pierre Nora zurück. Nora thematisiert in diesem in der Folge für die Forschung überaus ertragreichen Konzept die gesellschaftlichen Ursprünge der Verräumlichung von Erinnerung, die ihm zu Folge auf der historischen Spaltung von Geschichte und Gedächtnis beruhten. Die Historisierung von Gesellschaft und Kultur im bürgerlichen Zeitalter bedeutete das Ende eines gesellschaftlich, zum Beispiel über mündliche Überlieferungen gelebten Gedächtnisses. Diese Entwicklung schuf Distanz zur eigenen Vergangenheit - ohne letztere jedoch gänzlich verschwinden zu lassen. So stellt sich die Frage nach der ideellen oder materiellen Verkörperung von Vergangenheit. Eben diese Verkörperungen sind für Nora Orte der Erinnerung. Neben materiellen Erinnerungsorten im öffentlichen Raum spielen für ihn Formen schriftlicher Repräsentationen, zum Beispiel Verträge und Urkunden, aber auch die immaterielle Kultur, beispielsweise die französische Nationalhymne, eine bedeutsame Rolle.⁴ Das Konzept der Erinnerungsorte ist

² Halbwachs 1966 (französische Erstauflage 1925).

³ Halbwachs S. 210 f.

⁴ Vgl. Pierre Nora: Les Lieux de mémoire. Fünf Bände. Paris 1984-1992.

inzwischen an unterschiedlichen Aspekten und Orten exemplifiziert worden. Mit ihm lässt sich zeigen, was Maurice Halbwachs über die „sinnliche Gewissheit“ solcher Stätten schrieb: „Die Vergangenheit wird Teil der Gegenwart: man kann sie berühren, glaubt sie unmittelbar zu erfahren.“⁵

2. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust in Deutschland

Mit dem Begriff der „Erinnerungskultur“ wird in Deutschland meistens das nationalsozialistische Regime und dessen Verbrechen, insbesondere der Holocaust, verbunden.⁶ Dabei hat die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dessen Opfern in der ‚deutschen Erinnerung‘⁷ – im Sinne eines ‚nationalen Gedächtnisses‘⁸ – nach anfänglichem Verschweigen und Verdrängen nur sehr zögerlich begonnen und über die Zeit verschiedene Phasen durchlaufen.

Dialogisches Vergessen: Die Schlussstrichpolitik der Nachkriegszeit
In der ersten Phase der Nachkriegsjahre bis Ende der 1960er wurde der Holocaust und der Vernichtungskrieg im Osten in der privaten und öffentlichen Erinnerung – mit Ausnahme von Minderheiten, die meist den Verfolgtengruppen angehörten – kaum thematisiert und durch die Erinnerung an eigene Todesopfer und Leiden im Zweiten Weltkrieg, die Betonung von Bombenkriegen, Flucht, Vertreibungen und Hungersnöten verdeckt und überlagert.⁹ Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen wurden alleinig einer kleinen Gruppe prominenter, ranghoher NS-Funktionäre zugeschrieben und die Auseinandersetzung mit den Gräueltaten und die Entnazifizierung schienen mit der Beendigung der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse 1949 abgeschlossen, während viele NS-Täter:innen und Mitläufer:innen rehabilitiert wurden und ihre Schlüsselpositionen in Justiz, Bildung, Gesundheitswesen und Verwaltung behielten.¹⁰ Das Konzept einer ‚Kollektivschuld‘, das die Mittäter:innenschaft, das Mitwissen und Zuschauen der deutschen Gesellschaft, Öffentlichkeit und seiner

5 Halbwachs, Stätten der Verkündigung, S. 14.

6 Vgl. Faulenbach 2007, S. 16.

7 Begriffe wie ‚deutsche Erinnerung‘ oder ‚deutsche Erinnerungskultur‘ setzte ich in Anführungszeichen, um zu betonen, dass es nicht die eine monolithische Erinnerungskultur in Deutschland gibt, sondern sich aus verschiedenen Akteur:innen, Positionen und Praktiken zusammensetzt.

8 „Wo Geschichte im Dienst der Identitätsbildung steht, wo sie von den Bürgern angeeignet und von den Politikern beschworen wird, kann man von einem ‚politischen‘ oder ‚nationalen Gedächtnis‘ sprechen. Im Gegensatz zum vielstimmigen sozialen Gedächtnis, das ein Gedächtnis ‚von unten‘ ist und sich im Wechsel der Generationen immer wieder auflöst, ist das auf überlebenszeitliche Dauer angelegte nationale Gedächtnis eine sehr viel einheitlichere Konstruktion, die in politischen Institutionen verankert ist und ‚von oben‘ auf die Gesellschaft einwirkt“ (vgl. Assmann 2006, S. 37).

9 Vgl. Wolfrum 2008; Delius 2020.

10 Vgl. Assmann 2020, S. 184; Delius 2020.

Institutionen beschreibt, wurde von der Politik und der Gesellschaft entschieden abgelehnt. Der nachkriegsdeutsche Diskurs verdichtet sich auf eine „Vergangenheitsbewältigung“ oder „Aufarbeitung der Vergangenheit“, an der Adorno bereits 1959 kritisierte, es handle sich nicht um eine ernsthafte Verarbeitung, sondern eine Schlussstrichpolitik, bei der man das Geschehene „aus der Erinnerung wegwischen“¹¹ wolle.

Nach der Historikerin Aleida Assmann ist Vergangenheit aus deutscher Perspektive in dieser Phase synonym mit einer Schuld, die durch symbolische Aktionen der Wiedergutmachung einen abschließenden Charakter erhielt und als ein „repressives Beschweigen“ der historischen Schuld gegenüber den Verfolgten beschrieben werden kann.¹² Auf internationaler Ebene lässt sich für diese Zeit ein kollektives Beschweigen oder „dialogisches Vergessen“¹³ der europäischen Nationalstaaten identifizieren. Dies sollte die Erneuerung von ‚altem‘ Schmerz und Hass der nationalen Konfliktparteien einander gegenüber verhindern und mit einem Blick in die Zukunft und einem Akt des gemeinsamen Vergessens und Vergebens, die Reintegration in Europa befördern.¹⁴ So erfolgte diese Reintegration in Europa lange auf der gemeinsamen Grundlage des Ausschlusses der jüdischen Erfahrungen sowie derer anderer Verfolgten.¹⁵

Das Engagement der Überlebenden und der 68er-Generation seit den 1960ern

Infolge der seit den 1960er Jahren zunehmenden Kritik gegenüber der Politik des Vergessens wandelte sich der politische Diskurs allmählich weg von der „Gesichtswahrung der Täter in der Mehrheitsgesellschaft“ hin zur Perspektive der jüdischen Opfer. Die strafrechtliche Verfolgung von NS-Täter:innen wurde über die alliierten Militärgerichtsprozesse hinaus vorangetrieben und in Deutschland wurden durch das Engagement ehemaliger Häftlinge, Angehörige und Opferverbänden erste Gedenkstätten auf dem Gelände der ehemaligen Konzentrationslager – das erste in der DDR 1958 in Buchenwald¹⁶ und 1965 in der BRD in Dachau¹⁷ – eingerichtet und eröffnet. Durch

11 Adorno 1980 [1959], S. 125.; vgl. Assmann 2020, S. 185.

12 Ebd., S. 185f., 57; Ebd. 2006, S. 27.

13 Ebd. 2020, S. 182f.

14 Unter gewissen Umständen kann Vergessen auch ein Heilmittel gegen eine belastete Vergangenheit sein, wenn bspw. neue Allianzen eingegangen werden sollen oder aber die Gewaltverhältnisse symmetrisch waren (vgl. Assmann 2020, S. 191).

15 Ebd., S. 185.

16 Die „Nationale Mahn- und Gedenkstätte Buchenwald“ stellt auch ein historisches Beispiel politischer Instrumentalisierung des Gedenkens dar: Sie fungierte als Nationaldenkmal der DDR und sollte mit ihrer Fokussierung auf deutsche kommunistische Widerstandskämpfer:innen den Führungsanspruch der SED legitimieren. Vgl. Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora: www.buchenwald.de/de/74/ (30/09/2021).

17 Vgl. Altendorf 2005.

Gerichtsprozesse wie dem Eichmann-Prozess 1961 in Jerusalem oder dem Frankfurter Auschwitzprozess unter Fritz Bauer als Generalstaatsanwalt ab 1963 wurde der Holocaust neu thematisiert und trat in Diskursen sowohl in Deutschland als auch der Weltöffentlichkeit in Erscheinung.¹⁸ Auch Generationswechsel, die häufig nach einer Spanne von etwa 30 Jahren stattfinden, spielen eine große Rolle „für den Wandel und die Erneuerung des Gedächtnisses einer Gesellschaft“, da jede Generation ihre „generationstypischen Werte und Bedürfnisse“ hat, nach denen sie ihren eigenen Zugang zur Vergangenheit entwickelt.¹⁹ So wandte sich die Nachkriegsgeneration der 68er Jahre gegen die Kriegsgeneration ihrer Eltern und das staatliche Vergessen. Es vollzog sich ein Paradigmenwechsel, nach dem Vergessen nun negativ besetzt, mit Verleugnung assoziiert und Erinnern nicht mehr als retrospektive Fixierung, die Hass und Spaltungen befördert, gesehen, sondern zur ethischen Pflicht aufgewertet wurde.²⁰

Erinnerungskultur – ein Begriff, der bis in die 1980er Jahre noch unbekannt war und sich erst in den 1990er Jahren durchsetzte – sollte das Generationenprojekt der 68er Jahre werden, das in den 1960er Jahre mit Protesten begann und sich in den 1980er Jahren mit der Schaffung der Voraussetzungen für die ‚deutsche Erinnerungskultur‘, wie wir sie heute kennen, fortsetzte.²¹ Der moralische Trennungsstrich, den die 68er Jahre zwischen sich und ihren Eltern als Kriegsgeneration zogen, diente als Waffe im Kampf gegen den Staat, den sie wegen der nationalsozialistischen Kontinuität der Eliten nicht als demokratischen Rechtsstaat, sondern als faschistisch wahrnahmen. Aber er diente zu Beginn auch noch der emotionalen Abgrenzung von der Elterngeneration im intergenerationellen Konflikt. Dabei wurde das Brechen des Schweigens durch die 68er gleichzeitig von einer Vertiefung begleitet, da die Frage nach jüdischen Opfern in der politisierten Kommunikation im „selbstbezüglichen deutsch-deutschen Familienkonflikt“²² zumeist ausgeblendet wurde. Das Jüdische wurde von ihnen symbolisch für eigene Zwecke aneignet, um sich von ihren Vergangenheitsbezüge als Nachkommen von (Mit-)Täter:innen und Bystander:innen durch Identifikation mit den Opfern entziehen zu können.

Eine wesentliche Zäsur in der deutschen Erinnerungslandschaft, die beträchtlich dazu beitrug, das Schweigen zu brechen und zur Durchsetzung des Begriffs „Holocaust“ als Bezeichnung für den nationalsozialistischen Massenmord führte, ist die US-amerikanische Fernsehserie „Holocaust – Die Geschichte der Familie Weiss“, die Anfang 1979 in (West-)Deutschland ausgestrahlt wurde und eine hohe Zuschauer:in-

18 Vgl. Delius 2020; Wolfrum 2008; Assmann 2020, S. 56.

19 Vgl. Ebd. 2006, S. 27.

20 Vgl. Ebd. 2020, S. 189f.

21 Vgl. Ebd., S. 54.

22 Ebd., S. 52.

nenbeteiligung von 40 % erzielte.²³ Sie ermöglichte eine emotionale Öffnung gegenüber der Thematik des Holocausts und damit eine empathische Identifikation mit den jüdischen Opfern im Sinne einer opferorientierten Erinnerung – einer „Übernahme von Werten und Einstellungen mit den Opfern“, die „keineswegs von der eigenen Identität, Familie, Nation oder Geschichte“²⁴ befreit war. Nach Aleida Assmann ist diese Form des empathischen Identifizierens als Mitfühlen mit den Opfern, welches eine „Unterscheidung zwischen dem Selbst und dem Anderen“²⁵ voraussetzt, eine Voraussetzung und Grundlage für die ‚deutsche Erinnerungskultur‘. Diese ist von der opferidentifizierter Erinnerung oder Überidentifikation, sich selbst als Opfer zu fühlen und die „die Differenz zwischen Identitäten auslöscht“²⁶, zu unterscheiden.²⁷

In den 1980ern entwickelte sich der moralische Trennungsstrich der 68ern zu einem neuem Verantwortungssinn für Vorstellungen einer geerbten Schuld. Daraus erwuchs eine auf der historischen Wirklichkeit des Holocaust basierende Empathie für konkrete jüdische Opfer der nationalsozialistischen Rassenpolitik und deren Biografien sowie ein Verhältnis zu den tatsächlich individuellen jüdischen Verfolgten und deren Angehörigen.²⁸ Somit war die 68er-Generation Initiatorin der kritischen Thematisierung deutscher Schuld und eines maßgeblichen zivilgesellschaftlichen Engagements, das die Errichtung von Monumenten, Recherchieren von Namen der Ausgewiesenen und Ermordeten, das Konzipieren von Ausstellungen in Museen und Institutionen wie Kliniken und Universitäten über die NS-Geschichte, die Kontaktaufnahme und Einladung Überlebender und Angehöriger in ihre ehemaligen Städte sowie weitere Formen öffentlicher Erinnerungskultur beinhaltete.²⁹

Eine neue ethische Erinnerungskultur seit Mitte der 1980er

Insgesamt können die 1980er und 1990er Jahre als eine Phase beschrieben werden, in der sich eine neue Erinnerungskultur entwickeln konnte, die auf Thesen von Hannah Arendts bereits Anfang 50er Jahre erschienenem Buch „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ basiert. Demnach sind die Schrecken des Zweiten Weltkriegs und des Holocausts als eine Zäsur in der Geschichte und als ein Zivilisationsbruch einzuordnen, die eine neue Menschenrechtspolitik sowie

23 Vgl. Wolfrum 2008; Assmann 2020, S. 54 f.; Hammerstein 2019.

24 Assmann 2020, S. 62f.

25 Ebd., S. 65.

26 Ebd.

27 Vgl. Ebd., S. 63ff.

28 Vgl. Ebd., S. 52f.

29 Vgl. Ebd., S. 53; Ebd. 2006, S. 27.

das Konzept einer ethischen Erinnerung³⁰ notwendig macht.³¹ Eine ethische Erinnerungskultur zeichnet sich durch die kritische Auseinandersetzung mit Staats- und Gesellschaftsverbrechen mit besonderem Fokus auf die Perspektiven der Opfer aus.³² Besonders das Jahr 1985 kann als Wendejahr der ‚deutschen Erinnerungskultur‘ gesehen werden: So führte die ‚inklusive Opfer-Politik‘³³ der Gedenkfeierlichkeiten zum Kriegsende am 5. Mai 1985 auf einem Soldatenfriedhof in Bitburg, wo auch Gräber SS-Angehöriger lagen, zu einer internationalen Kontroverse, da dies als Vergessens-Zeremonie gegenüber den Holocaustopfern wahrgenommen wurde. Demgegenüber bezeichnete Richard von Weizsäcker in seiner Rede am 8. Mai 1985 zum Jahrestag der Kapitulation Deutschlands diesen als „Tag der Befreiung“, der „uns alle befreit [hat] von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“³⁴. Weizsäcker sprach von der historischen Verantwortung sich der „ganze[n] unsagbare[n] Wahrheit“ der Vergangenheit zu stellen und diese ethisch zu erinnern, da „es Versöhnung ohne Erinnerung gar nicht geben kann“.³⁵

Dabei stellte er den industrialisierten Massenmord an Jüdinnen und Juden als „beispiellos in der Geschichte“ heraus und kritisierte die Selbstschutzbehauptung, nichts gewusst zu haben.³⁶ Gleichzeitig nahm er verschiedene Perspektiven ein und gedachte der Opfer anderer Länder, vor allem der des Vernichtungskrieges im Osten, sowie vielen zuvor im Gedenken marginalisierten Opfergruppen wie Rom:nja und Sint:izze, Homosexuellen, Menschen mit Behinderung und psychisch Erkrankten – räumte aber auch dem „deutschen Leid“ Raum ein. Da in der Weizsäcker-Rede den Leiden der verschiedenen Personengruppen nicht unterschiedslos gedacht wurde, konnten sich nicht nur Täter:innen und deren Nachfahren, sondern auch Überlebende und Nachfahren der Opfer mit diesem Deutungsangebot identifizieren.³⁷

Dass die 1980er Jahre dennoch weiterhin geschichtspolitisch aufgeladen blieben, zeigte bspw. der sogenannte „Historikerstreit“.³⁸

30 „Wir können es uns nicht mehr leisten, nur das Gute in der Vergangenheit auszuwählen und als unser Erbe anzunehmen, während wir das Schlechte einfach ignorieren und es als totes Gewicht ansehen, dass die Zeit von selbst im allgemeinen Vergessen begraben wird“ (vgl. Arendt 2003, S. xxxi).

31 Vgl. Assmann 2020, S. 187ff.

32 Vgl. Volkhardt Knigge zit. n. Assmann 2020, S. 32f.

33 Inklusive Opfer-Politik meint hier, dass Opfern und Täter:innen unterschiedslos gemeinsam gedacht wird.

34 Weizsäcker 1985, S. 2.

35 Ebd., S. 5.

36 Ebd., S. 4.; Richard Weizsäcker hatte selbst als Wehrmachtsoffizier im Zweiten Weltkrieg gedient und seinen Vater, den „NS-belasteten Diplomaten Ernst von Weizsäcker, im gegen die Mitarbeiter des deutschen Außenministeriums geführten „Wilhelmstraßen-Prozess“ 1947-1949 als Anwalt verteidigt“ (vgl. Hammerstein/ Hofmann 2015).

37 Vgl. Hammerstein/ Hoffmann 2015; Weizsäcker 1985, S. 2f.

38 Vgl. Ebd.

Ausgelöst durch einen Artikel von Ernst Nolte, der im Sommer 1986 den Holocaust als Reaktion der Nationalsozialist:innen auf vorangegangene Massenverbrechen und das Gulag-System der Sowjetunion darstellte, wurde die Singularität des Holocausts diskutiert und welchen Platz dieser im nationalen Gedächtnis und der nationalen Identität einnehmen sollte.³⁹ Über den Verlauf des Jahrzehnts hat sich der Holocaust zum Mittelpunkt der neuen ethischen Erinnerungskultur in Deutschland entwickelt, die sozial und politisch umgestellt wurde auf ein Erinnern, um niemals zu vergessen und dabei nicht mehr unter weitgehendem Ausschluss jüdischer und anderer Opferperspektiven operiert.⁴⁰ Es verbreitete sich zunehmend die Ansicht, dass eine Versöhnung und ein Neuanfang zwischen Opfern und Täter:innen nach den asymmetrischen Gewaltbeziehungen des Holocausts nur durch gemeinsames Erinnern möglich sind.

Dauerhafte Memorialisierung und konkurrierende Gedächtnisse zum Ende des Kalten Krieges

In dieser Phase dominierte das Modell der nationalen Vergangenheitsbewahrung, das auf einem ethischen Erinnerungsvertrag zwischen Deutschland als Täter:innen-Nation und Jüdinnen und Juden als Überlebende und Nachfahren der Opfer basiert.⁴¹ Dabei wird die Erinnerung sowohl für Täter:innen als auch für die Opfer zu einem wesentlichen Teil ihres kollektiven Selbstbildes und die traumatische Vergangenheit wird zu einer normativen Instanz erhoben, an welcher sich gegenwärtiges Handeln messen lassen muss, weswegen Vergessen durch eine dauerhafte Memorialisierung verhindert werden soll.⁴² Diese dauerhafte Memorialisierung des Holocausts mit dem Imperativ „das darf niemals vergessen werden“ gilt in dieser Absolutheit für keine andere traumatische, von asymmetrischen Gewaltbeziehungen geprägte Vergangenheit – weder für Sklaverei, Kolonialismus, Bürgerkriege oder andere Diktaturen und Genozide⁴³, sodass fast von einem Monopol des Holocaust als zentrales Menschheitsverbrechen im öffentlichen Gedächtnis gesprochen werden kann.⁴⁴

Spätestens nach der Wiedervereinigung Deutschlands vollzog sich die gänzliche Etablierung eines offiziellen, nationalen Täter:innennarrativs – und damit einer opferorientierten statt opferidentifizierten

39 Die Gleichsetzung von Faschismus und Stalinismus als zwei verschiedene Varianten desselben Phänomens, auch Totalitarismus-These genannt, wurde in der ersten Nachkriegszeit allgemein vertreten. Heute nach wissenschaftlich differenzierterer Auseinandersetzung gilt sie jedoch als Tabubruch und Rückfall in ein historisch überholtes Bewusstsein. Vgl. Assmann 2020, S.161; Vgl. Wolfrum 2008.

40 Vgl. Assmann 2020, S. 190f.

41 Vgl. Ebd.

42 Vgl. Ebd., S. 192, 201, 190f.

43 Vgl. Ebd., S. 201; Eckel/ Moisel 2008, S. 10.

44 Vgl. Conrad 2019; Assmann 2020, S. 178.

deutschen Holocaust-Erinnerung mit dem Bewusstsein nicht der Gruppe marginalisierten und verfolgten Opfer anzugehören.⁴⁵ Dieses deutsche Täternarrativ wurde im Wiedervereinigungsvertrag in Form der nationalen, staatlichen Verantwortung und Aufgabe der Gedenkstättenpflege der ehemaligen Konzentrationslager verankert und mit der Errichtung des „Mahnmals für die ermordeten Juden Europas“ als zentrales Holocaust-Mahnmal in Berlin auch international ausgestellt.⁴⁶

Generell zeichneten sich die 1990er Jahre durch einen ‚Erinnerungs-Boom‘ aus, infolgedessen eine Fülle von Gedenkveranstaltungen, Museumsgründungen, Ausstellungen, Denkmälern und politischen Symbolsetzungen weltweit hervorgebracht wurde, die den Holocaust in Form einer transnationalen Vergangenheitsbewahrung verankerten und die Erinnerungsgemeinschaft nationale Grenzen überschreiten ließ.⁴⁷

Auch wurden in diesem Jahrzehnt internationale Restitutionsdebatten ausgetragen, die „die Frage der Entschädigung jüdischer Opfer und die materielle Kompensation von Zwangsarbeitern“ beinhalteten.⁴⁸

Mit dem Ende des Kalten Krieges, in welchem jeweils im ‚Westblock‘ und ‚Ostblock‘ getrennt vergessen wurde, begannen die zum Schutz der politischen Allianzen eingefrorenen nationalen Gedächtnisse, aufzutauen⁴⁹: Archive öffneten sich und es kamen europäische Kollaborationsgeschichten und Verstrickungen – wie bspw. die vom Vichy-Frankreich oder den antisemitischen Pogromen in Polen, namentlich dem „Massaker von Jedwabne“ – ans Licht und brachten positive nationale Selbstbilder als Opfer-, Märtyrer- oder widerständische Nationen ins Straucheln.⁵⁰ Die öffentlichen internationalen Bekenntnisse zur Holocaust-Erinnerung und ihre institutionelle Verankerung bspw. in Ausstellungen können als eine erweiterte europäische Verantwortung für den Holocaust und die Verbrechen des Nationalsozialismus sowie eine differenzierte Sichtweise auf (Mit)täter:innenschaft und Handlungsspielräume von Gesellschaften, ihren verschiedenen Institutionen und Personengruppen gesehen werden.⁵¹

45 „Wir Deutsche, als die politisch verantwortliche Nation,» haben die «Verpflichtung, dass wir uns der Taten selber und damit auch der Täter zu erinnern haben. (...) Schon gar nicht dürfen wir uns hinter Opfergruppen verstecken, etwa den Juden, als gewöhnen wir damit ein Holocaustdenkmal wie andere Länder auf diesem Globus auch. Das dürfen wir uns als Deutsche weder anmaßen noch zumuten. Wir allein sind gefordert, die Täterschaft in unsere Besinnung einzubeziehen.“ Vgl. Koselleck 2003, S. 28 und Assmann 2020, S. 66, 149.

46 Vgl. Ebd., S. 69, 149.

47 Vgl. Ebd., S. 57.

48 Ebd., S. 158.

49 Vgl. Ebd., S. 201.

50 Vgl. Ebd., S. 57, 158, 196.

51 Vgl. Ebd., S. 158f.

Diese aufgetauten Erinnerungen, nahmen jedoch im Westen und dem Osten Europas einen sehr unterschiedlichen Verlauf: Mit der Auflösung des Warschauer Paktes rückten die Erfahrungen kommunistischer Besetzung und der stalinistischen Verbrechen in Osteuropa ins Zentrum der nationalen Gedächtnisse, was die Erinnerung an die Besatzungszeit durch die Nationalsozialist:innen und die Kollaboration mit ihnen überlagerte.⁵² So herrscht z. T. bis heute in post-sowjetischen Ländern ein offizielles Opfernarrativ vor, das die Anerkennung von (Mit-)Täter:innenperspektiven noch erschwert. Demgegenüber schließt das offizielle Täter:innennarrativ in Deutschland die Anerkennung von Opferperspektiven anscheinend aus.⁵³ Angesichts der konkurrierenden Gedächtnisse Europas – dem östlichen Stalinismus-Gedächtnis und dem westlichen Holocaust-Gedächtnis, ist eine historisch differenzierte Betrachtung der Vergangenheiten, die die Singularität des Holocausts nicht in Frage stellt, unabdingbar: Die Erinnerung an die stalinistischen Verbrechen darf die Erinnerung an den Holocaust nicht relativieren. Umgekehrt darf das Monopol der Holocaust-Erinnerung die Erinnerung an die Verbrechen des Stalinismus oder andere historische Traumata wie Kolonialismus nicht verdrängen oder trivialisieren.⁵⁴

Erinnerungskultur heute: Menschenrechtsparadigma, dialogisches Erinnern und multidirektionale Erinnerung

Ähnlich verhält es sich mit der Vorstellung einer Opferkonkurrenz oder Opferhierarchie der Verfolgten des Nationalsozialismus, nach der verschiedene Opfergruppen um wirtschaftliche Ressourcen wie Entschädigungszahlungen und politischen Einfluss, Repräsentation und Anerkennung im Gedenken konkurrieren.⁵⁵ Das Ausmaß der Shoah⁵⁶ mit sechs Millionen Ermordeten und die besondere ideologische, auf eine ‚Endlösung‘ ausgerichtete Verfolgungsweise jüdischer Personen darf nicht durch das Gedenken an als ‚asozial‘ oder nach § 175 als homosexuell Verfolgte relativiert werden.

Dennoch ist es wichtig auch den sogenannten „vergessenen Opfern“, die lange in der Erinnerungskultur marginalisiert und nicht anerkannt oder entschädigt worden sind, zu gedenken. Dies ermöglicht ein differenzierteres Bild der NS-Geschichte und eine Reflexion von Kontinuitäten und Brüchen der historischen Ausgrenzungsideologien wie bspw. Rassismen oder Klassismus in der heutigen Gesellschaft, wor-

52 Vgl. Ebd.

53 Vgl. Ebd., S. 149.

54 Vgl. Ebd., S. 159-163, 178; Kroh 2008, S. 214f.

55 Vgl. Assmann 2020, S. 143.

56 Mit dem hebräischen Begriff Shoah bezeichneten jüdische Zeitzeug:innen den Massenmord an Juden und Jüdinnen während Nationalsozialismus und ist damit, anders als der Holocaust-Begriff, keine Fremdbezeichnung.

aufhin unsere Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster hinterfragbarer und dekonstruierbarer und für Gefährdungen der Menschenrechte sensibilisiert werden.⁵⁷ Dabei ist es entscheidend die Arten der Verfolgung sowie deren Umfang differenziert zu betrachten: Die systematische Vernichtung jüdischer Menschen sowie von Rom:nja und Sint:ize in den Vernichtungslagern, oder den Vernichtungskrieg gegen polnischen und sowjetischen Menschen, oder aber die ‚Euthanasie‘-Morde - fanden aufgrund eines rassistisch definierten Ausschlusses dieser Personengruppen aus der arischen ‚Volksgemeinschaft‘ statt. Wohingegen die Verfolgung der sogenannten ‚Gemeinschaftsfremden‘ - politischen Gegner:innen, oppositionellen Geistlichen, Homosexuellen, Obdachlosen, Sex Worker:innen, ‚Asozialen‘ und ‚Kriminellen‘ - auf keine systematische Vernichtung ausgerichtet war.⁵⁸

Nach Aleida Assmann habe die Holocaust-Erinnerung „einen Modellcharakter gewonnen, an dem auch andere Opfergruppen ihre Ansprüche und die Gestaltung ihrer eigenen traumatischen Erinnerungen ausrichten“⁵⁹. Mit dem Modell des multidirektionalen Gedächtnisses, dass die traumatischen historischen Ereignisse und Opfererinnerungen miteinander verknüpft, statt sie gegeneinander auszuspielen und dass sich von exklusiven Formen eindimensionaler Identitäten distanziert, soll es gelingen die spaltende Logik der Aufmerksamkeits- und Opferkonkurrenzen zu überwinden.⁶⁰ Die Singularitätsthese des Holocaust habe zur Herstellung von Analogien und Parallelen geführt und ermöglicht das Sichtbarmachen von Verflechtungen zu anderen traumatischen Gewalterinnerungen, die durch den Holocaustbezug erst wieder in öffentliche, globale Bewusstsein getreten sind. Das Modell der multidirektionalen Erinnerung habe bspw. erst mal die Holocaustforschung systematisch mit postkolonialen Studien verbunden.⁶¹ Somit müsste die metaphorische Rede vom black holocaust, der die verschiedenen Formen Anti-Schwarzen-Rassismus wie Sklaverei, Menschenhandel und Kolonialisierung umfasst, nicht zwangsläufig eine Opferkonkurrenz bedeuten, sondern kann durch die Verknüpfung und das Aneinanderstoßen mehrerer verschiedener politischer Gedächtnisse neue Formen und Visionen von Gerechtigkeit und Solidarität führen.⁶²

So entwickelte sich mit den 1990ern Jahren eine weitere Form des Erinnerns, die nicht die dauerhafte Memorialisierung als Vergangenheitsbewahrung zum Ziel hat, sondern durch symbolische und materielle Zugeständnisse an die Opfer - wie öffentliche Schuldbekennnisse,

57 Vgl. Wrochem GDRundbrief.

58 Vgl. Lehnstaedt 2020, S. 31 ff.

59 Assmann 2020, S. 57.

60 Vgl. Ebd., S. 177-180.

61 Vgl. Erll 2017 [2005], S. 128 f.

62 Vgl. Assmann 2020: 179-180.

eine justizielle Aufarbeitung, eine materielle Entschädigung und die Aufnahme ihrer Leidensgeschichte in nationale Narrative – eine „Transformation staatlicher Gewalt in Strukturen moralischer Verantwortung und die erfolgreiche soziale Reintegration von Opfern und Tätern in einer Gesellschaft“⁶³. Erreicht werden soll ein gesellschaftlicher Wandel und damit eine Überwindung der durch die Gewaltgeschichte erzeugte gesellschaftliche Spaltung. Somit handelt es sich um ein Erinnern, um zu überwinden bzw. ein Erinnern, um nicht zu wiederholen⁶⁴. Mithilfe dieses Erinnerungsmodells, das auf einem Menschenrechtsparadigma beruht und den universellen Wert der Würde des Menschen proklamiert, wird ein repressives Schweigen und Vergessen durch staatliche Autoritäten erschwert und erstmals konnten auch andere Formen staatlicher Gewalt, wie (kolonial-)rassistische und sexistische Diskriminierungen, kritisiert werden.⁶⁵

Ein „dialogisches Erinnern“ – in dem mehrere durch ihre geteilte Gewaltgeschichte verknüpfte Gedächtnisse, wechselseitig den jeweils eigenen Anteil an dem historischen Trauma des Anderen anerkennen und in die eigene Erinnerung integrieren – scheint für das Aufbrechen nationaler Grenzen in der Gedächtniskonstruktion und somit für eine transnationale Integration und globale Stärkung der Menschenrechte ein zukunftsweisendes Modell.⁶⁶

Mit der staatlichen Betreuung und Finanzierung der KZ-Gedenkstätten in Deutschland seit den 1990er Jahren ist die subversive Initiative der Erinnerungskultur, welche aus einer kritischen Gegenkultur erwachsen ist, zu einer affirmativen Staatskultur des Erinnerns geworden, die gleichzeitig staatstragend gesehen werden kann: Erinnerungskultur kann auch immer eine „Aneignung der Vergangenheit durch eine Gruppe“ mit einer identitätsstiftenden Komponente sein, mit der sie ihre Werte bestätigen können.⁶⁷ So bemerkt Jan-Holger Kirsch am Beispiel des Berliner Holocaust-Mahnmals, dass im heutigen Deutschland Bekenntnisse zur Nation und Bekenntnisse zur historischen Schuld nicht mehr als sich gegenseitig ausschließend wahrgenommen werden, sondern der Holocaust in den Dienst einer nationalen Identitätspolitik genommen wird. Das Denkmal werde so zu einer „Neudefinition ‚nationaler Identität‘“⁶⁸ von verantwortungsbewussten Nachkommen der Täter:innen, aus der die Opfer und ihre Nachfahren erneut ausgeschlossen werden.⁶⁹ Aleida Assmann kommentiert die absurde Situation, dass Deutsche oft als „Weltmeister im Erinnern“

63 Ebd., S. 202.

64 Vgl. Ebd., S. 194 f., 202.

65 Vgl. Ebd., S. 194.

66 Vgl. Ebd., S. 197-202.

67 Ebd., S. 32.

68 Kirsch 2005, S. 125.

69 Vgl. Ebd., S. 317 ff.

angesehen werden, sei nur daher möglich, „weil sie zuvor Weltmeister im Morden waren.“⁷⁰. Auch wenn der deutsche Staat ab den 1990er Jahren einen Mentalitätswandel durchlief und seitdem bereit war – bezüglich der Verbrechen des Nationalsozialismus – das in der Vergangenheit begangene Unrecht anzuerkennen, statt es zur Wahrung des positiven nationalen Selbstbildes zu verschweigen und damit eine ethische Erinnerungskultur pflegt, braucht es auch immer zivilgesellschaftliches Engagement für eine lebendige Erinnerungskultur ‚von unten‘.⁷¹

3. Zur Fachgeschichte, zum gegenwärtigen Selbstverständnis und zum historisch-kulturwissenschaftlichen Forschen in der Empirischen Kulturwissenschaft

Historische Kulturanalyse: Engagiertes Forschen in historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive

Die wissenschaftliche Disziplin Empirische Kulturwissenschaft, durch ihre anderen Bezeichnungen wie Kulturanthropologie oder Europäische Ethnologie auch Vielnamenfach genannt, hat ihre Vorläufer in der Volkskunde. Diese entwickelte sich als Wissenschaft in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zum akademischen Fach im frühen 20. Jahrhundert.

Sie beschrieb, konstruierte und analysierte eine „Volks-Kultur“ und institutionalisierte sich zunehmend in Kultureinrichtungen wie Museen und als Forschungseinrichtungen an Universitäten. In Hamburg wurde bereits 1919 mit Gründung der Universität ein promotionsberechtigtes Fach gegründet.⁷²

Aufgrund der von der Volkskunde und ihrem Volksbegriff vertretenen, deutschtümelnde - und damit andere ausschließende - Gemeinschaftsideologie fiel es den Nationalsozialist:innen leicht, das Fach zu besetzen, es ideologisch aufzuladen und ihr Wissen instrumentalisieren z.B. durch die „Blut-und-Boden-Metapher“ und die Herleitung des eigenen Machtanspruchs und der Deutungshoheit.⁷³ Im Gegensatz dazu gründete sich die Disziplin der außereuropäischen Ethnologie, ehemals Völkerkunde, deren rassistisches Wissen im Deutschen Kolonialismus für Militärische Prozesse und staatliche (Kultur-)Institutionen handlungsleitend wurde oder diese gar erst begründete.⁷⁴

70 Assmann 2020, S. 59.

71 Vgl. Ebd., S. 59, 70.

72 Für einen Ein- und Überblick in die Fachgeschichte vgl. Bausinger/ Brückner 1969, Bausinger 1971, Bausinger/ Brückner 1986, Niedermüller 2002, Moser/ Götz/ Ege 2015, Gerndt 2015, Mohrmann 2018 und Eggmann et. al 2019, Hegner 2020; zur hamburgischen Instituts Geschichte vgl. Kienitz 2021.

73 Vgl. Weber-Kellermann/ Bimmer/ Becker 2003 und Brückner 2020.

74 Vgl. Fischer 1990, Hausschild 1995, Streck 2000 und Oberdiek 2013.

Viele der verknoteten Wissensbestände von Postkolonialismus, Nationalsozialismus und Gewaltformen wirken bis in die Gegenwart hinein. Die Fachgeschichten der beiden Disziplinen sind durch (künstliche) Grenzziehungen sowie fach- und hochschulpolitische Debatten gekennzeichnet. Beide Disziplinen haben den Anspruch auf Gültigkeit und Relevanz, was in gegenwärtigen ökonomischen Logiken einer universitären Drittmittelakquise, durch die Erwartungen an internationale Forschungsprojekte, vor dem Hintergrund einer zunehmenden Internationalisierung und im Kontext von Exzellenzdebatten zunehmend schwierig wird.

Die Empirische Kulturwissenschaft untersucht ihre eigene Fachgeschichte und ihre Fachtraditionen selbstkritisch. Aufgrund der begrenzten Kapazitäten dieser Arbeit können die unterschiedlichen Positionen leider nicht vollständig nachgezeichnet werden. Augenmerk soll vielmehr auf dem Anspruch liegen, die Bedingungen und Formen der kulturwissenschaftlichen Wissensproduktion zu hinterfragen und kritisch einzuordnen – in soziale, politische und ökonomische Gesellschaftskontexte, in denen Wissenschaft niemals wertneutral, sondern immer auch an Rahmenbedingungen gebunden ist.⁷⁵

Historische Arbeitsweisen und Fragestellungen haben im Fachkontext eine lange Tradition. Sie begründeten eine quellenbasierte Kulturanalyse, die gegenwärtige Phänomene als historisch gewachsen einordnet. Eine historische Interpretation von Lebenswelten in Hamburg-Hammerbrook während der Weimarer Republik, des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus fragt also nach Entstehungsgeschichten, Überlieferungen und Wahrnehmungstraditionen. Vor allem wenn es um konkurrierende Deutungsperspektiven über Zeitgeschichte geht, die gegenwärtige politische Diskussionen und Debatten emotionalisieren und moralisieren. Ziel der kulturanalytischen Herangehensweise ist es daher, die historischen Kontexte zu erschließen, ein Verständnis für ihre Komplexität zu entwickeln und eine differenzierte Gesellschaftsgeschichte zu schreiben.⁷⁶

Durch die akteurszentrierte Kulturanalyse, in denen Akteur:innen und ihre Lebenswelten, Erfahrungen, Wissensbestände und Wahrnehmungen, in den Blick genommen werden, verfolgt die Kulturwissenschaft drei Schwerpunktsetzungen, deren Vorläufer sich historisch bis ins 19. Jahrhundert zu der Zeit ihrer Entstehung zurückführen lassen:

- a. Den Anspruch (Alltags-)Wissen zu produzieren, zu kritisieren und zu rekontextualisieren,

⁷⁵ Vgl. Haraway 2007 und Bagus 2017.

⁷⁶ Vgl. Bude 1991, Bal 2002, Lindner 2003 und Illing/ Schneider 2019.

- b. mit dem Wissen durch die spezifischen ethnografischen und historisch-archivalischen Arbeitsweisen und Fragestellungen interessierte Öffentlichkeiten zu informieren und für bestimmte Lesarten und Deutungsvorschläge zu argumentieren und
- c. das kulturwissenschaftliche Wissen zu nutzen, um sich gesellschaftspolitisch zu engagieren, um zu intervenieren und Umwelten zu verändern.⁷⁷

Es ist unumstritten, dass sich die Arbeitsweisen, Fragestellungen und Schwerpunkte akademischer Disziplinen je nach „turns“ und Paradigmenwechsel verändern und aktualisieren. Eine Konstante sind jedoch die in der Empirischen Kulturwissenschaft inhärenten Gestaltungspotenziale, welche sich in ihren Ausprägungen im Laufe der Jahrzehnte unterschieden und viel mehr auf einem Spektrum angesiedelt sind als das sie einer chronologischen Entwicklung unterliegen⁷⁸ - von Engagement bis Aktivismus, von Unterstützung bis Kollaboration, von Bildungsarbeit über Anwält:innenschaft bis hin zu der Formulierung einer radikalen Gesellschaftskritik.⁷⁹ Wir müssen uns in den spezifischen Formen des Engagiert-seins in unserem Projekt und den Zielen daher nicht von vornherein festlegen. Wir kombinieren verschiedene Facetten aus zivilem Aktivismus und gesellschaftlichem Engagement, gesellschaftskritischen Aspekten und einer Bildungs- und Vermittlungsarbeit, um zielgruppengerechte, status- und generationsübergreifende Angebote zu schaffen und nachhaltig zu implementieren. Wir möchten daher ausgewählte Facetten einer Erinnerungskultur in Hamburg-Hammerbrook auf die wissenschaftliche und politische Agenda setzen und das von uns generierte Wissen um den Stadtteil einer interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung stellen, kurz: Wir haben den Anspruch, das generierte Wissen in die Forschungsfelder zurückzuspielen und zitierbar zu machen.

Die Kulturwissenschaftlerin Michi Knecht verweist auf drei Dimensionen ethnografischen Wissens, Arbeitens und Forschens hin, die auch für unser Arbeiten relevant sind: gemeinsam mit den Akteur:innen Wissen produzieren, eine wissenschaftliche, kritische und kulturtheoretische Lesart und Deutungsvorschläge entwickeln sowie die methodischen Ebenen wissenschaftlichen Arbeitens weiterentwickeln.⁸⁰ Dies hilft uns, den verschiedenen Rollen bewusst zu werden, das Spiel mit Nähe und Distanz im Forschungsprozess auszubalancieren und die historischen Quellen theoretisch-fundiert und quellenkritisch zu interpretieren.

⁷⁷ Vgl. Binder/Hess 2013.

⁷⁸ Vgl. Burkhardt-Seebass 1997, Köstlin 1981 und Bachmann-Medick 2006.

⁷⁹ Vgl. Low/ Engle Merry 2010 und Hauer/ Faust/ Binder 2021.

⁸⁰ Vgl. Knecht 2013.

Networking: Kollaboratives Arbeiten, Forschen, Ausstellen

Eine „engaged anthropology“ (deutsch: Engagierte Anthropologie) ist keineswegs nur in einer gegenwartsorientierten Forschung möglich. Deutungen, Bewertungen und Wissensbestände der Vergangenheit müssen für den Zugang in den sozialen Wirklichkeiten der Gegenwart eingeordnet und ihre Positionen in den gesellschaftlichen Wissensordnungen dekonstruiert werden. Eine Kulturwissenschaft im 21. Jahrhundert soll sich unserer Meinung nach in politische Debatten einmischen und unbequeme Fragen stellen. Dies geschieht nicht ausschließlich in geschützten Diskusräumen wie der Universität, sondern mit zivilgesellschaftlichen Initiativen, Aktivist:innen und Alltagsakteur:innen auf öffentlichen politischen Bühnen und durch öffentliche Repräsentationsformen – so auch in unserem Fall.

Demonstrationen, Kundgebungen oder Stadtteilführungen sind Möglichkeiten, in denen die Grenze einer engagierten und einer aktivistischen Kulturwissenschaft verschwimmen. Es existieren verschiedene Grade an Involviertheit in Forschungsfeldern und verschiedene Intensitäten von Gestaltung wie z.B. künstlerisch-ästhetische, verschriftlichte oder politische Formen. Unsere Ergebnisse wandern nicht in unsere Schreibtischschubladen, sondern werden für eine Veröffentlichung aufbereitet und für eine Ausstellung visualisiert.

Folgeprojekte könnten experimentellere Formate und Formen der Wissensvermittlung von historischem Wissen im Stadtteil entwickeln und miteinander kombinieren. Denkbar wäre z.B. ein „kritisches postnationalsozialistisches Flanieren“ im gebauten und sozialen Raum des heutigen Hamburg-Hammerbrooks, um sich selbst und die Stadtgesellschaft für die historischen Spuren, die Gewaltformen und die Grausamkeiten des NS-Regimes zu sensibilisieren und vor die eigenen Augen zu führen, dass diese Spuren – gebaut, institutionalisiert und sozial, auch noch in unseren gegenwärtigen Alltags präsent sind und sich wie Sedimentschichten überlagern. Dies wäre ein wichtiges Zeichen, vor allem in Zeiten, in denen Rechtspopulismen zunehmend erstarken und völkische Ideologien verbreitet werden – auch in dem das Fach Grenzen zieht, das eigene Fachverständnis aktualisiert und sich bewusst positioniert.⁸¹

81 Vgl. Eggmann 2009 und Egmann/ Oehme-Jüngling 2013.

Ein Zeichen setzen. Erinnerungskultur zwischen Stadtteil und Universität

Darüber hinaus zeigen Projekte wie diese, wie politisch Erinnerungskultur ist und gleichzeitig wie erinnerungswürdig Politik bzw. politische Prozesse ist und sind. So wirkt auch unser Projekt als verschriftlichtes und visualisiertes Mahnmal, welches auf eine bisherige Leerstelle in der Aufarbeitung von lokaler Stadtgeschichte verweist.⁸²

Das interdisziplinäre, status- und generationsübergreifende Projekt zur lokalen Stadtgeschichte Hamburg-Hammerbrooks zeigt also, wie sich vielfältige Formen einer akademischen Wissensproduktion und eines Engagements im Forschungsfeld produktiv miteinander verbinden (lassen). Das gemeinsame Ziel war und ist es, einen Erinnerungsort zu schaffen und gleichzeitig die methodischen Herangehensweisen in der Konzeption, Gestaltung und Vermittlung von städtischer Erinnerungskultur weiterzuentwickeln. Die Herausforderungen und Grenzen des Projektes zeigen sich uns im Sprechen über und in der Diskussion von sensiblen akteur:innenspezifischen Inhalten, um intime Erfahrungen von Gewalt, Unrecht und Tod und ihre angemessene und respektvolle Aufarbeitung in kollaborativen Arbeitsformen zwischen Universität und Zivilgesellschaft.

Es war unabdingbar, dass wir Kriterien entwickeln mussten, diesen wissenschaftlichen und persönlichen Herausforderungen gerecht zu werden. So benötigten wir einen Grad an Offenheit, Transparenz und Neugierde, um die Potenziale des Zusammenarbeitens, das gemeinsame Diskutieren, Durchdenken und Reflektieren, zu stärken.

4. Zwischen Seminarraum, Zoom und Münzviertel: Studierende und Initiativen - eine Reflexion

Die Initiativkultur im Münzviertel blickt auf eine lange Tradition zurück. Viele Aktivitäten sind auf die Stadtteilinitiative Münzviertel zurückzuführen, die sich in den vergangenen Jahren stark gegen Leerstand und für soziale Projekte eingesetzt haben. Über die Jahre sind zahlreiche Projekte wie das WERKHAUS MÜNZVIERTEL⁸³, die Radküche⁸⁴ oder die Tante Münze⁸⁵ entstanden. Eine Besonderheit ist die starke

82 Vgl. König 2019.

83 Hier ist beispielsweise das Werkhaus Münzviertel hervorzuheben. Dieses auf Verschränkung von Pädagogik, Kunst und Quartiersarbeit basierende Projekt stellt ein niedrigschwelliges Angebot für junge Erwachsene im Alter von bis zu 27 Jahren dar, die obdachlos oder von Obdachlosigkeit bedroht sind.

84 Die Radküche ist eine Fahrrad-Selbsthilfswerkstatt, in der mit professioneller Unterstützung und nötiger Ausstattung wöchentlich am eigenen Fahrrad gearbeitet werden kann.

85 Die Tante Münze ist ursprünglich eine Lebensmittelkooperative. In Zusammenarbeit mit anderen Projekten in der Umgebung können an verschiedenen Standorten z.B. fair gehandelte Waren erworben werden.

Vernetzung der Einrichtungen und Projekte im Viertel. Ein bekannter Aktionsraum war das Kollektive Zentrum, das nach langem Verhandeln das Objekt Ende 2016 räumen musste.⁸⁶ Im Herbst 2018 konnte die neue Initiative Viertelzimmer - Raum für Stadtteilkultur⁸⁷ Ausgleichsflächen in der Rosenallee 11 beziehen und ermöglicht Bewohner:innen des Stadtteils seitdem die niedrigschwellige Teilhabe an verschiedenartigen Programmen, die teilweise schon vor der neuen Initiative existierten. So gibt es eine Thai-Box-Gruppe⁸⁸, eine Nähwerkstatt⁸⁹, ein Fotolabor, das „Münzviertel-Archiv“⁹⁰, eine Siebdruckwerkstatt und viele weitere Angebote. Das Viertelzimmer ist für die Bedürfnisse aus dem Stadtteil sensibel und für Ideen offen. Zudem finden regelmäßig gemeinsame Veranstaltungen statt - von politischen Diskussionsabenden bis hin zu Poetry Slams und Konzerten. Besonders zentral und beliebt ist der Viertelabend, der wöchentlich in den Räumlichkeiten des Viertelzimmers oder bei gutem Wetter im benachbarten Münzgarten stattfindet und die Nachbar:innenschaft zusammenbringen soll.⁹¹ Auch war ein solcher Viertelabend Anstoß für das gemeinsame Erinnerungskulturprojekt. Die Beteiligten rund um das Viertelzimmer hatten sich bereits mit der bewegten Geschichte des Gebäudes auseinandergesetzt. In der Konzeption des Projekts wird der Hintergrund wie folgt beschrieben:

„Das Gebäude in der Rosenallee 11, fertiggestellt 1883, gilt als eines der ältesten Gebäude und zählt zum historischen Mittelpunkt des heutigen Münzviertels. Von 1883 bis 1935 diente das Gebäude als örtliche Volksschule für Mädchen am westlichen Rand des damaligen Arbeiterwohnviertels Hammerbrook. Vor dem Eingang wurden durch Anregung der Stadtteilinitiative 2008 zwei Stolpersteine verlegt, die an das Schicksal zweier jüdischer Lehrerinnen aus jenem Schulkollegium erinnern: Bella Spanier (geb. 25.2.1884 in Burg-Lesum, 1933 aus dem Schuldienst entlassen, am 25.10.1941 nach Łódź deportiert, am 10.5.1942 in Chelmo ermordet) und Recha Lübke (geb. 6.3.1880 in Altona, 1934 aus dem Schuldienst entlassen, am 19.7.1942 nach Theresienstadt,

86 Vgl. jkk: Linkes Zentrum KoZe kommt Räumung zuvor. Online unter: www.welt.de/regionales/hamburg/article159034583/Linkes-Zentrum-KoZe-kommt-Raeumung-zuvor.html (30/09/2021).

87 Im Folgenden „Viertelzimmer“.

88 Muay Thai oder auch Thai Boxen ist eine thailändische Kampfkunst, die vielseitige Aspekte, wie Selbstverteidigung, Fitness und Wettkampfsport vereinigt. Ohne Verfasser:in. Ohne Titel. Online unter: www.viertelzimmer.net/projekte/ (30/09/2021).

89 Das textile Handwerkeln - „Knit Happens“ ermöglicht gemeinsames Stricken, Nähen, Basteln und kreativ sein in unterstützender Atmosphäre. Ohne Verfasser:in. Ohne Titel. Online unter: www.viertelzimmer.net/projekte/ (30/09/2021).

90 „Das Münzviertel Archiv“ hatte seinen Auftakt am 8.12.2017 und ist auf das langjährige Schaffen des engagierten Künstlers Günter Westphal zurückzuführen. Das Münzviertel-Archiv hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Historie des Münzviertel prozessual aufzuarbeiten und damit das kollektive Gedächtnis des Stadtteils zu prägen.

91 Ohne Verfasser:in. Ohne Titel. Online unter: www.viertelzimmer.net/projekte/ (30/09/2021).

am 9.10.1944 nach Auschwitz deportiert und ermordet).“⁹²

Vor diesem Hintergrund drängte sich der Umgang mit der Vergangenheit auf. In den Räumlichkeiten des Viertelzimmers, aber auch in denen der benachbarten Initiativen, ist es der Vorarbeit engagierter Akteur:innen im Viertel zu verdanken, dass bereits mit Hinweistafeln und Ausstellungswänden an Bella Spanier und Recha Lübke erinnert wird. Den Beteiligten erschien die Darstellung in ihrem Umfang und im Verhältnis zu den sozialen und freizeithlichen Veranstaltungen jedoch nicht angemessen.

Nach den ersten erfolgreichen Monaten des Viertelzimmers kamen auf besagtem Viertelabend spätere Projektbeteiligte ins Gespräch. Auf die Frage, wie ein angemessener Umgang mit den Geschehnissen gefunden werden kann, kam die Idee einer Kooperationen mit Studierenden der Universität Hamburg auf. So bringen die Studierenden der heutigen Empirischen Kulturwissenschaft die Fähigkeit mit, historische Themen mit aktuellen, kulturellen Zusammenhängen zu verknüpfen. Da seinerzeit ein starker Wille aus der Studierendenschaft kommuniziert wurde, zum einen in konkreten Projekten und zum anderen vermehrt im Themenfeld Nationalsozialismus zu forschen,⁹³ war hier die perfekte Schnittstelle gefunden. Aufgrund des Selbstverständnisses der Initiative als Möglichkeitsraum, war die Bereitschaft für eine Zusammenarbeit sehr groß.

Für eine erste Skizzierung, wie das Projekt überhaupt aussehen sollte, fand im Juni 2019 ein erstes Projektgruppentreffen aus Beteiligten des Viertelzimmers und einer Studierenden statt. Zunächst stand die Markierung als Ort des Geschehens im Vordergrund - es sollte mittels einer Dauerausstellung in Form von Hinweistafeln auf den Hintergrund aufmerksam gemacht werden. Für die Erarbeitung der Inhalte - die aufgrund der dünnen Quellenlage noch recht spärlich vorhanden waren - sollten die Studierenden mit einbezogen werden. Alles weitere wollte die Projektgruppe ermöglichen. Das benannte Institut zeigte sich für eine Zusammenarbeit ebenfalls offen und bald war eine Anschlussmöglichkeit gefunden: Prof. Dr. Norbert Fischer, der sich in seiner wissenschaftlichen Laufbahn bereits mit ähnlichen Themenbereichen befasst und sich in seiner Lehrtätigkeit immer wieder für projektorientierte Seminare engagiert hatte, war bereit, in Zusammenarbeit mit der Projektgruppe eine Lehrveranstaltung⁹⁴ zum

92 Auszug aus der Projektkonzeption: „Projektbeschreibung des Teilprojekts Begleitpublikation des Gesamtprojekts „REsearch-REmind-REact - Erinnerungsort Münzviertel“, ohne Verfasser:in, ohne Datum.

93 Fachschaftsrat des Instituts für Volkskunde/Kulturanthropologie 2019, S. 113.

94 Lehrveranstaltung der Universität Hamburg, Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie, Sommersemester 2020, Dozent: Norbert Fischer: „Hamburg-Hammerbrook: Ein interdisziplinäres Projekt zur Entwicklung eines Erinnerungsortes im Kontext des Nationalsozialismus.“

Thema anzubieten.

Es sollte zunächst allgemein Erinnerungskultur in Hamburg besprochen und sich anschließend mit konkreten Seminar- und Prüfungsleistungen, vorrangig angesiedelt in Hamburg und besonders in Hammerbrook, mit Erinnerungskultur vor Ort auseinandergesetzt werden. Trotz der pandemiebedingten Einschränkungen, die persönliche Treffen und Exkursionen zeitweise unmöglich machte und der verpflichtenden Online-Lehre, kamen bereits erste spannende Leistungen seitens der Studierenden zustande. Ganz ohne Auswirkungen blieben die Einschränkungen jedoch nicht, so waren Besuche der Projekträumlichkeiten und das persönliche Kennenlernen der Projektbeteiligten der Initiative zunächst aus. Auch wenn es in der Seminar-konzeption gelang, in der Kürze der Zeit mit abwechslungsreichen Video-Formaten die durch die digitale Lehre entstehende Distanz aufzubrechen, ließen sich persönliche Besuche nicht ersetzen. Auch die Möglichkeiten, in Hamburger Archiven zu recherchieren, waren begrenzt. Zum Ende des Semesters war es dann doch möglich, in Gruppen aufgeteilt, die Räumlichkeiten in der Rosenallee zu besuchen und die Projektbeteiligten persönlich kennenzulernen. Hier wurde deutlich, dass zum einen der Bedarf an der Arbeit miteinander, aber auch der Bedarf an weiteren Ausarbeitungen weiterhin vorhanden war, weswegen in einer Folgeveranstaltung⁹⁵ das Seminar noch ein weiteres Semester angeboten wurde.

Im Seminarverlauf, als auch in der Arbeit der Projektgruppe der Initiative, waren die Beteiligten von Hürden betroffen – sei es die Pandemielage oder persönliche Ressourcengrenzen. Ein solches Projekt, dem ein hoher moralischer und fachlicher Anspruch innewohnt, erfordert eine große Leidenschaft für das Thema, insbesondere dann, wenn es auf ehrenamtlichen Leistungen beruht. Das Projektziel wird von der Projektgruppe wie folgt formuliert:

„Mit dem Projekt wollen wir dazu beitragen, eine Verdichtung von Erinnerungslandschaften in Hamburg mit Schwerpunkt auf Hammerbrook voranzutreiben. Gerade vor dem Hintergrund der nun bald endenden Zeitzeug:innenschaft des Nationalsozialismus, ist es uns ein besonderes Anliegen, unsichtbar gebliebene Lebensschicksale und Orte - vor allem in dieser zentralen Stadt-lage - sichtbar zu machen. Wir möchten die zeitlich und räumlich so entfernt scheinenden Ereignisse greifbarer machen, indem wir aufzeigen, wie der Stadtteil vom nationalsozialistischen Geschehen durchzogen war. Auf diese Weise möchten wir vor dem Hin-

⁹⁵ Lehrveranstaltung der Universität Hamburg, Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Wintersemester 2020/2021, Dozent: Norbert Fischer: „Hamburg-Hammerbrook: Ein interdisziplinäres Projekt zur Entwicklung eines Erinnerungsortes im Kontext des Nationalsozialismus, Teil 2: Vorbereitung einer Publikation.“

tergrund aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Vergangenen anregen.⁹⁶

Neben der Einrichtung eines dauerhaften und damit nachhaltigen Erinnerungsortes werden im Verlauf des Konzepts zusätzlich die Ansprüche der Niedrigschwelligkeit, Vernetzung mit anderen Initiativen und der digitalen Zugänglichkeit betont. Ebenso ist es der Projektgruppe wichtig, die eigenen Erfahrungen für ähnliche Projekte aufzubereiten und weiterzugeben. Was gehört jedoch zu einem solchen Ort, der sich diesen Zielen verpflichtet? Wie von selbst kommen zu den ursprünglich geplanten Dauerausstellung weitere Formate hinzu: eine Veranstaltungsreihe sowie regelmäßige und dauerhafte Veranstaltungen zum Thema, in die eine Auswahl erinnerungskulturell-relevanter Akteur:innen mit einbezogen werden soll, eine Webpräsenz, das Festhalten und Erweitern von Zeitzeug:innenerzählungen sowie die Zugänglichkeit und auf Dauer angelegte Auseinandersetzung und Arbeitsmöglichkeit im „Münzviertel-Archiv“. Im Verlauf der Seminare wuchs ferner das Anliegen, die nunmehr umfangreichen und hochwertigen Arbeiten der Studierenden in Form einer Projektpublikation der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Ausgewählt wurden hierfür jene Beiträge, die sich von der Rosenallee 11 ausgehend mit der Geschichte der direkten Umgebung befassen - das Ergebnis halten Sie in Ihren Händen.

Das Projekt, mittlerweile wie von selbst gewachsen, brachte nun aber auch mehr Anforderungen mit sich als ursprünglich geplant. Zu einem gemeinschaftlichen Arbeitsprozess, so lernte die Gruppe, gehört nicht nur das Formulieren der Ziele und die Arbeit an der Umsetzung, sondern auch die stetige Auseinandersetzung mit Hindernissen und das Justieren der Projektziele. Die Mitglieder der Projektgruppe von Seiten der Initiative arbeiten gänzlich ehrenamtlich. Ebenso engagieren sich einige Studierende, wie es in projektorientierten Seminaren häufig der Fall ist, über die übliche Seminarbeteiligung hinaus, was an dieser Stelle ausdrücklich Erwähnung finden soll. Die Gruppe war so manches Mal gefordert, das Vorhaben zu überdenken. Vor dem Hintergrund, dass die Beteiligten regelmäßig an zeitliche Kapazitätsgrenzen gestoßen sind, wurde in gemeinsamen Treffen ausgehandelt, was leistbar ist. Es war Konsens, dass viele Bestandteile des Projekts so wesentlich für einen zeitgemäßen Erinnerungsort waren, dass sie nicht verworfen werden sollten. Die Projektgruppe hat es geschafft, in offenen Gesprächen Lösungen für die meisten Problemlagen zu finden. So wurde im Umfeld Hilfe gesucht, Zuständigkeiten geändert oder auch einfach das eine oder andere liebe Wort gesprochen. Nicht nur die offene Kommunikation, sondern auch das soziale Miteinander,

⁹⁶ Auszug aus der Projektkonzeption: „Projektbeschreibung des Teilprojekts Begleitpublikation des Gesamtprojekts „REsearch-REmind-REact - Erinnerungsort Münzviertel“, ohne Datum.

so zeigt es sich häufig nach den Arbeitstreffen, ist ein wichtiger Bestandteil für eine erfolgreiche Arbeitsweise. Nach Feierabend, wenn das straffe Tagesprogramm abgearbeitet ist, ergibt sich der Raum für kreative Ideen oder einfache Lösungen.

Gleichzeitig musste im Arbeitsprozess anerkannt werden, dass keine Vollständigkeit im Sinne eines fertigen Wissensbestandes erreicht werden konnte. Zum einen ist die Quellenlage historischer Dokumente aufgrund der damals fast vollständigen Zerstörung Hammerbrooks spärlich. Zum anderen bietet der Themenkomplex noch eine Vielzahl von Perspektiven, die eine einzige Arbeitsgruppe nicht vollständig abzudecken vermag. Mit diesen Tatsachen im Blick soll der Erinnerungs-ort gezielt als prozessual und offen für weitere Bearbeitung betrachtet werden. So sollen Anwohner:innen, Besucher:innen und weitere Geschichts:interessierte eingeladen sein, sich vor Ort, beispielsweise im „Münzviertel-Archiv“, mit dem Themenkomplex zu befassen und gemeinsam den Wissensbestand wachsen zu lassen.

In der Arbeit an dieser Projektpublikation, die in Form von teils übergreifenden Teilnahmen der Projektgruppenmitglieder an Redaktionsgruppentreffen der Studierenden stattfand, wuchsen beide Arbeitsgruppen immer mehr zusammen. Da mittlerweile auch wieder Treffen in Präsenz stattfinden konnten, entstand eine dynamische, unterstützende Arbeitsweise, die bald zu den ersten fertiggestellten Beiträgen für diese Publikation führte, aber auch zu studentischem Zuwachs in der Projektgruppe. Trotz aller Hürden - die Mittelgenerierung für das Gesamtprojekt sei hier als noch ganz eigenes Thema ausgenommen - hat sich ein stabiles Netzwerk engagierter Persönlichkeiten entwickelt, das dem Münzviertel, Hammerbrook und damit auch Hamburg einen wichtigen Beitrag in der Erinnerungskultur leistet. Es sind eben jene aktivistische, akademische und private Vernetzungen, die solche Lücken überhaupt erst füllen können und diese Art von Projekten möglich machen.

Doing Erinnerungskultur: Zu Themenfeldern und Arbeitsweisen in diesem Buch

Nachdem wir nun das Projekt, seine Entwicklung und die Kooperation zwischen Universität und Münzviertel sowie die Einordnung in die Fachgeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft vorgestellt haben, möchten wir nachfolgend die Struktur dieses Buches umreißen. Mit Hilfe historisch-kulturwissenschaftlicher Methoden werteten wir verschiedene Quellengattungen aus, von historischen (Ego-) Dokumenten, Fotografien bis hin zu Oral History-Aufnahmen. Anhand verschiedener Fallbeispiele und Mikroperspektiven umreißen wir unter anderem Fragen des Alltags, des Wohnens, des Arbeitens und des Fühlens sowie spezifische Perspektiven auf Gewalt- und Unrechts-

erfahrungen im Kontext des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus in Hamburg-Hammerbrook. Dies tun wir jedoch nicht ohne gesellschaftliche Mechanismen und politische Prozesse außer Acht zu lassen. Denn gerade in den vielfachen Verflechtungen zwischen Lebenswelten von historischen Akteur:innen und der historischen Kontextualisierung von Kriegsgeschehen zeichnen wir ein differenziertes Bild des Stadtteil Hamburg-Hammerbrooks nach.

Brenda Krischen stellt die Volksschule für Mädchen in der Rosenallee 11 vor (**Kapitel 2**), insbesondere die beiden Lehrer:innen Recha Lübke und Bella Spanier. Sie zeigt auf, wie der gebaute und soziale Raum der Schule eine spezifische historische Konstellation abbildet, die durch die Machtübernahme der Nationalsozialist:innen grundlegend verändert wurde. Darauf folgt eine quellenbasierte Analyse des sozial-politischen Geschehens vor und nach sowie die Wahrnehmungen von Einzelakteur:innen in der ‚Operation Gomorrha‘ (**Kapitel 3**). Detailliert beschreibt Oliver Timm die Bedingungen, den Ablauf und die Konsequenzen der Zerstörung des Luftangriffs der britischen und amerikanischen Alliierten im Jahr 1943 auf den historischen Alltag im Stadtteil dar. Hier knüpft eine historische Kontextualisierung des KZ-Außenlagers Hamburg-Hammerbrook in der Spaldingstraße 152 - 162 an, welches von Oktober 1944 bis April 1945 existierte und in dem über 2000 Häftlinge und Kriegsgefangene gefangen gehalten wurden (**Kapitel 4**). Brenda Krischen und Lina-Sophie Diedrichs zeichnen die Funktionen und die nationalsozialistische Rahmung des Außenlagers nach. In (**Kapitel 5**) geht es mit akteurszentrierten Perspektiven weiter. Madlen Eickhoff und Manuel Bolz nähern sich mit Hilfe historisch-kulturwissenschaftlicher Methoden wie der Oral History ausgewählten Emotionen und Sinnen im Zweiten Weltkrieg an. Oliver Timm erörtert in den beiden Folgekapiteln das sozialpolitische Leben und Arbeiten im Stadtteil (**Kapitel 6**) sowie die historische Entwicklung des Stadtteils (**Kapitel 7**). Das Buch schließt mit einer Reflexion der Arbeit und des Forschens mit sensiblen Quellen an und ordnet die Quellen und die Diskussionsergebnisse kritisch ein (**Kapitel 8**).

Wir wünschen Ihnen und Euch eine interessante und aufschlussreiche Lektüre.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Literatur

Adorno, Theodor: Eingriffe. Neun kritische Modelle, 9. Aufl. Frankfurt/Main 1980 [1959].

Altendorf, Bettina: Der Umgang mit Gedenkstätten in Deutschland. Veröffentlicht am 7.11.2005. URL: www.zukunft-braucht-erinnerung.de/der-umgang-mit-gedenkstaetten-in-deutschland/ (Stand 14.9.2021).

Arendt, Hannah: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, Totalitarismus, 9. Auflage. München 2003.

Assmann, Aleida: Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, 3., erweiterte und aktualisierte Auflage. München 2020 [2013].

Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik. München 2006.

Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns: Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Hamburg 2006.

Bagus, Anita: Forcierte Internationalität in einer nationalen Disziplin: „Kalte Krieg“ im Transformationsprozess der Volkskunde nach 1945. In: Zeitschrift für Volkskunde 113/2 (2017), S. 201-222.

Bal, Mieke: Kulturanalyse. Frankfurt am Main 2002.

Bausinger, Hermann: Von der Altertumswissenschaft zur Kulturanalyse. Darmstadt 1971.

Bausinger, Hermann/ Brückner, Wolfgang: Kontinuität?: Geschichtlichkeit und Dauer als volkskundliches Problem. Schmidt 1969.

Bausinger, Hermann/ Jeggler, Utz: Volkskultur in der Moderne: Probleme und Perspektiven empirischer Kulturforschung. Reinbek bei Hamburg 1986.

Binder, Beate/Hess, Sabine: Eingreifen, kritisieren, verändern. Genealogien engagierter Forschung in Kulturanthropologie und Geschlechterforschung. In: Binder, Beate/ von Bose, Friedrich/ Ebell, Katrin/ Hess, Sabine/ Keinz, Anika (Hrsg.): Eingreifen, Kritisieren, Verändern!? Interventionen ethnografisch und gendertheoretisch. Münster 2013, S. 22-55.

Brückner, Wolfgang: Das Jahr 1938 in der deutschsprachigen Volkskunde: Meinungshegemonien des gedruckten Wortes. Münster 2020.

Bude, Heinz: Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme. In: Flick, Uwe/ von Kardoff, Ernst/ Keupp, Heiner/ von Rosenstiel, Lutz/ Wolff, Stephan (Hrsg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München 1991, S. 101-112.

Burckhardt-Seebass, Christine (Hrsg.): Zwischen den Stühlen fest im Sattel. Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde. Göttingen 1997.

Conrad, Sebastian: Rückkehr des Verdrängten? Die Erinnerung an den Kolonialismus in Deutschland 1919-2019. Veröffentlicht am: 27.9.2019. URL: www.bpb.de/apuz/297599/rueckkehr-des-verdraengten-die-erinnerung-an-den-kolonialismus-in-deutschland-19192019?p=3 (Stand 14.9.2021).

Delius, Anna: Die Ambivalenz der Aufarbeitung – Erinnerungskultur. Veröffentlicht: Juli 2020. URL: www.goethe.de/ins/es/de/kul/sup/eri/21927023.html (Stand 14.9.2021).
Eckel, Jan/ Moisel, Claudia: Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Universalisierung des Holocaust? Erinnerungskultur und Geschichtspolitik in internationaler Perspektive. Göttingen 2008, S. 9-25.

Eggmann, Sabine: „Kultur“-Konstruktionen: die gegenwärtige Gesellschaft im Spiegel volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Wissens. Bielefeld 2009.

Eggmann, Sabine/ Jöhler, Birgit/ Kuhn, Konrad J./ Puchberger, Magdalena (Hrsg.): Orientieren & Positionieren, Anknüpfen & Weitermachen. Wissensgeschichte der Volkskunde/ Kulturwissenschaft in Europa nach 1945. Münster 2019.

Eggmann, Sabine/ Oehme-Jüngling, Karoline: Doing society: „Volkskultur“ als gesellschaftliche Selbstverständigung. Basel 2013.

Erll, Astrid: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung, 3., aktualisierte und erweiterte Auflage, Stuttgart 2017 [2005].

Fachschaftsrat des Instituts für Volkskunde/Kulturanthropologie: Wie wollen wir studieren? Studentische Vision(en) für die Zukunft des Fachs. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie, Jubiläumsausgabe | 19|2019, Bd. 10 (2019), S. 111-114.

Faulenbach, Bernd: Diktaturerfahrungen und demokratische Erinnerungskultur in Deutschland. In: Kaminsky, Anne (Hrsg.): Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR, 2. erweiterte und überarbeitete Auflage. Berlin 2007, S. 16.

Fischer, Hans: Völkerkunde im Nationalsozialismus: Aspekte der Anpassung, Affinität und Behauptung einer wissenschaftlichen Disziplin. Berlin u.a. 1990.

Gerndt, Helge: Zur alten Frage: Was bleibt? Momente und Monumente der volkscundlichen Fachgeschichte. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 111 (2015), S. 259-279.

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Berlin 1966.

Halbwachs, Maurice: Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis. Hrsg. v. Stephan Egger. Konstanz 2003.

Hammerstein, Katrin: Eine Fernsehserie schreibt Geschichte: Reaktionen auf die Ausstrahlung von „Holocaust“ vor 4 Jahren. Veröffentlicht am: 18.1.2019. URL: www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/284090/reaktionen-auf-die-ausstrahlung-der-fernsehserie-holocaust-vor-40-jahren (Stand: 15.9.2021).

Hammerstein, Katrin/ Hofmann, Birgit: „Wir [...] müssen die Vergangenheit annehmen“. Richard von Weizsäckers Rede zum Kriegsende 1985. Veröffentlicht am: 18.12.2015. URL: www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/217619/richard-von-weizsaeckers-rede-zum-kriegsende-1985 (Stand 15.9.2021).

Haraway, Donna J.: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In: Hark, Sabine (Hrsg.): DisKontinuitäten. feministische Theorie, 2., aktualisierte und erweiterte Auflage. Wiesbaden 2007, S. 305-322.

Hauer, Janine/ Faust, Friederike/ Binder, Beate: Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren. Zu Formen des Zusammenarbeitens in der ethnografischen Forschung. In: Berliner Blätter 83 (2021 = Kooperieren – Kollaborieren – Kuratieren. Positionsbestimmungen ethnografischer Praxis, S. 3-17.

Hausschild, Thomas (Hrsg.): Lebenslust und Fremdenfurcht: Ethnologie im Dritten Reich. Frankfurt am Main 1995.

Hegner, Victoria: Umbruchsituationen: Die Fachentwicklung in der Europäischen Ethnologie/Kulturanthropologie nach 1989. In: Zeitschrift für Volkskunde 116/2 (2020), S. 193-216.

Illing, Jenny/ Schneider, Ingo: Empirische Kulturwissenschaft als kritische Gesellschaftsanalyse. Kritik als theoretisch-praktisches Instrument einer Alltags- und Erfahrungswissenschaft. In: Eggmann, Sabine/ Kolbe, Susanne/ Winkler, Justin/ Rolshoven, Johanna (Hrsg.): Wohin geht die Reise?: eine Geburtstagsausgabe für Johanna Rolshoven 2019. S. 283-299.

Kaminsky, Anne/ Gleinig, Ruth (Hrsg.): Orte des Erinnerns. Gedenkzeichen, Gedenkstätten und Museen zur Diktatur in SBZ und DDR, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin 2007, S. 15-24.

Kienitz, Sabine: Von der Altertumskunde zur Gegenwartsvolkskunde. Die „Hamburger Schule“. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK) 13 (2021 = Welt. Wissen. Gestalten. 42. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde (dgv) Oktober 2019), S. 47-66.

Kirsch, Jan-Holger: Nationaler Mythos oder historische Trauer? Der Streit um ein zentrales „Holocaust-Mahnmal“ für die Berliner Republik. Köln u. a. 2003.

Knecht, Michi: Nach Writing Culture, mit Actor-Netzwerk: Ethnografie/Praxeografie in der Wissenschafts-, Medizin- und Technikforschung. In: Hess, Sabine/ Moser, Johannes/ Schwertl, Maria (Hrsg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013, S. 79-107.

König, Gudrun: Die Präsenz der Dinge, die Gegenwart der Geschichte. Artefakte der NS-Zeit ausstellen. In: Koch, Angela/ Hohenberger, Eva (Hrsg.): Grau in Grau. Ästhetisch-politische Praktiken der Erinnerungskultur. Berlin 2019, S. 83-108.

Koselleck, Reinhart: Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses. In: Knigge, Volkhard/ Frei, Norbert (Hrsg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. München 2002, S. 21-32.

Köstlin, Konrad: Beschreibungsebenen der Volkskultur. In: Kieler Blätter zur Volkskunde XIII (1981), S. 5-26.

Kroh, Jens: Transnationale Erinnerung. Der Holocaust im Fokus geschichtspolitischer Initiativen. Frankfurt am Main 2008.

Lehnstaedt, Stephan: Gegen eine Hierarchie der Opfer. In: Ostrowska, Joanna/ Talewicz-Kwiatkowska, Joanna/ Dijk, Lutz van (Hrsg.): Herausforderungen beim Erinnern an sexuelle Minderheiten. Berlin 2020, S. 31-38.

Lindner, Rolf: Vom Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (2003), S. 177-188.

Low, SETH M./ Engle Merry, Sally: Engaged Anthropology: Diversity and Dilemmas: An Introduction to Supplement 2. In: Cultural Anthropology 51/2 (2010), pp. 203-226.

Mohrmann, Ute (Hrsg.): Ethnographie in der DDR: Rückblick auf die Fachgeschichte. Berlin 2018.

Moser, Johannes/ Götz, Irene/ Ege, Moritz (Hrsg.): Zur Situation der Volkskunde 1945-1970. Orientierungen einer Wissenschaft zur Zeit des Kalten Krieges. (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Band 43). Münster u. a. 2015.

Neschma Klein, Judith: Vordenkerin der Stolpersteine. In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung Nr. 20 vom 17. Mai 2015, S. 6.

Niedermüller, Peter: Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen. In: Ders./ Köstlin, Konrad/ Nikitsch, Herbert (Hrsg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologen nach 1989. (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Band 23). Wien 2002, S. 27-62.

Nora, Pierre: Les Lieux de mémoire. Fünf Bände. Paris 1984-1992.

Oberdiek, Ulrich: Hierarchie und gehorsam im Fach Ethnologie: ihr Einfluss auf die Theorieproduktion in Deutschland seit 1950. Berlin u.a. 2013.

Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora: Nationale Mahn- und Gedenkstätte der DDR. URL: www.buchenwald.de/de/74/ (Stand 14.9.2021).

Streck, Bernhard (Hrsg.): Ethnologie und Nationalsozialismus. Gehen 2000. Weber-Kellermann, Ingeborg/ Bimmer, Andreas C./ Becker, Siegfried (Hrsg.): Einfüh-

rung in die Volkskunde/ Europäischen Ethnologie. Wiesbaden 2003.

Weizsäcker, Richard von: Gedenkveranstaltung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges in Europa. URL: www.bundespraesident.de/SharedDocs/Downloads/DE/Reden/2015/02/150202-RvW-Rede-8-Mai-1985.pdf;jsessionid=6C6FBD5A6B2D5661F187EB64B0CA24FF.2_cid505?__blob=publicationFile (Stand 15.9.2021).

Wolfrum, Edgar: Geschichte der Erinnerungskultur in der DDR und BRD Veröffentlicht am: 26.8.2008. URL: www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39814/geschichte-der-erinnerungskultur (Stand 17.9.2021).

Wrochem, Oliver von: Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit in der Gegenwart - Was können Gedenkstätten tun? In: Gedenkstättenrundbrief 192 (2018), S. 3-10.

Quellen

jkk: Linkes Zentrum KoZe kommt Räumung zuvor. Online unter: <https://www.welt.de/regionales/hamburg/article159034583/Linkes-Zentrum-KoZe-kommt-Raeumung-zuvor.html> (Stand: 28.09.2021).

Ohne Verfasser:in. Ohne Titel. Online unter: <https://www.viertelzimmer.net/projekte/> (Stand: 28.09.2021).

Projektkonzeption: „Projektbeschreibung des Teilprojekts Begleitpublikation des Gesamtprojekts „REsearch-REmind-REact - Erinnerungsort Münzviertel“, ohne Verfasser:in, ohne Datum.





Die Mädchenschule in der Rosenallee 11 mit Schwerpunkt auf den jüdischen Lehrerinnen Recha Lübke und Bella Spanier

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Geschichte der Volksschule für Mädchen in der Rosenallee 11 in Hamburg und mit den beiden jüdischen Lehrerinnen Recha Lübke und Bella Spanier (Abb. 3, Abb. 4), die an der Schule gelehrt haben. Beide Lehrerinnen wurden zwischen 1933 und 1942 von den Nationalsozialisten aufgrund ihrer jüdischen Abstammung denunziert, verfolgt, verschleppt und ermordet.

Diese Hausarbeit wurde speziell gegliedert, um sie bestmöglich für die Ausstellung im Viertelzimmer und für die Publikationen nutzen zu können. Für die beiden Lehrerinnen wurde chronologisch vorgegangen und je eine zeitliche Abfolge der Biografien erstellt. Anhand eines Zeitstrahls kann somit der/die Leser:in selbst die Biografien der beiden Lehrerinnen gedanklich abschreiten. Diese Vorgehensweise eignet sich gut dafür, die Texte in unterschiedlicher Weise aufzubereiten und sie später auf andere Formate (Ausstellung, Dauerausstellung/ Informationswand, Buch, Website) anzuwenden.

Der Teil über die Volksschule für Mädchen in der Rosenallee 11 wurde ebenfalls bestmöglich in kürzere Textabschnitte gegliedert, damit er sinnvoll unterteilt und gut auf die weiteren Formate der Ausstellung angewendet werden kann. Von einigen Orten, die in der Schulgeschichte oder im Leben der beiden Lehrerinnen von Bedeutung waren, wurden Bilder erstellt und diese in die Arbeit mit aufgenommen.

1. Die „Volksschule für Mädchen“ in der Rosenallee 11

In der heutigen Hamburger Rosenallee 11 im Stadtteil Hammerbrook befand sich bis zu ihrem Umzug 1935 die „Volksschule für Mädchen“. Die Schule genoss einen guten Ruf, die Lehrer:innen galten als engagiert und lehrfreudig. Die zwei Lehrerinnen, Recha Lübke und Bella Spanier, standen diesem Ruf in keinem Fall nach. Sie beteiligten sich, wie deren Kolleg:innen aktiv am Schulgeschehen und dem Leben ihrer Schützlinge. Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 sorgte für radikale, nachhaltige Veränderungen in den damaligen Strukturen und bedeutete für viele Menschen Leid, Angst

und Tod. Auch die Lehrer:innen und Schülerinnen in der Rosenallee 11 blieben von diesen Entwicklungen nicht verschont.

1.1 Die Rosenallee

Den schönen Namen Rosenallee verdankt die Straße zu großen Teilen dem reichen Kaufmann Peter Hiß. 1791 wird die Rosenallee erstmals in einer Hamburger Landkarte abgebildet und zeichnet dabei eine schmale Straße, die zwischen den Gärten des ehemals Hamburgischen Senators und Lyrikers Berthold Brockes und dem Garten des oben erwähnten Kaufmanns Hiß, verlief.¹

Sein Garten galt als der Schönste von allen. Von den Gärten des Schlosses von Versailles inspiriert, stellte die umfangreiche prachtvolle Rosenzucht das Herzstück dar. Die Menschen gaben der Straße den Namen Rosenallee, da jeder/jede, der/die die schöne Rosenpracht im Garten von Herrn Hiß bestaunen wollte, vorher diese Straße entlang gehen musste. Auch als der Garten später verschwand, blieb der Name Rosenallee den Hamburger:innen im Gedächtnis.² Ab 1842 folgte die Trockenlegung des Hammerbrooks, in dessen Folge sich die Hamburgerische Münzprägestalt (1873-1982) sowie die Münzburger (1880-86) eben dort ansiedeln konnten. Von der damaligen Rosenallee ist heute deshalb nur noch der Abschnitt zwischen der Repsoldstraße bis hin zur Einmündung in die parallele Spaldingstraße, geblieben.³

1.2 Das Gebäude

Im Zuge der Entwässerung wurde auch die Schule 1883 am Ende der Rosenallee im Münzviertel erbaut. Ein vierstöckiger Zweckbau nach Vorgabe der Hamburger Baudeputation, welcher ausgehend vom Treppenhaus zu beiden Seiten schmale Korridore in die gleichgroßen Klassenzimmer aufwies und für die Gründerzeit eher nüchtern ausfiel.⁴

1911 wurde die Rosenallee bis hin zur Spaldingstraße verlängert, womit sie zu einer Durchgangsstraße wurde. Da aufgrund des Baus vom nahegelegenen Hamburger Hauptbahnhof eine Reihe von Häusern, welche noch zur Rosenallee gehörten, abgerissen werden mussten, entstand in der Abfolge der Hausnummern eine Lücke. Das nächstgelegene Gebäude der Rosenallee 11 auf östlicher Seite ist bereits die

1 Ergänzung eingefügt von Liv Ohlsen anhand der Recherchearbeiten von Günter Westphal (vgl. Terstegge: Hamburger Landkarte 1791: www.christian-terstegge.de/hamburg/karten_hamburg (02/10/2021).

2 Vgl. Kühl, Hermann 1936: Rosenallee 11 1883-1935 - Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule von Hermann Kühl Schulleiter i.R., C. Boysen Verlag, Hamburg.

3 Ergänzung eingefügt von Liv Ohlsen anhand der Recherchearbeiten von Günter Westphal.
4 Ebd.

Hausnummer 35. Daneben lag Hausnummer 37, worin sich eine Sonderschule/Hilfsschule befand. Dieses Gebäude wurde vier Jahre nach Fertigstellung der Hausnummer 11 erbaut.⁵

Das Gebäude in der Rosenallee 11 war in den Augen der Menschen, die es nutzten, zwar ein eher „schmuckloser Bau“⁶, wurde jedoch schnell von Lehrern mit Bildern und weiteren Kunstwerken verschönert. Zuerst verfügte die Rosenallee 11 über elf Klassenräume, eine Dienstwohnung für den Hauptlehrer, eine Hausmeisterwohnung und eine eigene kleine Turnhalle. Mit der steigenden Anzahl der Schülerinnen stieg jedoch die Anzahl der Klassenräume, und so musste zunächst der Hauptlehrer, Herr Hesse, 1886 seine Dienstwohnung räumen. Er zog allerdings in eine Wohnung unweit der Rosenallee 11, nämlich in die Norderstraße 121. Sein Auszug ermöglichte den Bau weiterer Klassenzimmer, sodass die damals für Hamburg notwendige Anzahl von 15 Klassenzimmer eingehalten werden konnte.⁷

Im Jahr 1911 wurde die Straße Rosenallee verlängert. Mit dieser Verlängerung ging auch eine Straßenerhöhung einher, was die Keller tiefer in die Erde rücken ließ und somit eine Verlegung der Hausmeisterwohnung bedeutete. Hierfür musste die Turnhalle aufgegeben werden, was von Lehrer:innen und Schülerinnen als große Belastung empfunden wurde, da sich nun eine Turnhalle mit der Sonderschule in der Rosenallee 37 geteilt werden musste. Das Gebäude stellte das Lehrerkollegium immer wieder vor neue platztechnische Herausforderungen. Doch gerade diese Herausforderungen sorgten dafür, dass alle die das Haus nutzten, es über die Jahre liebgewonnen hatten. Der ehemalige Lehrer und Schulleiter, Hermann Kühl, beschreibt in seinem Buch *Rosenallee 11 – Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule*, dass der „alte Kasten“ allen, Lehrern und Schülerinnen ans Herz gewachsen war. Er schrieb: „Der geringe Raum rückt uns alle mehr zusammen und führte uns näher zusammen und zwang uns alle, auf einander jede mögliche Rücksicht zu nehmen. Er brachte uns rein menschlich einander näher“ und weiter: „Unser altes Haus hatte das, was man Tradition nennt, und um dieser Tradition Willen war es uns lieb und wert.“⁸ Trotz aller warmen Worte für das Haus mit Charakter beantragte Herr Kühl 1933 den Umzug der Mädchenschule in die Münzstraße 6.

5 Vgl. Kühl, Hermann 1936: *Rosenallee 11 1883-1935 – Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule* von Hermann Kühl Schulleiter i.R., C. Boysen Verlag, Hamburg.

6 Ebd.

7 Ebd.

8 Ebd.

1.3 Die Schulleiter und deren Wirken

Der erste Schulleiter der Volksschule für Mädchen in der Rosenallee 11 war Herr Hesse. Er kam 1883 zur Eröffnung an die Schule und leitete sie über 30 Jahre lang. Erst als Hauptlehrer, später als Rektor. Herr Weinrich, welcher selbst 42 Jahre an der Rosenallee 11 unterrichtete, schrieb über seinen Vorgesetzten Herrn Hesse: „Der alte Rektor Hesse war in mancher Beziehung ein Pädagoge, wie man ihn selten findet. Er entwickelte für seine Schule einen bewunderungswerten Eifer. Namentlich nahm er sich der Armen und Bedrängten an. Er wusste immer Mittel und Wege, durch die er zum Ziel gelang. Waren es nicht vermögende Außenstehende und Freunde, von denen etwas zu erreichen war, so machte er vor seiner eigenen Tasche nicht halt; alles aber im stillen, im geheimen.“⁹ Herr Hesse prägte die Schule nachhaltig und besuchte sie auch nach Antritt seines Ruhestandes regelmäßig in den Frühstückspausen. Hin und wieder wohnte er auch Unterrichtsstunden bei, wobei er am liebsten den Gesangsunterricht besuchte. Am 1. Oktober 1913 wurde Herr Kühl als sein Nachfolger ernannt, jedoch mußte dieser ein dreiviertel Jahr später seinen Militärdienst im Rahmen des 1. Weltkrieges antreten. Herr Pfau vertrat ihn bis 1918 und blieb allen als „stillere, aber bestimmtere“ Rektor in Erinnerung.¹⁰ Nach Ende des 1. Weltkrieges kehrte Herr Kühl als Rektor an die Schule zurück und leitete sie bis 1934. In diesem Jahr wurde Herr Witt zusammen mit Recha Lübke und weiteren Kolleg:innen in „den Ruhestand“ versetzt.¹¹ Bella Spanier traf das Schicksal bereits im Juli 1933, kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar.¹² In seinem Buch über die Roseallee 11 schreibt Herr Kühl: „Ostern 1934 mußte aus Ersparnisgründen die Hamburger Volksschulen den Schulen in den preußischen Großstädten angeglichen werden, vor allem mußte die Schülerzahl in den Klassen wesentlich hinaufgesetzt werden. Das hatte zur Folge, daß viele Lehrkräfte überzählig wurde und deshalb in den vorzeitigen Ruhestand versetzt wurden. Dies Schicksal traf auch mich.“

Am 31. März 1934 mußte ich schon mit 61 Jahren, die mir zum Lebensinhalt gewordene Arbeit an unserer Schule einstellen, für mich viel zu früh, denn ich fühlte mich noch durchaus arbeitslustig und arbeitsfähig“¹³

9 Ebd.

10 Ebd.

11 Ebd.

12 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Bella Spanier: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIOID=4150&qN=Spanier [15.03.2021].

13 Vgl. Kühl, Hermann 1936: Rosenallee 11 1883-1935 - Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule von Hermann Kühl Schulleiter i.R., C. Boysen Verlag, Hamburg.

Das Angleichen Hamburger Volksschulen an die preußischen Großstädte war jedoch nur ein Vorwand, bzw. Verschleierung gezielter Entlassung „nichtarischer“ Menschen und Gegnern der Nationalsozialisten aus diversen Ämtern. Ab dem 7. April 1933 ermöglichte das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums Entlassungen. In diesem Gesetz wurde erstmals der „Arierparagraph“ (Paragraph 3) ausformuliert. Er verbot die Beschäftigung von „nichtarischen“ Beamten, vor allem von Juden. Viele wurden mit sofortiger Wirkung in den „sogenannten“ Ruhestand entlassen.

Ziel war es, die Propaganda der Nationalsozialisten gezielt an die junge Generation zu vermitteln, weshalb ausschließlich nationalsozialistische Anhänger und Parteimitglieder das Amt der Lehrerin /des Lehrers und der Rektorin/ des Rektors bekleiden durften.¹⁴ An der Rosenallee 11 war dieser neue Rektor Herr Delmann. Unter ihm fand auch der Umzug der Schule Rosenallee 11 in die Münzstraße 6 statt.¹⁵

1.4 Der Umzug

Grund für den Umzug war, dass die Rosenallee 11 direkt an das 8-gleisige Zugverkehrsnetz anschloss, welches von Hamburger Hauptbahnhof ausging. Herr Kühl beschrieb einen „Höllenslärm“, was die Durchführung von Unterrichtsstunden so gut wie unmöglich machte. Der Antrag von Herrn Kühl 1933 wurde jedoch aufgrund der damit verbundenen Kosten vom Präsidenten der Landesunterrichtsbehörde, Herrn Witt, zunächst abgelehnt. Herr Kühl konnte dies nicht nachvollziehen, da Herr Witt selber einige Jahre an der Schule als Lehrer gearbeitet und die Lehrsituation selbst erlebt hatte. Erst als der Nachfolger von Herrn Kühl, Herr Delmann, sich wiederholt bei Herrn Witt für den Umzug aussprach, wurde er genehmigt und fand 1935 statt. Grund hierfür war wahrscheinlich Sympathie aufgrund von gleicher politischer Gesinnung und die Mitgliedschaft beider Männer in der NSDAP. Trotz des Umzuges in die Münzstraße 6, war die Schule weiterhin als Schule Rosenallee 11 bekannt. In der Münzstraße 6 war ein ruhiger Unterricht zwar wieder möglich und auch die, bis dahin vermisste, eigene Turnhalle war wieder vorhanden, allerdings blieben neben die Lehrer:innen auch die Schülerinnen der Rosenallee 11 von den rassistischen Verfolgungen der Nationalsozialisten nicht verschont. Drei Jahre nach dem Umzug wurde ein weiteres Gesetz zur Ausgrenzung der jüdischen Bevölkerung erlassen. Dieses Gesetz verbot es

14 Ebd und vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrase-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

15 Vgl. Kühl, Hermann 1936: Rosenallee 11 1883-1935 - Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule von Hermann Kühl Schulleiter i.R., C. Boysen Verlag, Hamburg.

jüdischen Kindern nichtjüdische Schulen zu besuchen.¹⁶ Herr Delmann leitete die Schule in der Münzstraße 6 nach nationalsozialistischen Werten bis zu ihrer Zerstörung im Hamburger Feuersturm 1943.

1.5 Die Rosenallee 11 im Hamburger Feuersturm

Im Juli 1943 führten die Alliierten massive Bombenangriffe auf Hamburg aus. Großbritannien und Amerika starteten die Luftangriffe in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli unter dem Namen Operation Gomorrah. Hierbei wurden vor allem die Stadtteile Altona, Eimsbüttel und Hoheluft verwüstet. In der Nacht des 27. Juli folgten noch verheerendere Angriffe und Hamburg ging buchstäblich in Flammen auf. Das Inferno kostete zehntausende Menschen das Leben.¹⁷

Eine Lehrerin der Sonderschule in der Rosenallee 37, Martha Bührich, hatte während der schlimmen Tage des Hamburger Feuersturms Nachdienst und beschrieb später ihre Erlebnisse: „Von Dienstag, den 27. Juli auf Mittwoch, den 28. Juli hatte ich Nachtdienst in der Schule. Im Gebäude waren in der Nacht zum Sonntag 84 Fensterscheiben zerstört worden. Um 1/2 12 Uhr nachts kam Alarm. Ich musste schnell aufstehen und mich anziehen, weil die Bewohner der gegenüberliegenden Häuser in dem Luftschutzkeller der Schule Zuflucht suchen mussten. Hammerbrook ist so im Sumpfland aufgebaut, dass es nur sehr wenige gute Luftschutzkeller aufwies. Der Keller der Schule war gründlich abgestützt, verstärkt und mit Rauchschleuse versehen worden (...). Um 1/2 1 Uhr war in meine Klasse im 2. Stock eine Brandbombe geflogen (...). Der (Qualm) lag dick oben im Schulhaus bis zum 2. Stock. Nun hieß es, noch einmal nachsehen, ob es brannte. Ich ging mit ein paar Beherzten hinauf. Aber der Rauch war so dick, dass ich in der Gasmaske nicht mehr atmen konnte. Ich riss sie herunter, dass sie zerfetzte und ließ mir ein nasses Tuch um Mund und Nase binden. Die halbe Treppe hatte ich geschafft. Wie eine schwarze Wand lag der Qualm, ich konnte nichts sehen und nicht atmen. So musste es aufgegeben werden (...). Durch die enge Rosenallee war kein Entkommen möglich. Der Sturmwind peitschte uns heißen Sand und Funken entgegen. Die Bäume der Straße brannten. Mitten auf dem Fahrweg stand ein Auto, lichterloh in Flammen. Mit geduckten Köpfen gingen wir gegen den Sturm an. Die Glut wurde immer ungeheuerlicher, denn die fünf- bis achtstöckigen Häuser bargen große Vorräte an Getreide und Fetten. Da war kein Durchkommen mehr. So kehrten wir

¹⁶ Ebd und vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrasse-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

¹⁷ Vgl. Lenner, Bettina/ Luerweg, Thomas 2021: Juli 1943: Feuersturm vernichtet Hamburg. In: NDR. Hamburg Journal, 17.02.2021: www.ndr.de/geschichte/chronologie/Juli-1943-Feuersturm-vernichtet-Hamburg,feuersturm100.html [19.03.2021].

um, und als wir in der Hochbahnstation Spaldingstraße Menschen hörten, gingen wir dort hinein. Viele hatten dort schon Zuflucht gefunden und saßen und standen auf den Treppen herum. Die Fenster waren von der Hitze alle geplatzt, und der Orkan peitschte hindurch mit heißem Sand und Funken. Über unseren Köpfen fingen die Schwellen der Geleise an zu brennen. So hockten wir bis gegen 7 Uhr.

Dann machten wir uns auf, die Frau des Schulverwalters zu suchen. Auf Umwegen, unter brennenden Bäumen hindurch, über heiße Trümmer kamen wir zum anderen Schulhaus (Nr. 11). Dort war die Frau. Sie hatte aus dem Haus Puls & Bauer (Rosenallee 22 - 24) heraus müssen, weil die Eisenträger glühend wurden. Wo die anderen hingekommen waren, wusste sie nicht. Ich wollte nach Haus. Übernächtigt, übermüdet, mit roten brennenden Augen machte ich mich auf den Weg. Es hieß, die Straßen seien nicht passierbar. (...) Die Straße war voll belagert von Menschen, die auf ihren Koffern und Bettenbündeln hockten, der letzten geretteten Habe.“¹⁸

Das Schulgebäude in der Rosenallee 37 wurde im Hamburger Feuersturm vollständig zerstört. Das Gebäude in der Rosenallee 11 wurde auch nach dem Krieg weiterhin als Volksschule genutzt, bis es ab 1953 als Gewerbeschule (G 14) umstrukturiert wurde. Ab den 1970ern wurde das Gebäude durch das Diakonische Werk Hamburg als Jugendwerkstatt genutzt, welches im Rahmen der gesetzlichen Hartz-IV-Umstrukturierung im Jahre 2005 wieder geschlossen werden musste. Noch im November 2002 wurde in der Aula der Jugendwerkstatt die „Stadtteilinitiative Münzviertel“ gegründet. Seit 2013 hat auch das „Werkhaus Münzviertel“ seinen Sitz im Gebäude der Rosenallee 11.¹⁹ Heute steht das Gebäude unter Denkmalschutz.²⁰

2. Die Lehrerin Recha Lübke

Recha Lübke wird am 6. März 1880 geboren, sie beginnt eine Ausbildung im Lehrerinnenseminar in Altona. Über ihre Kindheit ist leider nichts Genaueres bekannt. Am 1. April 1899 schloss Recha Lübke ihre Ausbildung in der Lehrerinnenschule in Altona ab.²¹

18 Vgl. N.N, Hamburger Bildungsserver: Martha Bührich. Drei schreckliche Nächte: <https://bildungsserver.hamburg.de/das-unternehmen-gomorra/2369868/martha-buehrich/> [19.03.2021].

19 Ergänzung eingefügt von Liv Ohlsen anhand der Recherchearbeiten von Günter Westphal.

20 Vgl. Bürgerschaft Hamburg: Denkmalschutz-Dokument: 26995: www.buergerschaft-hh.de/ParlDok/dokument/26995/denkmalschutz-f%c3%bcr-schulen.pdf.

21 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Recha Lübke: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4638&qW=Staat&qR=L [18.03.2021].

Am 15. Oktober 1901 trat sie in den Hamburger Schuldienst ein und begann an der Rosenallee 11 zu unterrichten.²² Diesen Ort sollte sie für 34 Jahre nicht mehr verlassen.²³ Recha Lübke wohnte in der Isestraße 21 zusammen mit ihrem Neffen und ihrer verwitweten Mutter.²⁴

Zwischen 1914 und 1918, während des ersten Weltkrieges, wurde Recha Lübke die Leitung eines jüdischen Waisenhauses angeboten. Hierfür schrieb ihr der Schuldirektor der Rosenallee 11, Herr Pfau, ein Zeugnis, welches ihr Engagement und ihre Begeisterung für ihren Beruf gut widerspiegelt: „Frl. Recha Lübke ist seit dem 1. Oktober 1901 an der Volksschule für Mädchen Rosenallee 11 tätig. Während dieser Zeit hat sie sich stets ausgezeichnet durch ihre Pflichttreue. In den 16 Jahren ihrer Wirksamkeit hat sie nicht ein einziges Mal gefehlt. Pünktlich u. wohl vorbereitet ist sie stets zur Stelle gewesen u. alle ihr aufgetragenen Arbeiten hat sie stets willig und zur grössten Zufriedenheit erledigt.

Dazu kommt ihr erfolgreiches unterrichtliches u. erzieherisches Wirken. Frl. Lübke hat ihre jetzige Kinderschar, 12-13 jährige Mädchen – seit deren Schuleintritt unter ihrer Obhut, u. ich muss gestehen, dass die Klasse sich nicht nur in der Schrift, in Deutsch, Rechnen u. Handarbeiten auszeichnet u. abhebt, sondern auch in ihrem Äußern, in ihrem Auftreten u. Verhalten. Besonders möchte ich noch hinweisen auf Frl. Lübkes Befähigung und Neigung, Neues einzurichten u. übersichtlich zu ordnen. Seit Kriegsbeginn untersteht die hier eingerichtete Schulspeisung ihrer Leitung, u. täglich ist Frl. L. auf ihrem Posten u. alles geht ohne Störung vor sich. Frl. Lübke gehört zu den Lehrkräften, die der Schule ihr Gepräge gegeben haben.“²⁵

Recha Lübke entschied sich jedoch, trotz des Stellenangebotes, an ihrer geliebten Schule in der Rosenallee 11 zu bleiben. Sie war mit Leib und Seele Lehrerin und ging voll in ihrem Beruf auf. Oftmals setzte sie sich auch nach Schulabgang noch für ihre Schülerinnen ein und unterstützte sie, wo sie konnte. Nach dem Tod ihrer Schwester kümmerte sie sich zusätzlich um ihren Neffen Hermann. Sie war Trägerin eines Verdienstkreuzes für ihren Einsatz in der Heimat während des

22 Vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrasse-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

23 Vgl. Behrens, Benedikt 2009: Stolpersteine in Hamburg-St. Georg Biographische Spurensuche. In: Landeszentrale für politische Bildung, Originalbroschüre.

24 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Recha Lübke: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIOID=4638&qW=Staat&qR=L [18.03.2021].

25 Ebd.

ersten Weltkrieges.²⁶ Auch eine ehemalige Schülerin von Frau Lübke, Frau Ella Teves, erinnerte sich, wie ihr Sohn später berichtet, vor ihrem Tod immer mit viel Zuneigung an ihre geliebte Lehrerin.²⁷

Recha Lübke war Mitglied des „Vereins Hamburger Volksschullehrerinnen“ und des Repräsentanten-Kollegiums der Deutsch-Israelitischen Gemeinde. Im März 1921 wurde Recha Lübke in das Jugendamt gewählt.²⁸ Der Verein Hamburger Volksschullehrerinnen gründete sich 1907 unter dem Dachverband des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins. Erklärtes Ziel der Volksschule war es, deutsches Kulturgut zum Gemeingut zu machen. 1933 sollte auch der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein von der sogenannten Gleichschaltung verschlungen werden, indem er sich dem Nationalsozialistischem Lehrerbund anschloss und ihm alle finanziellen Reserven übertrug. Allerdings löste sich der Verein am 7. Mai 1933 aus Protest selbst auf.²⁹

Am 30. Juni 1934 war es leider soweit und auch Recha Lübke wurde auf Grundlage des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Beamten­tums“ vom 7. April 1933 in den „Ruhestand“ entlassen. Sie musste ihre geliebte Arbeit als Lehrerin an der Rosenallee 11 aufgeben.

Recha Lübke versuchte 1939 der Verfolgung durch die Nationalsozialisten zu entkommen, indem sie eine Flucht nach Palästina plante. Das konnte jedoch nur gelingen, wenn sichergestellt war, dass sie ihre Pension auch in Palästina erhielt und somit ihren Lebensunterhalt sichern konnte. Solch eine Pension erhielten Juden, wenn sie in den „Ruhestand“ versetzt worden waren, sie wurde jedoch in Folge immer weiter gekürzt. Recha Lübke bezog sich in ihren Schreiben auch auf Herrn Witt, mit dem Sie 12 Jahre lang an der Rosenallee 11 unterrichtet hatte und der inzwischen Schulsenator war.

Ende Juli 1939 schien eine Auswanderung zum Greifen nahe, wie ihr

26 Vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrase-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

27 Vgl. Stadtteilinitiative Münzviertel: „Das Münzviertel-Archiv“ - Ordner „Rosenallee 11“, Günter Westphal, Münzplatz 11, Hamburg und Westphal, Günter 2018: `Geschichte wiederholt sich nicht - sagt Marx` aus: Eröffnungsrede Maximilian David Müller: „Das Münzviertel Archiv“ Viertelzimmer /Raum für Stadtteilkultur / Rosenallee 11 20097 Hamburg 25. Okt. 2018: www.muenzviertel.de/geschichte-wiederholt-sich-nicht-sagt-marx-aus-eroeffnungsrede-maximilian-david-mueller-das-muenzviertel-archiv-viertelzimmer-raum-fuer-stadtteilkultur-rosenallee-11-20097-hamburg-25/ [15.03. 2021].

28 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Recha Lübke: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4638&qW=Staat&qR=L [18.03.2021].

29 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Politik: <https://www.hamburg.de/clp/frauenbiografienschlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIOID=3726&qW=Politik> [30.03.2021].

ihr Schwager Ludwig Mayer bestätigte: Recha Lübke begann den Umzug zu organisieren, leider begann noch vor ihrer endgültigen Flucht der Zweite Weltkrieg und eine Einwanderung in britisches Mandatsgebiet war nicht mehr möglich.³⁰

Seit ihrer Entlassung aus dem Schuldienst betreute sie die älteren Bewohnerinnen des Frauenwohnheims des Israelitischen Humanitären Frauenvereins in der Innocentiastraße. Auch hier galt sie wieder als verlässliche und fleißige Organisatorin, die gerne Verantwortung übernahm. Leider wurde ihr auch diese Stütze genommen und das Wohnheim musste im Februar 1942 zwangsweise geschlossen werden.³¹ Einen Hinweis auf das ehemalige Frauenwohnheim in Form einer Infotafel in der Innocentiastraße, oder die genaue Hausnummer war leider nicht mehr zu ermitteln.

Recha Lübke musste aus ihrer Wohnung in der Lsestraße 21 ausziehen und wurde in einem Judenhaus im Kleinen Schäferkamp 32 untergebracht.

Judenhäuser waren meist Alters- oder Pflegeheime, in denen Juden einquartiert wurden, um sie auf bestimmte Stadtteile zu konzentrieren. Die Stadtteile in Hamburg waren überwiegend Altona, Eimsbüttel und das Grindelviertel. Dieses erzwungene Umquartieren war möglich, da das Reichsgesetz vom 30.04.1939 den Mieterschutz für Juden komplett abschaffte und somit die freie Wohnungswahl stark einschränkte. Die Judenhäuser waren als solche gekennzeichnet und wurden streng überwacht. Meistens erhielten Juden recht schnell nach ihrer Einquartierung in ein Judenhaus den Deportationsbefehl.³²

1941 fanden die ersten Deportationen aus Hamburg statt. Auf der WannseeKonferenz in Berlin wurde am 20. Januar die gezielte Ermordung aller europäischen Juden durch die Vertreter der Reichsbehörden und der SS koordiniert.

Da Recha Lübke Trägerin des Verdienstkreuzes und zu dieser Zeit bereits 62 Jahre alt war, wurde ihre Deportation zurückgestellt. Ältere Juden, Juden, die im ersten Weltkrieg Kriegsauszeichnungen verdient hatten, sowie ausländische Juden, Juden aus Mischehen und „Halbjuden“ wurden vorerst zurückgestellt, um später in das KZ Theresien-

30 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Recha Lübke: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4638&qW=Staat&qR=L [18.03.2021].

31 Vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrasse-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

32 Vgl. Meyer, Beate 2009: Glossar. In: Behrens, Benedikt, Stolpersteine in Hamburg-St. Georg Biographische Spurensuche, Landeszentrale für politische Bildung, Originalbroschüre.

stadt deportiert zu werden. Dieses sollte zu einem sogenannten Altersghetto erweitert werden. Die bisher von den Nationalsozialisten verschonten finanziellen Reserven dieser Menschen wurden bei der Einweisung als „Unterbringungspauschale“, einem sogenannten Heimeinkaufsvertrag, endgültig entzogen. Ca. 141.000 Menschen wurden in das Ghetto Theresienstadt deportiert.³³

Im Juli 1942 traf dieses schlimme Schicksal auch Recha Lübke.³⁴ Die Verhältnisse waren grausam und menschenunwürdig. Infektionen, Misshandlungen, Hunger und Durst bedeutete für die meisten der älteren Menschen den sicheren Tod. 33.000 Menschen starben in der sogenannten „kleinen Burg“. War man jung oder kräftig genug, um diese Hölle zu überleben, bestand trotzdem die Gefahr, in eines der Vernichtungslager weiterdeportiert zu werden. Dieses Schicksal erlitten 88.000 Gefangene. Unter den 50 000 deutschen Gefangenen befanden sich 2.490 Hamburger, eine davon war Recha Lübke.³⁵

Am 9. Oktober 1944 wurde Recha Lübke in das KZ Auschwitz weiterdeportiert. Das Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz hatte eine Größe von 40.000 qm und bestand aus 3 Teilen: Dem Stammlager, Auschwitz-Birkenau und dem Zwangsarbeiterlager Monowitz. Auschwitz-Birkenau wurde später zum Vernichtungslager.³⁶ Im Herbst 1941 wurde dort mit dem Gas Zyklon B experimentiert. Dieses Gas bringt nach wenigen Atemzügen die Zellatmung der Körperzellen zum Stillstand und führt zu innerem Erstickten.³⁷ Ab März 1942 begann im Konzentrations- und Vernichtungslager Auschwitz mit diesem Gas in vier Gaskammern die industrielle Vernichtung der Gefangenen. Kinder unter 12 Jahren wurden von den Eingangsrampen des KZ direkt in die Gaskammern getrieben. Bis November 1944 wurden in diesen Kammern zwischen 1 und 1,5 Millionen Juden ermordet.³⁸ Mit ihrer Deportation nach Auschwitz verliert sich Recha Lübkes Lebensspur.³⁹

Ihr Neffe, Hermann J. Mayer, mit dem sie gemeinsam mit ihrer Mutter in der Isestraße 21 gewohnt hatte, ließ zu ihrem Andenken vor dieser

33 Ebd.

34 Vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrase-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

35 Vgl. Meyer, Beate 2009: Glossar. In: Behrens, Benedikt, Stolpersteine in Hamburg-St. Georg Biographische Spurensuche, Landeszentrale für politische Bildung., Originalbroschüre. 36 Ebd.

37 Vgl. N.N. Forschungsgruppe Zyklon B (1996-2008) Dessau: www.zyklon-b.info/index.php/category/zyklonb/ [19.03.2021].

38 Vgl. Podcast. In: Extremen Köpfen, Dr. Windscheid, Leon, 17. Dezember 2020, Folge 18: Den Holocaust überleben mit Eva Szepesi, Podimo Podcasts, URL: <https://podimo.com/de/shows/084c5076-6219-4786-9aaa-5845c759507c> [02.10.2021].

39 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Recha Lübke: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4638&qW=Staat&qR=L [18.03.2021].

Haustür einen Stolperstein verlegen (Abb. 1).⁴⁰

3. Die Lehrerin Bella Spanier

Bella Spanier wurde am 25.02.1884 in Burg-Lesum, heute ein Stadtteil Bremens, geboren. Ihre Eltern waren der jüdische Kaufmann Jacob Spanier und seine Frau Caroline. Bella hatte eine 3 Jahre ältere Schwester, namens Rebecca. Als die beiden Mädchen noch Kinder waren, zog die Familie nach Hamburg. Das genaue Datum ist leider nicht bekannt.

Mit 22 Jahren nahm Bella Spanier im Juni 1906 ihre Arbeit als Lehrerin auf. Ihre Ausbildung hatte sie im Lehrerinnenseminar in Altona abgeschlossen. Bella Spanier begann in diesem Jahr an der Volksschule für Mädchen in der Rosenallee 11 zu unterrichten. Sie lebte in der Tegethoffstraße 9 zusammen mit ihren Eltern.⁴¹ Heute steht an dieser Stelle ein modernes, neues Gebäude, allerdings erinnert ein Stolperstein vor dem Hauseingang an die ehemalige Bewohnerin (Abb. 2).

Die Lehrerin war bei ihren Schülerinnen sehr beliebt, vor allem, da sie gerne Ausflüge unternahm. Sie war Anhängerin der Reformpädagogik und Mitglied im Lehrerverein Gesellschaft der Freunde des Vaterländischen Schul- und Erziehungswesens. Diese Gesellschaft wurde 1805 von Peter Breiß, Johann Carl Daniel Curio und anderen gegründet. Ziel der Gesellschaft war die Verbesserung der Versorgung von Lehren in Form von Pension, Einkommen sowie Witwenversorgung. Sie gilt als einer der ältesten Lehrervereine der Welt. 1933 trat die Gesellschaft in den Nationalsozialistischen Lehrerverbund ein, welcher 1937 das gesamte Vermögen der Gesellschaft übertragen bekam.⁴² Bella Spanier war außerdem Mitglied der SPD, was sie aus nationalsozialistischer Perspektive noch gefährlicher machte.⁴³

Am 22. Juli 1933 wurde Bella Spanier, kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, nach 27 Jahren Tätigkeit nach dem „Gesetz zur Wiederherstellung des Beamtentums“ in den „Ruhestand“ entlassen.⁴⁴ In einem Schreiben an die Gestapo vom 6. Mai 1934 wurde als Entlas

40 Vgl. N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrase-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

41 Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Bella Spanier: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4150&qN=Spanier [15.03.2021].

42 Vgl. N.N. Gewerkschaft, Erziehung und Wissenschaft, Landesverband Hamburg: Über uns: www.gew-hamburg.de/landesverband/ueber-uns [01.04.2021].

43 Ebd.

44 Vgl. Kühl, Hermann 1936: Rosenallee 11 1883-1935 - Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule von Hermann Kühl Schulleiter i.R., C. Boysen Verlag, Hamburg.

sungsgrund genannt, dass Bella Spanier „keine Gewähr dafür bietet, rückhaltlos für den nationalen Staat einzutreten“.⁴⁵ Nach ihrer Entlassung zog Bella Spanier gemeinsam mit ihrer Mutter zu ihrer Schwester Rebecca und dessen Ehemann in die Bismarckstraße 6. Ihr Vater war inzwischen verstorben. Bellas und Rebeccas Mutter Caroline folgte ihrem Ehemann im August 1937.

Ab hier verliert sich die Spur von Bella Spanier für einige Jahre. Um trotzdem ein ungefähres Bild davon zu geben, wie es Bella Spanier ergangen ist, folgt für diese Zeit ein Überblick über die Maßnahmen der politischen gezielten Verfolgung der Juden:

26. April 1938: Juden müssen ihr Vermögen anmelden, sobald es 5.000 Reichsmark überschreitet.

Juni 1938: Zu dieser Zeit fand die sogenannte Juni-Aktion statt. Bei ihr handelte es sich um eine Massenverhaftung, welche sich ursprünglich auf so genannte „Asoziale“ (Landstreicher, Bettler, Alkoholiker) konzentrieren sollte, im Auftrag Hitlers aber antisemitisch ausgerichtet und erweitert worden ist. Es wurden in Hamburg 700 Juden als „Asoziale“ benannt und verhaftet.

23. Juli 1938: Ab Beginn des nächsten Jahres mussten alle Juden eine Kennkarte mit sich tragen.

25. Juli 1938: Ab dem 30. September wurde jüdischen Ärzten ihre Approbation aberkannt. Sie durften in Ausnahmefällen noch andere Juden behandeln, jedoch nur als „Krankenbehandler“.

5. Oktober 1938: Allen Juden wurde der Reisepass entzogen und mit einem „J“ gekennzeichnet.

12. November 1938: Hermann Göring forderte eine kollektive „Sühneleistung“ aller Juden für das von Herschel Grynszpan verübte Attentat auf den deutschen Legationssekretär Ernst Eduard vom Rath. Es musste eine Zahlung von einer Milliarde Reichsmark geleistet werden. Außerdem mussten alle Schäden, welche den Juden durch die gezielte Verfolgung der Nationalsozialisten entstanden sind, selber gezahlt werden.

15. November 1938: Jüdische Geschäfte mussten „arisiert“ oder geschlossen werden. Unter Arisierung verstand man den Transfer von Vermögen und Eigentum von Juden an Nicht-Juden. Jüdische Kinder

⁴⁵ Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Bella Spanier: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4150&qN=Spanier [15.03.2021].

durften nur noch jüdische Schulen besuchen.

01. Januar 1939: Sofern Juden nicht einen von den Nationalsozialisten zugelassenen jüdischen Namen trugen, mussten sie die Zwangsnamen „Israel“ oder „Sara“ annehmen.

30. April 1939: Judenhäuser wurden eröffnet. Es wurde ein Gesetz erlassen, welches Juden den Mietschutz und das Recht der freien Wohnungswahl nahm. Ziel war es, die jüdische Bevölkerung auf bestimmte Stadtteile zu konzentrieren (siehe Biografie von Recha Lübke).

1. September 1939: Der zweite Weltkrieg begann. Ab jetzt herrschte für Juden eine nächtliche Ausgangssperre. Sie durften nur noch in ausgewiesenen Läden einkaufen. Ihre Rundfunkgeräte mussten sie abgeben.

19. September 1939: Ab diesem Datum mussten alle Juden ab dem 6. Lebensjahr einen Judenstern tragen. Dieser musste für 10 Pfennig gekauft und gut sichtbar auf den linken Brustseite angebracht werden. Wurde dieser Stern nicht getragen oder verdeckt, zog das schwere Strafen mit sich, die oft in einer Deportation endeten. Juden durften keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr nutzen, es sei denn, sie leisteten Zwangsarbeit.⁴⁶

Ab 1941 lässt sich die Geschichte von Bella Spanier weiterverfolgen, allerdings setzt sie sich mit einem sehr tragischen Ereignis fort.

Im Oktober 1941 erhielt Bella Spanier ihren Deportationsbefehl. Sie wurde mit der ersten Deportation aus Hamburg nach Lodz deportiert, dort musste sie in einer engen Wohnung ohne fließend Wasser gemeinsam mit 10 weiteren Personen leben. Eine ihrer Mitbewohnerinnen war Else Rauch, an die heute ein Stolperstein sowie der Else-Rauch-Platz in Hamburg erinnern sollen. Else Rauch, geb. am 28. Juni 1888, war genau wie Recha Lübke und Bella Spanier Lehrerin. Sie lehrte bis zu ihrer Versetzung in den „Ruhestand“ 1933 an der Knabenschule in der Lutterothstraße 78.⁴⁷

Bella Spanier und ihre Mitbewohner:innen wurden am 10. Oktober 1941 in das Vernichtungslager in Chelmino weiterdeportiert. Chelmino war ca. 70 km von Lodz entfernt. Es bestand aus 2 Teilen, dem „Schloss“, wo Gefangene aufgenommen und in Gaswagen ermordet wurden und dem „Waldlager“, wo Gefangene Massengräber ausheben und die Leichen begraben mussten. Schätzungen zufolge wurden

⁴⁶ Vgl. Meyer, Beate 2009: Glossar. In: Behrens, Benedikt, Stolpersteine in Hamburg-St. Georg Biographische Spurensuche, Landeszentrale für politische Bildung., Originalbroschüre.
⁴⁷ Vgl. N.N, Stadt Hamburg: Infotafel, Else-Rauch-Platz, Eimsbüttel Hamburg.

dort 152.000 bis 320.000 Menschen ermordet.⁴⁸

Bellas Schwester Rebecca wurde gemeinsam mit ihrem Ehemann am 6. Dezember 1941 nach Riga deportiert und ermordet. Am 10. Mai 1942 wurde auch Bella Spanier in dem Vernichtungslager Chelmno ermordet.

⁴⁸ Vgl. N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Bella Spanier: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIOID=4150&qN=Spanier [15.03.2021].



Abb. 1: Privataufnahme B. Krischen: Stolperstein Reche Lübke in der Isestraße 21, Hamburg



Abb. 2: Privataufnahme B. Krischen: Stolperstein von Bella Spanier in der Tegetoffstraße 9, Hamburg



Abb. 3: Reproduktion G. Westphal: Recha Lübke



Abb. 4: Reproduktion G. Westphal: Bella Spanier

Literatur- und Quellenverzeichnis:

Behrens, Benedikt 2009: Stolpersteine in Hamburg-St. Georg Biographische Spurensuche. In: Landeszentrale für politische Bildung, Originalbroschüre.

Bürgerschaft Hamburg: Denkmalschutz-Dokument: 26995: www.buergerschaft-hh.de/Parl-Dok/dokument/26995/denkmalschutz-f%c3%bcr-schulen.pdf.

Kühl, Hermann 1936: Rosenallee 11 1883-1935 – Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchenschule von Hermann Kühl Schulleiter i.R., C. Boysen Verlag, Hamburg.

Lenner, Bettina/ Luerweg, Thomas 2021: Juli 1943: Feuersturm vernichtet Hamburg. In: NDR. Hamburg Journal, 17.02.2021: www.ndr.de/geschichte/chronologie/Juli-1943-Feuersturm-vernichtet-Hamburg,feuersturm100.html [19.03.2021].

Meyer, Beate 2009: Glossar. In: Behrens, Benedikt, Stolpersteine in Hamburg-St. Georg Biographische Spurensuche, Landeszentrale für politische Bildung., Originalbroschüre.

N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Recha Lübke: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4638&qW=Staat&qR=L [18.03.2021].

N.N., 19.08.2021: Vom Kleinen Schäferkamp 32 in die Schule Schanzenstraße 105, nach Theresienstadt und Auschwitz: <https://sternschanze1942.wordpress.com/2019/08/10/vom-kleinen-schaferkamp-32-in-die-schule-schanzenstrase-105-nach-theresienstadt-und-auschwitz/> [18.03.2021].

N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Bella Spanier: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIO-ID=4150&qN=Spanier [15.03.2021].

N.N, Hamburger Bildungsserver: Martha Bührich. Drei schreckliche Nächte: <https://bildungsserver.hamburg.de/das-unternehmen-gomorrha/2369868/martha-buehrich/> [19.03.2021].

N.N, Stadt Hamburg: Infotafel, Else-Rauch-Platz, Eimsbüttel Hamburg.

N.N. Forschungsgruppe Zyklon B (1996-2008) Dessau: www.zyklon-b.info/index.php/category/zyklonb/ [19.03.2021].

N.N. Behörde für Schule und Berufsbildung: Schlagwortregister: Politik: www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-schlagwortregister/clp1/hamburgde/onepage.php?BIOID=3726&qW=Politik [30.03.2021].

N.N. Gewerkschaft, Erziehung und Wissenschaft, Landesverband Hamburg: Über uns: www.gew-hamburg.de/landesverband/ueber-uns [01.04.2021].

Podcast. In: Extremen Köpfen, Dr. Windscheid, Leon, 17. Dezember 2020, Folge 18: Den Holocaust überleben mit Eva Szepesi, Podimo Podcasts, URL: <https://podimo.com/de/shows/084c5076-6219-4786-9aaa-5845c759507c> [02.10.2021].

Stadtteilinitiative Münzviertel: „Das Münzviertel-Archiv“ - Ordner "Rosenallee 11", Günter Westphal, Münzplatz 11, Hamburg. „Das Münzviertel Archiv“ ist eine Kunstarbeit gefördert im Rahmen von Kunst im Öffentlichen Raum / Behörde für Kultur und Medien Hamburg s.: <https://www.muenzviertel.de/bilderbogen-eroeffnung-das-muenzviertel-archiv-7-12-17-galerie-renate-kammer/> und ist verortet im ViertelZimmer.

Westphal, Günter 2018: `Geschichte wiederholt sich nicht – sagt Marx` aus: Eröffnungsrede Maximilian David Müller: „Das Münzviertel Archiv“ Viertelzimmer /Raum für Stadtteilkultur / Rosenallee 11 20097 Hamburg 25. Okt. 2018: www.muenzviertel.de/geschichte-wiederholt-sich-nicht-sagt-marx-aus-eroeffnungsrede-maximilian-david-mueller-das-muenzviertel-archiv-viertelzimmer-raum-fuer-stadtteilkultur-rosenallee-11-20097-hamburg-25/ [15.03.2021].

Hammerbrook in der Nacht des Feuersturms 27./28. Juli 1943

Über das Geschehen vom 24. Juli bis zum 3. August 1943 in Hamburg wurde bereits viel geschrieben. Das die „Operation Gomorrha“ das Leben in Hamburg weiterhin prägt, zeigt sich nicht nur im Altbaubestand ehemals stark betroffener Stadtteile.¹ Gerade in dem Augenblick, in dem ich diese einleitenden Zeilen verfasse, dringen laufend Lautsprecherdurchsagen durch meine geschlossenen Fenster in Altona - Es wurde in der Nähe eine 500 kg Fliegerbombe aus dem 2. Weltkrieg bei Bauarbeiten gefunden.² Altona, ein Stadtteil im Westen Hamburgs, wurde während der Operation Gomorrha bereits in der ersten Welle in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli 1943 angefliegen.³ Teile des Hamburger Ostens, speziell Hammerbrook⁴, wurden hingegen fast vollständig zerstört. Das dortige Arbeiterquartier existiert seit der Nacht auf den 28. Juli 1943 nicht mehr:

„Als der Krieg vorbei war, lebten nur noch einige hundert Menschen in Hammerbrook - der Stadtteil war quasi nicht mehr existent. Zunächst wurde entschieden, Hammerbrook nicht wieder aufzubauen, so dass der zerstörte Stadtteil lange brach lag. Erst Anfang der 1980er-Jahre mit dem Bau der Harburger S-Bahnstrecke wurde Hammerbrook im Laufe des Jahrzehnts durch die Realisierung des Geschäftsviertels City Süd revitalisiert.“⁵

Bei diesem zweiten Großangriff wurden 739 Bomber eingesetzt.⁶ 1939 zählte der Stadtteil noch 44.756 Einwohner:innen, 1990 waren es 478 Personen.⁷ Stand 2019 hat sich die Bevölkerung auf 2.454 Personen erhöht.⁸

1 Der mehrtägige Großangriff war weder der erste noch der letzte auf Hamburg geflogene. In den Jahren 1940-1945 wurden insgesamt 213 Luftangriffe auf die Stadt geflogen. Die Operation Gomorrha ist jedoch durch ihr Ausmaß fest in die Erinnerung der Stadt ‚eingebrannt‘, vgl. Brunswig 1992, S. 380.

2 14.07.2021, Fund an der Friedensallee, Hamburg-Altona/Ottensen.

3 Diese Bombe (gefunden am 14.07.21, an der Friedensallee) könnte allerdings bereits aus dem Jahr 1942 stammen, genauer dem 18. April. An diesem Tag fand ein Angriff auf die „GEG-Industriebetriebe“ am Hohenzollern 23 statt, vgl. Brunswig 1992, S. 116f.

4 Ebenso Rothenburgsort und Borgfelde.

5 Hopert N.N.

6 Vgl. Hauschild-Thießen 1993, S.61.

7 Einwohner des Stadtteiles Hammerbrook; 1939: 44.756 - 1990: 478. -Vgl. Rasmußen/ Wulf 1993, S. 30.

8 Hamburger Stadtteilprofile, Statistikamt Nord (Stand: Jan 2019).

Diese Arbeit thematisiert die sozio-historischen Entwicklung des Stadtteiles Hammerbrook. Wobei die zum Teil drastische Schilderungen umfassenden Zeitzeug:innenberichte dem Ansatz der „dichten Beschreibung“⁹ dienen und in dem zugrunde liegenden Kontext zum Teil unumgänglich sind. Zudem wird das Augenmerk auf den Verbleib der ehemaligen Hammerbrooker:innen gelegt.

Vorgehen: Historische Anthropologie und Diskursanalyse

Dieser Arbeit ging eine umfassende Literaturrecherche voraus. Hierbei wurde in erster Linie nach Ego-Dokumenten, u.a. Zeitzeug:innenberichten und Erinnerungen an die Nacht des „Feuersturmes“ vom 27. auf den 28. Juli 1943 im Bereich des Stadtteiles Hamburg Hammerbrook recherchiert. Zusammen mit den kontextualisierenden Informationen aus weiteren Quellen sollen diese auf Gemeinsamkeiten und Differenzen untersucht werden, um ein möglichst dichtes Bild der Ereignisse zu entwerfen. Dies geschieht über die Forschungsperspektive der „Historischen Anthropologie“.

Die historische Anthropologie ist ein methodologischer Zugang aus dem Bereich der Geschichtswissenschaften und fächert sich in eine Vielzahl von verschiedenen Arbeitsweisen und Fragestellungen auf. In meinem Fall interessiere ich mich für die „kulturanthropologisch orientierte Mikrogeschichte“¹⁰. Ziel dieser ist es, die Geschichte eines historischen Zeitraumes zu rekonstruieren und zu beschreiben. Hierzu kann der Fokus auf die ‚Mikrogeschichte‘ eines bestimmten Ereignisses gelegt werden. Da „wir [...] immer nur in Form von mehr oder weniger konkreten Fragestellungen die Geschichte erschließen können, womit wir Geschichte auch selektieren,“¹¹ kann Mikrogeschichte immer nur selektiv rekonstruiert werden. Im konkreten Fall betrifft dies den im Fokus stehenden zeitlichen Rahmen der Nacht des „Feuersturmes“ 27./28. Juli 1943 (mit kontextualisierten Ausdehnungen), den ausgewählten Raum des Stadtteiles Hammerbrook (ebenfalls im Sinne des Kontextes zum Teil erweitert) und die Auswahl der verfügbaren Ego-Dokumente als Zeitzeugnisse. Um ein besseres Verständnis zu erlangen war es unabdinglich den Rahmen teilweise auf die Makro-Perspektive zu erweitern und weitere Räume als den eigentlich projektierten, den Stadtteil Hammerbrook, mit einzubeziehen. Auch die zeitliche Spanne musste, zu Teilen, über den der betreffenden Nacht erweitert werden.¹²

9 Vgl. Geertz 2003.

10 Nach Gert Dressel, vgl. Dressel 1996, S. 246.

11 Dressel 1996, S. 249.

12 Vgl. Götttsch 2001, S.16.

Es geht in meiner Arbeit um die Wahrnehmung sowie die gegenwärtige Erinnerung und Rekonstruktion davon, was das heutige öffentliche Bild von Hammerbrook prägt. Um dieses ‚herauszukristallisieren‘, bietet sich das von Michel Foucault entwickelte Analyseverfahren der „Diskursanalyse“ im Sinne einer „Archäologie des Wissens“¹³ an. In ihr geht es darum, Wissensordnungen, ihre Produktions- und Konstruktionsprozesse und ihre normierenden Wirkungen zu dekonstruieren. Dabei werden nicht nur die sprachlichen oder visuellen Ausdrucksformen beachtet und ihre Durchsetzung von Macht betrachtet, sondern die Auslassungen, Leerstellen und Brüche sind es, die sich aus dem Kontext erschließen und die Fragen aufwerfen: Welche Akteur:innen werden sichtbar, welche nicht? Wer kann und darf sprechen und unter welchen Bedingungen? Eine spezifische Form der Diskursanalyse ist die von dem Soziologen Reiner Keller erarbeitete „Wissenssoziologische Diskursanalyse“¹⁴. Ihr primäres Ziel ist es, überindividuelle Deutungsmuster und die daraus ableitbaren Narrative sichtbar zu machen und in sozio-kulturelle Kontexte einzuordnen. Ich möchte diese Vorgehensweise nutzen, um die widersprüchlichen Aussagen im empirischen Material ‚aufzubrechen‘.

Zeitzeug:innenberichte, Erinnerungen und Widersprüche - Zur Quellenkritik

Die Analyse von historischen Quellen im Kontext dieses sensiblen Themas im Zusammenhang mit persönlichen Dokumenten der Erinnerung unterliegt jederzeit der Gefahr von Missverständnissen. Die Betrachtung von Ego-Quellen ist zwar in volkscundlichen Studien verbreitet, in der deutschsprachigen Geschichtsforschung jedoch relativ neu. Sie wurde aus der niederländischen Sozialgeschichtsschreibung übernommen.¹⁵ Per Definition Winfried Schulze sind ‚Ego-Dokumente‘ Aussagen oder Aussagenpartikel, die eine freiwillige oder erzwungene Selbstwahrnehmung des Menschen in seiner sozialen Umgebung preisgeben sowie das Verhältnis zu dieser reflektieren.¹⁶

Bei der Arbeit mit archivalischen Quellen ist die Provenienz (= Herkunft) stets quellenkritisch einzuordnen: Wer hat sie unter welchen Umständen zu welchem Zweck verfasst?¹⁷ Was ist überliefert, was vielleicht nicht? Welche Fragen kann ich an die Quelle stellen? Was kann die Quelle leisten und wo sind vielleicht auch ihre Grenzen? Diese Form der Quellen sind Vertextungen sozialer Ereignisse, die sich einer Beobachtung durch ihren zeitlichen Abstand entziehen können. Dementsprechend sind sie nur im historischen Kontext zu analysieren.

13 Siehe Foucault 1981.

14 Siehe Keller 2011, S. 58-62.

15 Vgl. Götttsch 2001, S. 21f.

16 Vgl. Schulze 1996, S. 26.

17 Vgl. Götttsch 2001, S. 23.

Dabei geht es nicht nur um das, was aufgeschrieben wurde, sondern auch um potenzielle Auslassungen und Leerstellen, die diskursanalytisch untersucht werden können.

In diesem konkreten Fall ist es zum Teil schwierig die zeitliche Provenienz historischer Quellen zu verorten: Entstammt die Schilderung aus einem zeitnah verfassten Bericht (bspw. Tagebucheintrag) oder aus einer später abgerufenen Erinnerung ehemals Betroffener? – Renate Hauschild-Thiessen weist in ihrem Buch „Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten“ auf die Herkunft der Beiträge hin und geht weiter auf ihre Hintergründe ein. So schreibt sie:

„Zu Worte kommen ausschließlich Zeitzeugen, die ihre Erlebnisse während der Angriffe oder bald danach zu Papier gebracht haben. Es handelt sich dabei um Tagebuchaufzeichnungen, Briefe und Berichte - wobei die Grenze zwischen den letzten beiden Gattungen fließend ist. Briefe sind häufig auch Berichte, mit der Bitte um Weitergabe an mehrere Empfänger gleichzeitig gerichtet, und immer geschrieben in der Absicht, das Erlebte auch für sich selbst festzuhalten; sie sind mit Schreibmaschine geschrieben und existier(t)en in mindestens zwei Exemplaren. Daneben gibt es von Hand verfaßte[sic] Briefe, oft ganze Serien desselben Schreibers oder derselben Schreiberin, die an einen einzigen Empfänger gerichtet sind und häufig einem Tagebuch nahekommen.“¹⁸

Die Fülle der Materialien macht eine Selektion notwendig, welche sowohl Hausschild-Thiessen selbst unternommen und im späteren durch den Zuschnitt auf Hammerbrook nochmals differenziert und durch weitere Quellen ergänzt wurde.

Gerade bei der Auswertung von Erinnerungen in der Gegenwart ist zu bedenken, dass die Menschen bereits unter dem Eindruck der Folgeereignisse stehen und eine wertneutrale Rekapitulation niemals stattfinden kann. Rekonstruierte Erinnerungen sind immer schon selektiert, bewertet und eingeordnet. So stellte Frau Hauschild-Thiessen fest, dass häufig verkehrte Daten und Wochentags Angaben in den vorhandenen Zeugnissen vorkamen – vor allem bei der Erinnerung an Katastrophen in den Stadtteilen Hammerbrook, Hamm, Barmbek und anderen besonders schwer betroffenen Teilen der Stadt.¹⁹ Schon damals zerfloss die Grenze zwischen Selbsterlebtem und Gehörtem, Wahrem und Falschem, wobei es mir nicht um die Bewertung geht, sondern um die sinnstiftende Rekonstruktion. Dazu gehören auch (be

¹⁸ Hauschild-Thiessen 1993, S. 10.

¹⁹ Vgl. ebd., S. 11.

wusste) Auslassungen, Modifikationen und Aneignungen von Geschichte(n). „Man konnte in den ersten Tagen gar keine Auskunft erhalten“, heißt es bei Hans Erich Nossack in seinem Manuskript „Der Untergang“, das im November 1943 entstand; „was erzählt wurde, stimmte in den Einzelheiten nie“.²⁰

Trotz des Verbotes der Anfertigung und Verbreitung von Film- und Fotoquellen und der Androhung drastischer Strafen seitens der Nationalsozialisten, existiert vielfältiges visuelles Material aus den Tagen der „Operation Gomorrha“. Allerdings fallen Quellen für den Stadtteil Hamburg-Hammerbrook eher gering aus.

Das „Problem“ mit den „Opfern“ - Der „Opfer-Diskurs“ und Auswirkungen des Luftangriffes

Der Begriff „Opfer“ im Rahmen der zivilen Verluste durch den Bombenkrieg gegen das sogenannte Dritte Reich ruft Irritationen bis vehemente Gegenrede hervor. So schreibt der Journalist und Chefredakteur des Hamburger Abendblattes Haider:

„Nach dem Krieg sollte die Bundesrepublik schnell in den Westen integriert werden - da störte ein übermäßiges Gedenken. Und, noch wichtiger: Die Deutschen waren zweifellos die Täter im verheerenden Zweiten Weltkrieg, sie haben das Massenmorden auf den Schlachtfeldern vom Zaun gebrochen, einen rücksichtslosen Krieg geführt und im Holocaust sechs Millionen Juden ermordet. Darf ein Volk von Tätern zugleich Opfer sein?“²¹

Dieser Diskurs führte im Jahr 2003 zu der sogenannten „Bombenkriegsdebatte“²². Einer kontroversen Auseinandersetzung führender Historiker:innen, Publizist:innen und Schriftsteller:innen aus England und Deutschland mit der Rolle der Deutschen als Opfer im Zweiten Weltkrieg. In dieser Arbeit wird der Begriff „Opfer“ gleichwertig allen damals Beteiligten verwendet, jenseits von der Rolle, welche diese Personen in dem Kontext innehatten. In erster Linie beziehe ich mich jedoch auf die Todesopfer. Aus diesem Grund sollen, die Namen der getöteten Akteur:innen genannt werden. Dies wirft jedoch gleichzeitig forschungsethische Fragen auf.

Zu den Opfern zählen auch die umgekommenen Feuerwehrkräfte und die zivilen Helfer:innen, die häufig keine namentliche Nennung erfahren. Darüber hinaus betrifft dies auch die eingesetzten Personen des Luftschutzes und der Luftabwehr.

²⁰ Zitiert aus Hauschild-Thiessen 1993, S. 11.

²¹ Haider 2018, S. 96.

²² Vgl. Thiessen 2007, S. 399ff.

Exkurs: Klaus Mann²³ über die Operation Gomorrha 1943 aus dem US-Exil

Diese literarisierte Betrachtung schrieb der Schriftsteller Klaus Mann nachdem er in seinem Exil aus der US-Presse von der Bombardierung Hamburgs erfahren hat.²⁴ Der Wiederaufbau und das Wiedergewinnen an Bedeutung der „alten“ Hafenstadt Hamburg sollte sich, ebenso wie die durch die Spuren der Angriffe gezeichnete Atmosphäre, bewahrheiten.

„[...] Die Zerstörung Hamburgs ist eine wichtige und ermutigende Tatsache – in strategischer, wie psychologischer Hinsicht. und doch ist es eine Sache, sich die militärische Bedeutung einer Zeitungsnachricht klarzumachen – und etwas ganz anderes, die daraus erwachsenen Konsequenzen für die Menschen und ihre Kultur zu beurteilen. Was war das für eine Stadt, die von unseren schweren Bombern ‚praktisch dem Erdboden gleichgemacht‘ wurde? [...]. Eine Stadt ist ein organisches Gebilde – komplex, einmalig, reich an irritierenden und liebenswerten Zügen. Man muß mit ihr vertraut sein – man muss mit ihr gelebt haben, um ihr Unglück erfassen zu können.

Die Nachricht, ein derart lebendiger, individueller Organismus wie Hamburg habe aufgehört zu existieren [...], muß zwangsläufig bei allen [...] eine Fülle von Erinnerungen und Gedanken hervorrufen. Nicht, daß ich Mitleid für die Stadt und ihre Einwohner empfinde. Haben sie denn Bedauern gezeigt bei der Bombardierung von Warschau und Coventry, London und Rotterdam? Haben die denn gegen die schweren Verbrechen protestiert die, [...] begangen wurden? Falls die Deutschen (die Bewohner Hamburgs eingeschlossen) diese Greueltaten[sic!] mißbilligt haben, so ist es ihnen leider überhaupt nicht gelungen, ihrer Empörung Gehör zu verschaffen.

Nein, es geht nicht darum, Mitleid zu haben mit Hamburg oder irgendeiner Hochburg Hitlers, die von Streitkräften der Alliierten hart bestraft wurde [...]. Und doch ist es seltsam und traurig, über die unwiederbringliche Fülle an Traditionen und Energien nachzudenken, die dabei zwangsläufig zerstört wird. [...].

Das Hamburg, welches ich kannte, wird niemals mehr geben. Sicherlich wird die Stadt wiederaufgebaut werden; vielleicht wird sie sogar zu gegebener Zeit ihre frühere Stärke und ihren Wohlstand zurückgewinnen. Aber ihr Antlitz und ihre Atmosphäre werden wesentlich verändert sein.

23 Der älteste Sohn Thomas Manns galt bereits in der Weimarer Republik als Schriftsteller, der Tabus brach. Nach seiner Emigration 1933 in die USA wandelte sich zum kämpferischen Literaten gegen den Nationalsozialismus. – 1943 erhielt er die US-Staatsbürgerschaft – mehr zu Klaus Mann: Lemo, N.N.: Klaus Mann 1906-1949.

24 Vmtl. bereits am 29.07.1943, einen Tag nach dem Angriff; Bsp. ‚The New York Times‘ (vgl. New York Times 1943).

[...]. Zugegeben, die meisten haben die Nazi-Verbrechen schweigend geduldet. Aber es hat auch andere gegeben, die die Tyrannei bekämpften und sich ihr entgegenstellten – so offen und wirkungsvoll, wie es unter den gegebenen Umständen möglich war. Es hat heldenhafte Taten einzelner gegeben. Die Untergrundbewegung war sehr stark in Hamburg.

Wie haben diese unbekanntenen Widerstandskämpfer wohl auf den verheerenden Besuch der alliierten Flieger reagiert? [...].“²⁵

Der Feuersturm in der Nacht zum 28. Juli 1943 und dessen Opfer

Gegenwärtig wird der Ausdruck „(Hamburger) Feuersturm“ häufig synonym mit dem militärischen Codewort „Operation Gomorrha“ und den Bombardierungen des Hamburger Ostens im Zeitraum Juli bis August 1943 verwendet. Dieser Begriff bezeichnet jedoch nur die Luftangriffe in Zusammenhang mit den Ereignissen in der Nacht zum 28. Juli 1943. Zu diesem Zeitpunkt fand das katastrophale Ereignis statt, dass mehr als 30.000 Menschen das Leben kostete.²⁶ Das zentrale Ziel des Angriffes vom 27. auf den 28. Juli, zwischen 23:40 Uhr und 2:40 Uhr, war der Stadtraum im heutigen Hohenfelde, Hamm, Billbrook, Rothenburgsort und Hammerbrook und das östliche St. Georg. In diesem Gebiet hielten sich zu der Zeit über 400.000 Menschen auf, zum Teil um hier Zuflucht zu finden, da ihre Stadtteile bereits in der Nacht zuvor betroffen waren, zum Teil weil sie dort wohnten und arbeiteten.²⁷ Dieses eng bebaute Gebiet wurde zum Zentrum des Feuersturmes. Die Soziologin, mit ihren Arbeitsschwerpunkten Militär und Gesellschaft sowie Kernwaffengeschichte und -politik, Lynn Eden beschreibt die Voraussetzungen für einen „Feuersturm“ folgendermaßen:

„Unter bestimmten Bedingungen können [...] vielen einzelnen Brände [...] zu einem massiven Feuer zusammenwachsen, das als ‚Feuersturm‘ bekannt ist. Die Kombination vieler kleinerer Feuer erhitzt die Luft und verursacht Winde von Orkanstärke, die nach innen auf das Feuer gerichtet sind, die wiederum die Flammen anfachen.“²⁸

Die Schilderungen des Feuersturms in Ego-Dokumenten sind vielfältig. Eine Gemeinsamkeit ist die Beschreibung der immensen Kraft des Bombeneinschlags und des Feuers, welches einen Sturm entfachte. Die Stadtteilhistoriker:innen des Stadtteilarchives Hamm e.V. Kerstin Wulf und Gunnar Rasmussen beschreiben die Auswirkungen wie folgt:

25 Mann 1994.

26 Vgl. Wieker/ Rasmussen/ Wulf 2013, S. 26.

27 Vgl. Hauschild-Thießen 1993, S.61.

28 Vgl. Atomicarchive N.N., S. 12.

„Die heiße Luft strömte mit ungeheurer Geschwindigkeit nach oben und saugte von allen Seiten Frischluft an, die innerhalb kurzer Zeit gleich einem Hurrikan oder Wirbelsturm durch die Straßen raste. Unsere Windstärke 12 ist mit dem Feuersturm noch lange nicht zu vergleichen. Bäume wurden entwurzelt, Balken und Bretter durch die Luft gewirbelt.“²⁹

Neben den baulichen Bedingungen führten auch weitere Faktoren wie die ungewöhnlich langanhaltende Trockenperiode³⁰ zu den verheerenden Folgen des Ereignisses. Meteorolog:innen kamen zu dem Schluss, dass das Phänomen durch die besondere Wetterlage ausgelöst wurde, welche nur alle zehn Jahre vorkommen würde. Der Militärhistoriker Martin Middlebrook sieht zudem auch ein Sägewerk mit großem Holzlager am Normannenweg im angrenzenden Stadtteil Borgfelde als einen wichtigen Faktor in der Katastrophe.³¹ Ob dieses Gebäude in der Planung des britischen Bomber Command einberechnet war lässt sich nicht eindeutig rekonstruieren.³² Der Zeitzeuge und Feuerwehrmann Hans Brunswig schreibt in seinem Buch: „Selbst die nach dem Kriege erschienenen Darstellungen des Luftkriegs aus britischer Sicht gehen auf die meteorologischen Umstände nicht ein.“³³

Ein Aspekt für das verheerende Ausmaß des Feuersturms war jedoch der Umstand, dass - auf Gauleiter Kaufmanns Befehl vom Abend davor - sich beinahe alle Löschzüge der Hamburger Feuerwehren auf der anderen Seite der Stadt befanden. Die wenigen Straßen im „Flaschenhals zwischen Alster und Elbe“ bewirkten, dass die Löschzüge den Osten der Stadt zu spät erreichten. Die dortigen Werksfeuerwehren und andere im Luftschutz eingesetzte „Halb-Amateure“ hatten keine Chance, die Lage zu kontrollieren.³⁴

Der Sturm flaute erst nach vier bis fünf Stunden ab. Während des Höhepunktes des Anschlags, zwischen 3 und 4 Uhr früh, stehen allein im Südosten der Stadt Häuserzeilen von 215 Kilometer Länge in Flam-

29 Rasmußen/ Wulf 1993, S. 31.

30 „In den letzten drei Wochen vor den Angriffen waren nur 44 mm Niederschlag gefallen, davon am 22.7. mit 13mm die größte Menge. Die Luftfeuchtigkeit zwischen dem 1. und 29. Juli hatte im Mittel nur 78 % betragen mit einem niedrigsten Feuchtigkeitsgehalt von 30 % am 27. Juli. Die Mittagstemperaturen lagen in der ersten Julihälfte nie unter 32° C (im Schatten!); zwischen dem 15. und 25. Juli betragen sie 25° C, am 27. Juli 32° C und am 29. Juli 29° C. Auch die Nachttemperaturen waren in dieser ganzen Zeit ungewöhnlich hoch, mitunter bis zu 30° C.“ - Brunswig 1992, S. 269f.

31 Vgl. Middlebrook 1984, S. 289f.

32 Als belegt gilt jedoch der gezielte Einsatz von Sprengbomben, gefolgt von Phosphor-Brandbomben um eine größtmögliche Zerstörung durch Feuer zu erzielen. Diese Kombination, in Form eines Flächenbombardements, wurde erstmals am 29. März 1942 in Lübeck eingesetzt. - Vgl. Luftangriffe, N.N.

33 Brunswig 1992, S. 270.

34 Vgl. Middlebrook 1984, S. 288.

men.³⁵ In dieser Zeit forderte er die größte Zahl an Opfern. Der Soziologe und Journalist Christoph Kucklick mutmaßt, dass:

„Die meisten Menschen sind wahrscheinlich während der Flucht auf den Straßen in den Heißluftströmen der Feuerwirbel umgekommen“³⁶. Sie wurden sprichwörtlich in das Feuer hineingezogen; „Der Sturm reißt Babys aus den Armen ihrer Mütter, Gebrechliche zerrt er in die Flammen.“³⁷

Bedingt durch die Hitze von bis zu 1.000°C Grad kommt es zu einem Phänomen, das als „spontane Entzündung“ bezeichnet wird. Die Menschen gehen sprichwörtlich in Flammen auf.³⁸ Die enorme Hitzestrahlung führt ebenfalls zu Erblindungen wie Kucklick schildert: „Opfer [werden] schlagartig blind: Hornhaut und Augapfel verglühen, [...]“³⁹ Außerdem bleiben Menschen im erhitzten Asphalt der Straßen stecken:

„Es waren Menschen auf der Fahrbahn, einige schon tot, andere lebten noch, aber sie waren in dem Asphalt stecken geblieben und konnten sich nicht befreien. [...]. Sie waren mit den Füßen eingesunken und hatten dann versucht, sich mit den Händen loszustemmen. Nun lagen sie auf Händen und Knien und schrien.“⁴⁰

Außerhalb der Wohnhäuser gibt es keinen sicheren Ort in diesen Stunden:

„In eine windgeschützte Nische fährt plötzlich ein Feuerwirbel und verbrennt alle Schutzsuchenden; scheinbar Gerettete ertrinken in einem Bombenkrater, der sich mit Wasser aus einer geplatzten Leitung füllt. Nur wer Glück hat, überlebt, pures Glück.“⁴¹

Andere wurden von herumfliegenden Trümmerteilen erschlagen. Wer Zuflucht in einem Keller oder Luftschutzraum fand, war durch den immensen Sauerstoffverbrauch dieses Großfeuers nicht gerettet. Viele Menschen erstickten in zum Teil verschütteten Schutzräumen:

„[...] In der Hitze schwelen Kohlevorräte, die verbotenerweise in vielen Kellern lagern, und füllen die engen Räume mit dem Gas. Die Mehrzahl der Opfer findet man später wie Wartende auf ihren Plätzen sitzend, viele haben einen friedlichen Gesichtsausdruck. Ihre Haut ist braun gebacken, ihre Körper sind auf die

35 Hoffmann 2003, S. 21.

36 Brunswig 1992, S. 275.

37 Kucklick 2018, S. 64.

38 Vgl. ebd.

39 Ebd.

40 Zeitzeugin Käte Hoffmeister, zitiert aus: Kucklick 2018, S. 64.

41 Kucklick 2018, S. 64.

Hälfte geschrumpft, weil Hitze und Trockenheit die Flüssigkeit aus den Leibern saugen. Andere Tote liegen auf dem Fußboden in der erkalteten Masse ihres geschmolzenen Körperfetts.“⁴²

In geschlossenen Räumen wurde neben den CO-Vergiftungen von Mediziner:innen „Hypothermie“⁴³ als zweithäufigste Todesursache festgestellt.⁴⁴ Viele Verschüttete erstickten noch Tage nach den eigentlichen Geschehnissen, da diese nicht rechtzeitig geborgen werden konnten.⁴⁵ Der Sauerstoffmangel gilt auch für viele Menschen unter freiem Himmel als Todesursache:

„[...] mit dem Gesicht nach unten, einen Arm um den Kopf, um sich vor der Hitze zu schützen. Extrem hohe Temperaturen zerstören die Haut binnen Millionstel Sekunden. Explosionsartig verdampft die Feuchtigkeit aus den Zellen, die Haut schrumpft auf einen Schlag zu Leder, an Bauch [und] Hals [...] kann sie durch die plötzliche Spannung aufreißen. Das Blut dickt ein, der Kreislauf wird blockiert. In anderen Fällen lenkt der Körper das Blut aus den verletzten Armen und Beinen zum Herzen und ins Gehirn, sodass Menschen in der größten Hitze vor Kälte zu zittern beginnen. Auch pressen der Sturm und die Druckwellen der Detonationen heiße Luft in die Atemwege, die Lungenbläschen trocknen schlagartig aus, schrumpfen oder platzen. Die Menschen ersticken innerhalb kürzester Zeit. In jedem Fall sind die Opfer des Sturmes bereits tot, wenn die Flammen sie schließlich erfassen.“⁴⁶

Gegen Morgen lässt der Feuersturm allmählich nach.⁴⁷ Überlebende schreiben mit Kreide, Mörtel oder Backstein Nachrichten an die Mauern der Ruinen: wer überlebt hat, wer nicht, wo sich die geretteten Menschen treffen können. Andere irren erschöpft durch die Straßen, auf der Suche nach ihren Angehörigen.⁴⁸ Die Vernichtung durch die Verbrennungen war so enorm, dass laut dem Bericht des Polizeipräsidenten „auch von vielen Menschen buchstäblich nichts geblieben ist. Bei einer losen Ascheschicht in einem großen Luftschutzraum konnte von den Ärzten die Zahl der Menschen, die hier ums Leben gekommen waren, nur schätzungsweise mit 250 bis 300 angegeben werden.“⁴⁹

42 Ebd., S. 71.

43 Im Sinne der Überhitzung, vergleichbar mit einem (extremen) Hitzschlag: Definition: Schwerer Hitzeschaden mit einem lebensbedrohlichen Anstieg der Körperkerntemperatur auf ca. >40–40,6 °C aufgrund eines Versagens der peripheren Thermoregulation. – Vgl. AMBOSS-SOP: Hitzschlag und Sonnenstich.

44 Brunswig 1992, S. 275.

45 Vgl. Hoffmann 2003, S. 24.

46 Kucklick 2018, S.64f.

47 Vgl. Hoffmann 2003, S. 21.

48 Vgl. Kucklick 2018, S. 72.

49 zitiert aus Hauschild-Thießen 1993, S.61.

Nach diesem ‚Inferno‘ verbanden sich die zehntausenden Einzelbrände in den geschlossenen und teilweise eng bebauten Gebieten zu ausgedehnten Flächenbränden.⁵⁰ „Es gibt [laut Militärhistoriker Martin Middlebrook] Schätzungen, nach denen 16000 Wohnblocks mit Straßenfront von zusammen 215 Kilometer während des Sturms in Flammen standen.“⁵¹ Auch in den nächsten Tagen war die Gefahr durch Feuer, herabfallende Trümmer und mit Zeitzünder versehenen Bomben groß: „Eine gigantische Rauchwolke ballt sich über der Stadt, bis zu acht Kilometer hoch. Das Tageslicht dringt nur als fahle Dämmerung in verwüstete Viertel. Unzählige Straßenzüge stehen noch in Flammen.“⁵² Weit mehr als eine halbe Million Menschen verloren ihre Arbeit, Wohnung oder im schlimmsten Fall ihr Leben. In den engen Straßenschluchten und verschachtelten Hinterhöfen Hammerbrooks ist fast jede:r Dritte gestorben.⁵³ Die Stadtteilhistoriker:innen des Stadtteilarchiv Hamm e.V. ziehen einen räumlichen Vergleich:

„Gegen die Einwohner von Hammerbrook hatten es diejenigen im nicht so eng bebauten Hamm in der Feuernacht doch besser gehabt; bei uns [im angrenzenden Stadtteil Hamm] war ja eine große Zahl der Bewohner am Leben geblieben, trotz des fürchterlichen Feuersturms.“⁵⁴

Die Gesamtanzahl der Opfer wird Ende 1943 auf etwa 35.000⁵⁵ Menschen geschätzt. Am 30.11.1943 wurden 31.637 Personen geborgen. Zu diesem Zeitpunkt waren noch nicht alle Keller und Schutzräume geöffnet worden. Auf den Bereich Hammerbrook entfielen allein 12.000 Opfer.⁵⁶ Die nach dem Krieg geäußerte Vermutung, dass in Hammerbrook und Rothenburgsort noch „Hunderte von Toten“⁵⁷ unter den Trümmern verborgen seien, hat sich nicht bestätigt. Bei Neubauten wurden nur vereinzelt Gebeine gefunden. Im September wird das größte zusammenhängende Ruinengebiet Hammerbrooks, von sechseinhalb Quadratkilometern, zur „verbotenen Zone“ erklärt und mit Hilfe von Trümmersteinen versperrt. Zu groß ist die Gefahr von Seuchen und Plünderungen. Zuwiderhandlungen werden streng bestraft. Die Sperrung umfasste alle von der Hammer Landstraße

50 Aus dem Kriegstagebuch der Luftschutzpolizei, vgl. Hoffmann 2003, S. 21.

51 Middlebrook 1984, S. 291.

52 Hoffmann, S. 21.

53 Vgl. ebd., S. 24.

54 Wieker/ Rasmußen/ Wulf 2013, S. 41f.

55 „Vom statistischen Amt ist britischen und amerikanischen Befragern nach der Kapitulation [...] die Zahl ‚41.800 Gefallene bei den Juli-Angriffen 1943‘ genannt (Hamburg Field Report. Library of Congress, No. PB 23 359 - LC Washington). Ob sie stimmt und welchen Quellen sie entstammt, ist nicht bekannt. - Der Fachmann und Zeitzeuge Hans Brunswig zweifelt diese Angabe an. - Vgl. Brunswig 1992, S. 279.

56 Vgl. Hopert, Thilo (N.N.).

57 Vgl. Hamburger Abendblatt v. 9. 11. 1956.

nach Süden abzweigende Straßen.⁵⁸ Die in dieser Fläche befindlichen Trümmer werden zur Vermeidung von Seuchen mit Desinfektionsmitteln überdeckt. „Es wurde sinngemäß also über Hammerbrook ein Sarkophag errichtet.“⁵⁹ – So die Hammer Stadtteilhistoriker.

Der Reichsfeldmarschall Hermann Göring zeigt sich bei der Betrachtung der Zerstörungen an der Hammerbrookstraße, am 6. August 1943, „betroffen“⁶⁰. „Wortlos blickt er sich um, starrt auf eine rauchgeschwärzte Hauswand [...]. Erschüttert wendet er sich ab, besteigt wieder seinen schwarzen Mercedes.“⁶¹

Die Bergungen, welche zum Teil durch KZ-Insassen⁶² in einem für diese Tätigkeiten eingerichteten Außenlager des KZ Neuengamme⁶³ durchgeführt werden mussten, fanden bis weit in das Jahr 1944 statt.⁶⁴ Die Zwangsarbeiter wurden tagtäglich durch schmale Durchlässe der Sperrmauer gedrängt, um dort Keller für Keller, Straße für Straße und Block für Block freizulegen und die dortigen Toten zu bergen.⁶⁵ „Dabei entdecken sie Entsetzliches. Tausende von Toten liegen in den immer noch heißen Räumen - verbrannt, erschlagen, geschmolzen, geschrumpft, mumifiziert.“⁶⁶

Der amtliche Bericht des Polizeipräsidenten stellte fest:

„Erst dadurch, dass der Chlorkalkgeruch, der ganze Stadtteile erfüllte, den Geruch der fortgeschrittenen Verwesung überdeckte, ließen sich die starken Übelkeiterscheinungen und der anfängliche Zwang zum Erbrechen bei den Bergungsmannschaften bekämpfen.“⁶⁷

Zudem war ein Betreten der Luftschutzräume vielfach nur mit „Gasmasken [...]“, bei denen der Filter durch einen Rum- oder kognakgetränkten Wattebausch ersetzt war“ möglich. Überhaupt waren die Zersetzungerscheinungen der toten Körper teilweise derart fortgeschritten, dass die Bergungskräfte mit Gummihandschuhen und -stie-

58 Vgl. Hoffmann 2003, S. 37.

59 Wieker/ Rasmussen/ Wulf 2013, S. 41.

60 Vgl. Hoffmann 2003, S. 34.

61 Ebd.

62 450 KZ-Häftlinge (vornehmlich für die Leichenbergung eingesetzt) + 10.700 Wehrmacht-Hilfskommandos (einschließlich „Ostarbeiter“ - verschleppte, zur Zwangsarbeit gezwungene Zivilisten) - Vgl. Brunswig 1992; S.268ff. für eine komplette Aufstellung.

63 „Im sogenannten Georgshaus in der Spaldingstraße wurde eine Außenstelle des KZ Neuengamme eingerichtet, in der knapp 2.000 Häftlinge untergebracht waren. Geschätzt 500 bis 800 der Häftlinge überlebten die unmenschlichen Bedingungen im Georgshof nicht.“ - Hopert, Thilo (N.N.).

64 Vgl. Brunswig 1992, S. 279.

65 Vgl. Hoffmann 2003, S. 37.

66 Ebd.

67 Bahnsen/ Stürmer 2003, S. 66.

feln ausgerüstet⁶⁸ wurden:⁶⁹ Der Zeitzeuge und damalige Zeitzeuge Hans Brunswig hierzu:

„Die körperlichen und seelischen Anforderungen an die eingesetzten Kräfte waren vor allem bei dem teilweise unbeschreiblichen Zustand der Leichen ganz außergewöhnlich hoch.“⁷⁰

„Nur etwa die Hälfte der Toten konnte – oft genug in mühsamer Kleinarbeit – identifiziert werden. Das, was von den Toten blieb wurde in Massengräbern auf dem Ohlsdorfer Friedhof beige-
setzt.“⁷¹

Auf dem Ohlsdorfer Friedhof wurden 2.282 Opfer der Bombardierungen von 1940 bis 1945 in einer Einzelgrabanlage⁷² mit namentlich gekennzeichneten Grabsteinen⁷³ beige-
setzt, darunter 23 Tote in der Nacht 27./28.07.43) sowie 36.918 Opfer⁷⁴ in Sammelgräbern⁷⁵. An diese verweisen 138 Gedenksteine und -kreuze mit Namensnennungen von etwa 245 verstorbenen Personen. Auch die Bestattungsarbeiten wurden durch die KZ-Gefangenen der Neuengammer Außenstelle Süderstraße⁷⁶ ausgeführt.⁷⁷ Die Historiker Christian Hanke, Joachim Paschen und Bernhard Jungwirth führen an, dass „[...] auch die etwa 500 KZ-Häftlinge [verspätete Opfer der Bombenangriffe waren], die in den folgenden Monaten bei Aufräumarbeiten starben“ und „verwirrte Menschen, vor allem Alte, die in den Trümmern umherirrten [...] in Heilanstalten gebracht und dort größtenteils ermordet [wurden]. Sie störten die Durchhaltungemoral.“⁷⁸ – Letzteres bezieht sich auf die „Aktion Brandt“⁷⁹ einer Erweiterung der „Euthanasie“-Verbrechen der „Aktion T4“⁸⁰ folgend.

68 Hier sei angemerkt, dass auf den wenigen Bildern, die KZ-Häftlinge bei der Zwangsarbeit zeigen, keinerlei Schutzausrüstung zu erkennen ist!

69 Vgl. ebd.

70 Ebd.

71 Vgl. Brunswig 1992; S. 279.

72 Lage laut „Orientierungsplan Parkfriedhof Ohlsdorf“: K27-M28, H31-L31 (Bombenopfer-Einzelgrabanlagen).

73 Eine Namensliste findet sich unter: genealogy.net: „Dornenkrone“ Bombenopfer Einzelgräber Hamburg-Ohlsdorf.

74 Von diesen konnten nur einige wenige werden. - Vgl. Grabsteine „Dornenkrone“. Bombenopfer Einzelgräber Hamburg-Ohlsdorf (N.N.).

75 Lage laut „Orientierungsplan Parkfriedhof Ohlsdorf“: BN66-BQ66, BO65-BO68 (Bombenopfer-Sammelgrab mit Mahnmal).

76 Weitere Informationen: Vgl. HAMBURG-HAMMERBROOK (II. SS-BAUBRIGADE): (N.N.).

77 Vgl. Matthei (N.N.).

78 Hanke/ Paschen/ Jungwirth (Hg.) 2003; S. 118.

79 Näheres: Aktion T-4 (N.N.).

80 „Die Aktion T4 ist eine nach 1945 gebräuchlich gewordene Bezeichnung für die systematische Ermordung von Menschen mit geistigen und körperlichen Behinderungen in den Jahren 1940 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa 1945 während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland.“ – Aktion T-4 (N.N.).

Fehlmarkierungen und die ‚gezielte‘ Bombardierung von Zivilist:innen/„Arbeiterstadtteilen“

Es ist wichtig zu erwähnen, dass die Bombardierung der Zivilbevölkerung ein Ziel des Angriffes war, durch diese sollte die Moral und der „Durchhaltewillen“ der deutschen Bevölkerung geschwächt werden, um ein schnelleres Kriegsende einzuleiten. Das strategische Ziel, der ‚Lahmlegung‘ einer kriegswichtigen Großstadt, wurde jedoch nicht erreicht. Der Historiker Middlebrook bezeichnet die (zu organisierende) Flucht als „das bedeutungsvollste Ereignis der Schlacht um Hamburg“ und „Höhepunkt des Erfolges des Bomber Command.“⁸¹

Auch ist es nicht zu verleugnen, dass es sich um sogenannte „Vergeltungsangriffe“ für die zahlreichen deutschen Luftangriffe auf andere europäische Städte, genannt seien hier Rotterdam, Warschau und Coventry, gehandelt hat. Der Hauptmarkierungspunkt der britischen Angriffe des 27./28. Juli lag jedoch im Zentrum der Stadt. Die St. Nikolai-Kirche⁸² galt als Referenzpunkt. Bei dem, den Bombern vorgehenden, Markierungen des Zielgebietes wurden jedoch „nicht weniger als zwölf dieser Markierungsladungen wie ein Wasserfall über einem eng umgrenzten Gebiet“⁸³ abgeworfen. Diese „Blindmarkierer“ erfolgten aus technisch unausgereiften Gründen.⁸⁴ Weiter führt der britische Militärhistoriker Middlebrook aus:

„Die Markierungskonzentration befand sich ungefähr drei Kilometer östlich des korrekten Punktes, und zwar über den Stadtteilen Billwärder Ausschlag und Hammerbrook unmittelbar nördlich der Elbe.“⁸⁵ „Die Abweichung um drei Kilometer war nicht schwerwiegend; rund um die markierte Fläche gab es reichlich dicht bebautes Stadtgebiet. Die Bomber des Gros erschienen prompt, fanden diese eine, auffällige Gruppe von Markierungen vor und bombardierten sie mit ungewöhnlicher Genauigkeit. Zu keiner Zeit gab es mehr als dieses eine Bombardierungsgebiet, das am Billwärder Ausschlag und in Hammerbrook begann und sich dann nur langsam in nordöstlicher Richtung zurückbewegte nach Borgfelde, Hamm und schließlich nach Wandsbek und Horn. Teile der Bombenladungen waren sogar jenseits des markierten Hauptgebiets eingeschlagen, nämlich in St. Georg nahe der Stadtmitte sowie südlich der Elbe im Hafengebiet. Es war ein ungewöhnliches Beispiel dafür, daß sich die Bombardierung durch das Gros in entgegengesetzter Richtung zum Rückwärts-

81 Vgl. Middlebrook 1984, S. 311.

82 Die ungefähre Stadtmitte der Hamburger Innenstadt; Heute Ort des zentralen „Mahnmal St. Nikolai“, vgl. www.mahnmal-st-nikolai.de (10/10/2021).

83 Middlebrook 1984, S. 281.

84 Vgl. ebd.

85 Ebd.

Kriecheffekt bewegte. Das Verdienst daran ist der hartnäckigen Entschlossenheit zuzuschreiben, mit der die Pathfinder-Neuzentrierer und die Folge-Markierer ihre Aufgabe lösten.“⁸⁶

Die südlichsten Grenzen des bombardierten Gebietes und der Ort der ersten Einschläge bildeten den Billwärders⁸⁷[sic!] Ausschlag⁸⁸ und Rothenburgsort⁸⁹. Die Schwere des Angriffes zeigte sich besonders in den ca. 2,5km von der Stadtmitte entfernten Stadtteilen Borgfelde und Hamm, einschließlich Hamm-Nord, -Süd und Hammerbrook.⁹⁰ Diese Gebiete wurden von Straßen und von Kanälen durchzogen, die wie sich zeigen wird, eine Rolle in den späteren Erinnerungen der Zeitzeug:innen spielen. Eine dieser Straßen ist die Hammer Landstraße. Vorher erstreckte sich dort ein trockengelegtes Marschgebiet, welches Wohnort von Arbeiter:innen und ihren Familien war. Es war dicht bebaut, häufig mit sechsstöckigen Blocks, in denen jeweils etwa achtzehn Familien wohnten.⁹¹

„Die Menschen, die hier lebten, wurden von den anderen, die nur ein paar Straßenzüge weiter nördlich, jenseits der Hammer Landstraße, wohnten, oft als ‚Proletarier‘ bezeichnet. Dort, nicht ganz so dicht gedrängt, fand sich eine eher mittelständische Bevölkerung - die Familien von Handwerkern und Facharbeitern, von Büroangestellten und kleineren Beamten.“⁹²

Auch herrschte dort ein anderes politisches Klima vor. Bei der weiteren Betrachtung von Hammerbrook, sollte sich in Erinnerung gerufen werden, dass es sich bei diesem Stadtteil⁹³ um ein Wohnviertel handelt. Es existierten in den Seitenstraßen und Hinterhöfen jedoch auch etliche Handels- und Gewerbebetriebe. Dort wohnten hauptsächlich Familien der mittleren und unteren Schichten der Hamburger Gesellschaft. Diese Umstände führten im Nachhinein oftmals zu der Behauptung, die Alliierten hätten diese bevorzugt ausgewählt, um später in den besser gestellten und verschonten, Stadtteilen als Sieger:innen

86 Middlebrook 1984, S. 281f.

87 Bis ins 20. Jahrhundert hinein bezeichnete der Name Billwärders eine deutlich größere Landschaft zwischen den Flüssen Bille und (Dove) Elbe, die auch die heutigen Stadtteile Allermöhe, Billbrook, Moorfleet, Neuallermöhe, Rothenburgsort sowie den Westteil von Bergedorf (Nettelburg) umfasst.

88 Billwärders Ausschlag war ein dicht bewohnter Arbeiterviertel, das wie Hammerbrook einen äußerst geringen Anteil an Stimmen (22,9 %) für die NSDAP im Rahmen der Wahl 1933 abgab.

89 Rothenburgsort, klein an Fläche und halb industriell, seinem Charakter nach, hatte keine große Bevölkerungszahl. Aber es befand sich dort das größte Kinderkrankenhaus der Stadt Hamburg.

90 Vgl. Middlebrook 1984, S. 282.

91 Vgl. Middlebrook 1984, S. 283.

92 Middlebrook 1984, ebd.

93 Sowie den weiteren im Osten der Stadt gelegenen und Teilen der zuvor im Westen getroffenen.

‚residieren‘ zu können. Der Vorwurf, dass die RAF⁹⁴ ausgerechnet diese, den Nationalsozialisten wenig Sympathie entgegenbringenden Stadtteile zerstörte, bestätigt sich in Betrachtung der Abstimmungsergebnisse der Wahl 1933 nicht:

„Zwar gab es in Billwärder Ausschlag, wie schon gesagt, die für die Nazis ungünstigsten Ergebnisse von ganz Hamburg, doch Borgfelde und Hamm gaben Stimmzahlen für jene Partei ab, die etwas über dem Hamburger Durchschnitt lagen. In Wahrheit waren die meisten Menschen in Hamm und Borgfelde politisch nie sehr aktiv.“⁹⁵

Egbert Hoffmann führt in seinem Buch „Als der Feuertod vom Himmel stürzte“ die „unmenschlichen Flächenbombardements“ als nicht kriegsentscheidend bzw. -verkürzend an. Weiter lautet es:

„Das niedergebrannte Hamburg wird offiziell in England verschwiegen. Stets ist nur von militärisch wichtigen Bombenzielen die Rede. [...] Um den Luftmarschall Harris, in England ‚the butch[er]‘ (der Schlächter) genannt, wird es nach dem Krieg still. Englische Teilnehmer der ‚Schlacht um Hamburg‘ sprechen heute nur ungern über das, was sie angerichtet haben.“⁹⁶

Dem im Detail nachzugehen, sprengt leider den Kontext dieser Arbeit. Jedoch sei angemerkt, dass sich, wie sich in den Zeitzeug:innen-aussagen beteiligter britischer Luftwaffenangehöriger zeigt, sehr wohl „empathische“ Aussagen zu den Geschehnissen. Zudem soll diese Arbeit einen Teil dazu beitragen die zahlreichen Mythen, welche sich um die „Operation Gomorrha“ ranken, offenzulegen und einen Anreiz bieten, sie neu zu diskutieren.

Auswirkungen auf die Psyche und Moral; Durchhalteparolen

Vorab Definitionen der hier genutzten Begriffe: ‚Psyche‘ wird hier als Gesamtheit des menschlichen Fühlens, Empfindens und Denkens definiert, welche Auswirkungen auf die ‚Moral‘ hat. Die Definition von ‚Moral‘, die hier genutzt wird, beschreibt „die Handlungsregeln und Ziele [...] die in einer Gruppe oder Gesellschaft faktisch handlungsleitend oder verbindlich sind.“⁹⁷ Sprich: Zur Regel gewordener Wille, beziehungsweise auf innerer Gesinnung beruhende, gewohnheitsmäßige Tätigkeit. Im Kontext dieser Arbeit also die Reflexion der

94 „Royal Air Force“; britische Luftwaffe.

95 Middlebrook 1984, S. 284. – Näheres zu der Wahl 1933 in Hammerbrook ist in der zuvor genannten Arbeit zu finden!

96 Hoffmann 2003, S. 40f.

97 Kambartel 2004, S. 932.

Bürger:innen zu dem geltenden System und die daraus erwachsenen Folgen.

In Zusammenhang mit den Auswirkungen der traumatischen Erlebnisse der betroffenen Personen beobachtet ein Pfarrer „dumpfe Bedrücktheit [und] innere Zweifel.“⁹⁸ Ein Mediziner notiert „die stumpfe Apathie, die müde Teilnahmslosigkeit, geradezu Traumverlorenheit“ der Menschen. Sie „stehen mit leeren Gesichtern da“, schreibt er, „starren untätig in die Trümmer oder räumen ohne Plan etwas beiseite“. Den Menschen fehlt sogar die Kraft zum Irrewerden. Die Zahl von psychisch Kranken nimmt nach Bombenangriffen nicht zu. Die Realität der Trümmer und der Not ist so mächtig, dass sie nicht einmal die Flucht in den Wahnsinn erlaubt.⁹⁹ Diese obige Beschreibung bezieht sich auf die persönliche Wahrnehmung der Einzelperson eben jenes Mediziners. Auch kam es zu spontanen Freudebekundungen; „Menschen lachen vor den Trümmern ihrer Häuser, sie feiern - überwältigt von der Einsicht, dass sie noch leben.“¹⁰⁰ Auch wenn die Autorität des NS-Staates vorübergehend zusammenbrach,¹⁰¹ kam es zu keinen Unruhen. Die Historikerin Ursula Büttner schreibt hierzu:

„Abgestumpft, desorientiert, mit der Aufgabe des täglichen Überlebens mehr als ausgelastet und zudem wohlwissend, welche barbarischen Unterdrückungsmethoden und Machtmittel dem NS-Regime zur Verfügung standen, war von der Hamburger wie von der deutschen Bevölkerung eine solche Machtprobe nicht zu erwarten. Die kriegsmüden Menschen konnten sich in der totalitären Diktatur politisch nicht organisieren, und daher konnte auch ihre Friedenssehnsucht politisch nicht wirksam werden.“¹⁰²

Trotz dessen kam es vermehrt zu systemkritischen Äußerungen. Wie Schriftsteller Erich Nossack berichtet:

„Machthaber und Behörden waren wie vom Erdboden verschwunden. [...]. Damals sprach jeder aus, was er dachte, kein Gefühl war den Menschen ferner als Furcht.“¹⁰³ – „Die Menschen fühlten sich den Bombern nun schutzlos ausgeliefert und den Funktionsträgern von Staat und Partei gegenüber zu nichts mehr verpflichtet.“¹⁰⁴

98 Kucklick 2018, S. 73.

99 Ebd.

100 Ebd.

101 Vgl. ebd., S. 72.

102 Büttner 2000, S. 91.

103 Nossack 1981, S. 63f.

104 Hanke/ Paschen 2003, S. 116.

Ein SD¹⁰⁵-Berichterstatter bemerkte, dass die Folge der gemachten Erfahrungen, im Besonderen der städtischen Bevölkerung, bei „jedem einzelnen ein bisher nicht bekanntes Bedürfnis zu selbstständigem Nachdenken: das bohrende Fragen nach dem ‚Warums‘ und vor allem ein Hunger nach politischen Antworten, die nicht nur zündende Worte und Parolen sind, sondern die es vermögen, die bedrohte oder gar schon zerstörte Existenz neu zu sichern und die sich ausbreitende Lebensangst zu beruhigen. Nicht allein das enttäuschte Gefühl, auch der aufgeschreckte und von grauenhaften Tatsachen beeindruckte Verstand wollen angesprochen werden.“¹⁰⁶ Die propagandistischen Instrumente der Nachrichtenlenkung begannen zu versagen. Im Wehrmachtsbericht wurden die Angriffe auf Hamburg mit wenigen Sätzen abgetan. Im Heeresbericht des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) hieß es am 28. Juli: „Starke feindliche Bomberverbände setzten ihre Terrorangriffe gegen die Stadt Hamburg fort. Es entstanden weitere Verwüstungen und zum Teil ausgebreitete Brände in mehreren Stadtteilen. Die Bevölkerung erlitt wieder Verluste.“¹⁰⁷ Mit den Geflüchteten verbreiteten sich Informationen über das tatsächliche Ausmaß im ganzen Reich. Die Unzulänglichkeit der offiziellen Berichterstattung bestärkte das Bedürfnis, sich selbst informieren zu wollen. Was die Verbreitung von Gerüchten verstärkte. Laut einem Bericht des SD machte sich „Durch die geringe Unterrichtung über wichtigste Ereignisse mache sich der Propaganda gegenüber einem Gefühl der Entfremdung breit.“¹⁰⁸ Nach den Ereignissen in Hamburg des Juli 1943 brach das durch jahrelange Propaganda erzeugte „Gefühl der Sicherheit“ im ganzen Reichsgebiet „urplötzlich zusammen.“¹⁰⁹ Die Polizei wurde angehalten, nicht einzuschreiten, da die Partei den Unmut der Bürger:innen befürchtete. Stattdessen nutzte das Regime die allgemeine Furcht vor der SS. Um einer möglichen Revolte zuvorzukommen fuhren SS-Trupps durch die Stadt – deren Präsenz reichte aus, um die Gespräche zu ersticken.¹¹⁰

Entgegen Nossacks Beobachtung steht die Nachricht der Zeitung „Hamburger Nachrichten“ vom 7.7.1943, einen Tag nach Hermann Görings Besuch in Hammerbrook, derer Zufolge der Generalfeldmarschall der deutschen Luftwaffe „Mit herzlichen Zurufen“ empfangen wurde.¹¹¹

„Zu den immer wieder kolportierten Legenden aus jenen Tagen gehört, dass er dabei ständig mit Redensarten wie ‚Na, Hermann Meier?‘

105 „Sicherheitsdienst des Reichsführers SS“ – Geheimdienst der NSDAP.

106 Vgl. Büttner 2000, S. 76./ SD-Bericht vom 9.8.1943: Zitiert aus Boberach 1984, S. 5583.

107 Zitiert aus: Hauschild-Thießen 1993, S. 62.

108 Vgl. Büttner 2000, S. 75./ SD-Bericht vom 11.10.1943: Ebd. S. 5573.

109 Vgl. Büttner, ebd./ SD-Bericht vom 5.8. 1943: Ebd., S. 5571.

110 Vgl. Kucklick 2018, S. 72.

111 Bahnsen/ V. Stürmer 2003, S. 62.

konfrontiert worden sei - einer Anspielung auf seine einstige Prahlerei, er wolle ‚Hermann Meier‘ heißen, wenn es dem Feind gelänge, das Reichsgebiet zu bombardieren. Die Wahrheit ist, dass die Hamburger auf Görings Besuch zurückhaltend, aber nicht unfreundlich reagierten und ihm jedenfalls die politische Courage anrechneten, die er mit dieser, wenn auch kurzen, Visite an den Tag gelegt hatte.“¹¹²

Einem Schock dürfte es, besonders bei überzeugten Nationalsozialist:innen, gleichgekommen sein, als Göring in einer späteren Ansprache „zunächst die Zerstörung der Stadt bedauerte und dann unumwunden zugab, auf absehbare Zeit gebe es für die deutsche Luftverteidigung keine Möglichkeit, derartige Angriffe und ihre katastrophalen Folgen zu verhindern.“ - „Nach solcher Aussage aus berufenem Munde konnte wohl selbst der Gutgläubigste nicht mehr auf einen Endsieg hoffen. Aber niemand sagte etwas, weder damals noch später“ notierte ein Teilnehmer im Nachgang der Rede.¹¹³

Die NS-Partei reagierte mit Durchhalteparolen¹¹⁴ auf die Ereignisse, obwohl sich bereits herumsprach, dass so mancher „Goldfasan“¹¹⁵ sich bereits abgesetzt habe.¹¹⁶ Die Lage erschien derart unübersichtlich und der Informationsfluss mangelhaft: „Reichsstatthalter Karl Kaufmann glaubte am 1. August, daß Hamburg zu 90 % zerstört sei, und der höhere SS- und Polizeiführer Graf von Bassewitz-Behr verglich die „Operation Gomorrha“ mit dem Untergang Pompejis.“¹¹⁷

Ein weiteres, wenn auch nicht die Menschen direkt betreffendes Phänomen, ist der bereits erwähnte, „Zweite Frühling“ in der Stadt. Während Oktoberstürme weitere Mauern in den Trümmerfeldern einrissen, blühen bis in den späten Herbst 1943 Pflanzen in den verbrannten Gebieten.¹¹⁸ Diese wurden durch die Wärme der abgeklungenen Hitzewirkung ausgelöst. Auch dieses paradoxe Bild sollte Auswirkungen auf die Überlebenden gehabt haben.

Eine abschließende Betrachtung der Auswirkungen, auf die Bevölkerung Hamburgs, in Bezug auf ihre Einstellung zum NS-System und dem Krieg, im Rahmen des gesamten Bombenkrieges ist laut Frau Büttner schwierig. Es fehle noch an detaillierten Untersuchungen, zudem ist die Quellenlage, „nicht zuletzt infolge der umfangreichen Vernichtungen im Luftkrieg, schwierig [...]“¹¹⁹

112 Ebd.

113 Ebd., S. 63.

114 Einen Abdruck des „Aufruf des Gauleiters an die Bevölkerung der Hansestadt“ Karl Kaufmanns findet sich, u.a., in Hoffmann 2000, S. 30/ Büttner 2000, S. 71.

115 Umgangssprachliche Bezeichnung für Parteifunktionäre.

116 Vgl. Bahnsen/ v. Stürmer 2003, S. 48.

117 Hanke/ Paschen 2003, S.116.

118 Vgl. Kucklick 2018, S.91.

119 Vgl. Büttner 2000, S. 81.

Die Bevölkerungsbewegungen nach den Großangriffen

Folgend werden die aus Flucht und teilweiser Rückkehr resultierenden Bewegungen und die damit verbundenen logistischen sowie humanitären Anforderungen und Ereignisse thematisiert. Da der Schwerpunkt auch hier im Bereich Hammerbrooks liegen wird, sei auf die Forschungsarbeit von Ursula Büttners zu diesem Thema hingewiesen¹²⁰. Eine direkte räumliche Beschränkung ist aufgrund der historischen Umstände nicht weiter möglich. Schließlich waren die Sammelstellen Anzugspunkt für Menschen aus ganz Hamburg.

Flucht und Versorgung

„Am Morgen - alle Augenzeugen berichten übereinstimmend, es sei erst am Mittag hell geworden - flauen die Feuer langsam ab. Wer bis jetzt überlebte, hat gute Chancen davonzukommen. Wichtig ist jetzt ein Platz, an dem von außen Hilfe bereitgestellt wird.“¹²¹ Die ersten Anlaufplätze lagen meist am Rand der zerstörten Stadtteile. Zudem wurden sogenannte „Massenverpflegungsstellen“¹²² eingerichtet, unter anderem auf der Moorweide neben den Universitätsgebäude nahe des Bahnhofs Dammtor. Eben diese Stelle wird in den Quellen und Erinnerungen häufig genannt, auch von Betroffenen aus dem Bereich Hammerbrook. Dieser Platz wurde bereits für größere Versammlungen, beispielsweise KPD-Kundgebungen zum 1. Mai, genutzt und war den Einwohner:innen daher nicht unbekannt. Zudem sei auch die ‚andere Seite‘ genannt: Auf jenem gut einsehbaren, Platz wurde bereits am 25. Oktober 1941 eine „Zentrale Sammelstelle“ für die zur Deportierung vorgesehenen Jüd:innen in die Vernichtungslager eingerichtet.¹²³

Neben der Versorgung durch Feldküchen und sanitärer Hilfe wurde dort auch der Abtransport von ‚ausgebombten‘, obdachlosen Menschen organisiert und durchgeführt.¹²⁴ Zuvor wurden die dort versammelten Menschen mit dem ‚Notwendigsten‘ versorgt:

„Zwei große Vorratsdepots sind unversehrt geblieben, nun werden eine halbe Million Brote und 16000 Liter Milch, Kaffee, Tee und Bier an die Ausgebombten verteilt, auf der Moorweide liegen die Brote in mannshohen Bergen. Die Hamburger erhalten Sonderrationen: 50 Gramm Bohnenkaffee, zehn Zigaretten, 125 Gramm Süßwaren und einen halben Liter Schnaps.“¹²⁵

120 Büttner 2000.

121 Wieker/ Rasmußen/ Wulf 2013, S. 32.

122 Vgl. Hanke/ Paschen 2003, S. 99.

123 Vgl. Mahnmal am Platz der Deportierten (N.N.).

124 Vgl. Hoffmann 2000, S. 26.

125 Kucklick 2018, S. 72.

Dies stellte die Verantwortlichen großen Herausforderungen in einer Millionenstadt ohne Verkehrsmittel, Wasser, Gas und Elektrizität. Vor allem die Trinkwasserversorgung stellte sich als überlebenswichtig heraus, im besonderem in der „glühenden, verstaubten Trümmerwüste“. Die Historikerin Ursula Büttner genauer hierzu:

„Mit Hilfe der Wehrmacht gelang es dennoch binnen kurzer Zeit, die benötigten Trinkwassermengen bereitzustellen, die Verpflegung der gesamten Bevölkerung aus öffentlichen Beständen in Gang zu bringen und den Abtransport der aus Hamburg fortströmenden Menschen zu organisieren.“¹²⁶

Folgend mussten jedoch die Straßen und Verkehrswege ohne Verfügbarkeit von schwerem Räumungsgeräten wieder begehbar gemacht werden. Während Ende 1952 weite Teile der Stadt, zumindest über Straßenniveau, Trümmerfrei und die Arbeiten in den westlich der Alster gelegenen Stadtteilen abgeschlossen waren, dauerten die Aufräumarbeiten in den östlichen Stadtteilen (und somit auch in Hammerbrook) bis 1954/55 an.¹²⁷ Ursula Büttner nennt dieses eine „unter den gegebenen Umständen eine hervorragende organisatorische Leistung“ und stellt anschließend fest, dass sich in den Quellen „jedoch keine Hinweise [zu] entdecken [sind], dass diese Leistungen von den Opfern des Bombenkrieges besonders anerkannt worden wären oder gar zu einem Prestigegewinn der nationalsozialistischen Organisationen [...] geführt hätten.“, weiter: „Das relativ gute Funktionieren des Hilfsapparats scheint eher die Voraussetzung dafür gewesen zu sein, dass sich die Verzweiflung über das Erlebte nicht in offener Auflehnung entlud.“¹²⁸

Die Evakuierung erfolgte jedoch erst nach einem „Schlingerkurs“¹²⁹ seitens der NSDAP. Nach den anschwellenden Fluchtbewegungen aus der Stadt sah sich der Hamburger Gauleiter Karl Kaufmann gezwungen, das allgemeine Evakuierungsverbot vom 26.07.¹³⁰ aufzuheben und verlangte ab dem 28. das genaue Gegenteil – den Einsatz aller nur möglichen Transportmittel, um die Stadt praktisch zu evakuieren.¹³¹ Gleichzeitig veröffentlichte er jedoch einen Aufruf¹³², der von den Männern die „Pflicht zum ausharren“ und der tatkräftigen Unterstützung forderte. Dieser blieb jedoch unbeachtet: „Selbst Beamte, Betriebsführer und sogar ‚Einsatzgruppenleiter‘, die durch einen

126 Büttner 2000, S. 70.

127 Vgl. Wieklinski/ Latussek/ Berndt 2014; S. 32.

128 Büttner 2000, S. 70.

129 Hanke/ Paschen 2003, S. 117.

130 Erlassen nach den ersten Angriffen; um eine Überlastung der Transportmittel zu verhindern und zudem dem Verlust von Arbeitskräften in der (kriegswichtigen) Produktion vorzubeugen, vgl. Middlebrook 1984, S. 279.

131 Vgl. Bahnsen/ von Stürmer, S. 45f.

132 Abgedruckt in Büttner 2000, S. 71.

Erlass für den ‚GK¹³³-Fall‘ vom 20. April 1943 ausdrücklich verpflichtet worden waren, auch bei Bombenschaden auf dem Posten zu bleiben, schlossen sich der allgemeinen Flucht an.“¹³⁴ Die Polizei griff hier nicht ein, sie hatte den Befehl der Bevölkerung zu helfen und behutsam lenkend einzugreifen. Später hieß es zu diesem taktischen Vorgehen: „Durch den bewusst vorsichtigen Einsatz der Polizei wurde in keinem Fall die Stimmung der Bevölkerung gereizt.“¹³⁵ Diese Zurückhaltung galt jedoch nicht den ausländischen Zwangsarbeiter:innen und Kriegsgefangenen, die bei den Aufräumungsarbeiten nach Meinung ihrer Bewacher, ‚versagten‘. Gegen sie ging die Polizei dagegen mit großer Härte vor.¹³⁶

Etwa 90.000 Menschen verließen Hamburg.¹³⁷ Jedes verfügbare Kraftfahrzeug, ob privater oder militärischer Herkunft, wurde beschlagnahmt, um die Menschen zu Bahnhöfen des Umlandes zu transportieren. Auch Flugzeuge und Schiffe wurden zu diesem Zweck eingesetzt.¹³⁸ Mit diesen massenhaften Fluchtbewegungen in das Umland wurden auch Berichte über die Ereignisse und deren (politischen) Auswirkungen über das ganze Land verteilt.¹³⁹

Rückkehr und Verbleib

Die Erfahrungen aus der Flucht und den darauffolgenden Begebenheiten ließen die Stimmung der Hamburger Obdachlosen weiter sinken. Nicht viele konnten in den ersten Aufnahmegebieten im Umland Hamburgs bleiben. Sie wurden mehrfach „hin- und hergeschickt“, um später in weit entfernten Gebieten Aufnahme zu finden. So fanden sie sich zum Teil im (sog.) Warthegau¹⁴⁰ in Bayern, den ehemaligen baltischen Staaten oder im ‚Generalgouvernement Polen‘ wieder. Dort widerfuhr ihnen wenig Verständnis für ihre Lage und Hilfsbereitschaft. Auch die Versorgung und Betreuung durch die Partei, genauer den NSV¹⁴¹ erfüllte nicht die Erwartungen. Mütter wurden von ihren

133 „Groß-Katastrophe(n)“

134 Büttner 2000, S. 72.

135 Ebd.

136 Vgl. ebd.

137 Ebd., S. 68.

138 „Den Studenten der Universität Hamburg zum Beispiel wird das Verdienst zugeschrieben, auf diese Weise 63.000 Menschen befördert zu haben.“ – Middlebrook 1984, S. 309.

139 Vgl. ebd.

140 Reichsgau Wartheland; „Der Warthegau bildete zusammen mit dem Reichsgau Danzig-Westpreußen, an den er im Norden grenzte, sowie dem an die Provinz Schlesien angegliederten „Ostoberschlesien“ und dem an die Provinz Ostpreußen angegliederten „Südostpreußen“ die sogenannten eingegliederten Gebiete. Er lag zwischen dem östlich angrenzenden Generalgouvernement und dem sogenannten „Altreich“: Im Westen grenzte er an die Mark Brandenburg, im Nordwesten an Pommern und im Südwesten und Süden an Schlesien.“ vgl. Lemmen 2014.

141 Die NS-Volkswohlfahrt; Trägerin der Wohlfahrtspolitik im NS-Regime, vgl. Memo (N.N.): Volkswohlfahrt.

Kindern getrennt. Behörden verursachten noch weitere Problematiken, da benötigte Bescheinigungen fehlten und ihre Bezugsscheine nicht akzeptiert wurden. Zudem führte die Enge der Unterbringungen und örtlichen Begebenheiten zu Spannungen zwischen der Land- und Stadtbevölkerung, die verschiedene Lebensgewohnheiten innehat-
ten^{142,143}.

Der bereits genannte ‚Schlingerkurs‘ der NS-Partei setzte sich auch hier weiter fort. Nach dem aufgehobenen Verbot der Evakuierung galt nun ein Verbot der Rückkehr.¹⁴⁴ Aber auch dieses zeigte sich als nicht durchsetzungsfähig:

„Schon im August und verstärkt seit September 1943 kehrten viele Ausgebombte nach Hamburg zurück, obwohl dies für Frauen und Kinder verboten war. Nachdem die Einwohnerzahl nach den Angriffen auf 600.000 abgesunken war, hatte Hamburg, wie auf Grund der ausgegebenen Lebensmittelkarten festgestellt wurde, Mitte August wieder rund 800.000, im September 823.000, im Oktober 872.000, Anfang November 953.000 und Ende des Monats 1.02 Millionen Einwohner.“¹⁴⁵

Diese Zahlen zeigen den anhaltenden Autoritätsverlust des NS-Regimes in Folge der Bombardierungen. Dass die Rückkehr hauptsächlich Frauen und Kindern verboten war, lässt sich mit dem Aufruf des Hamburger Gauleiters Karl Kaufmann, begründen, der die Männer zum „Ausharren“ aufforderte.

Einer Tabelle der „Bevölkerungsverschiebungen in Stadtteilen 17. Mai 1939 - 29. Oktober 1946“¹⁴⁶, des Statistischen Jahrbuches von 1952 für die Freie und Hansestadt Hamburg, ist ein Bevölkerungsrückgang von 43.456 Personen im Laufe der Jahre zu entnehmen. Dies gibt allerdings keine genaue Auskunft über die Todeszahlen oder die Anzahl der Geflüchteten. Vielmehr zeigt es, in Zusammenhang mit den bereits in der Einleitung genannten Werten, den Wandel der Bedeutung des Stadtteiles als Wohnort auf.

Der Verbleib, gerade derjenigen, die zuvor in Hammerbrook und den anderen meist komplett zerstörten Stadtteilen lebten, ist größtenteils nicht nachzuvollziehen. Hier ist die Quellenlage, wenn denn vorhanden, zu dünn. Das mag mit der großflächigen Streuung der damaligen Flüchtlinge zusammenhängen, die sich zum Teil, sicherlich, in den Gebieten, in denen sie unterkamen, eine neue Existenz aufbauten. Und

142 Siehe Bourdieu 1987.

143 Vgl. Büttner 2000, S. 77.

144 Vgl. Hanke/ Paschen 2003, S. 117.

145 Büttner 2000, S. 77.

146 Abgedr. in Büttner 2000, S. 41.

keine greifbaren Erinnerungen oder Schilderungen hinterließen, bzw. diese bisher keinen Eingang in den Kontext der Forschung fanden.

Aus den Erinnerungen der Zeitzeug:innen

Aus verschiedensten Quellen wurden Aussagen von insgesamt 53 verschiedenen Zeitzeug:innen mit räumlichem Bezug auf den Stadtteil Hammerbrook und dem Zeitraum 27./28.07.1943 untersucht. Die Zeitzeug:innen umfassen verschiedene Altersklassen und, soweit es herauszulesen, bzw. angegeben war, verschiedenen Berufs- und sozialen Ständen. Der Fokus des Abgleichs der Erinnerungen soll hier auf den allgemeinen (und somit vergleichbaren) Feldern der Wahrnehmung der Atmosphäre während und nach dem Angriff, bzw. dessen Deutung liegen. Ebenso wurden sie nach Aussagen über die NS-Partei und den damaligen britischen Feind überprüft.

Exkurs: Aus einer Anlage zum internen Polizeibericht vom 01.12.1943 - Die Situation in Hammerbrook nach der Bombardierung

Den exemplarischen, thematischen Einzelbetrachtungen verschiedener Zeitzeug:innen soll dieser umfassende Bericht vorangestellt werden um einen ersten Einblick der Einzelwahrnehmungen zu gewähren. Die in der Luftschutzleitung eingesetzte Luftwaffenhelferin Gretl Büttner¹⁴⁷ beschreibt in ihren zu Protokoll gegebenen Erinnerungen, ihre Wahrnehmungen im Bereich Hammerbrooks nach dem Angriff in der Nacht vom 27./28. Juli 1943. Selbst dieser stark verkürzte Ausschnitt verdeutlicht die Ereignisse:

„[...] Nach dem schweren Angriff auf die Stadtteile Rothenburgsort, Hammerbrook, Hohenfelde, Borgfelde, Hamm, Eilbek usw. trat ein für Hamburg erstmaliges Ereignis ein: Leichen von Menschen, die versucht hatten, noch aus dem Flammenmeer zu entkommen, und ihre Schutzräume verlassen hatten, bedeckten zu Hunderten die Straßen. [...]. Ich sah diese Bilder zum erstenmal[sic!], als wir uns aufmachten, um zwei meiner Kameradinnen zu suchen, die in Hammerbrook gewohnt und dort den Tod gefunden hatten, als sie nach dem anstrengenden Dienst der vorangegangenen Tage und Nächte für diese eine Nacht nach Hause fuhren, um sich einmal auszuschlafen. Wir haben sie nie wieder gesehen.

Die Hitze des Sommertages lag über der ‚toten Stadt‘. Schwer mischte sich der Brandgeruch mit dem süßlichen Dunst der Verwesung. Ruinen, Ruinen - soweit das Auge sah. Trümmer auf den Fahrbahnen, gestürzte Fassaden, weit fortgeschleuderte Steinbrocken an Straßenrändern, verkohlte Bäume, zerfetzte Gärten.

147 Keine Lebensdaten überliefert, das damalige Alter ist daher unklar.

Darüber ein tiefblauer Himmel, kleine weiße Wolken, strahlende, leuchtend grelle Sonne. [...].

Die Hammerlandstraße war voller Menschen. Sie hockten auf den Treppenstufen der Böschung, sie saßen an Bäume gelehnt, sie lagen mit hilfeheischend aufgereckten Armen auf dem Pflaster, Tote, nur Tote. Viele von ihnen hatte die Glut in phantastische, irrsinnige Stellungen gezwungen. Langsam und wie an Ketten ging der Blick von den verrenkten Gliedern zu den nicht mehr menschlichen, in ihrer Grauenhaftigkeit drohenden Gesichtern. Aufgerissene Münder, hervorgequollene Augen - Antlitze, aus denen in einem letzten, ungelösten Krampf ein ungeheuer gewaltiger Schrei Aufstieg in schmerzender bedrängender Anklage. Durch die Gassen der Toten fuhren wir weiter hinein nach Hammerbrook. Bald mußten wir den Wagen stehenlassen. Den letzten Rest des Weges durch kleine, enge, verschüttete Straßen gingen wir zu Fuß. Auf einem kleinen freien Platz beim Boonsweg - niemals mehr werde ich das Bild vergessen - lagen sie, hundert oder mehr Männer und Frauen, Soldaten in Uniform, Kinder, Greise; viele hatten sich in der mordenden Glut und kurz vor ihrem Tode die Kleider vom Leibe gerissen. Sie waren nackt ihre Körper schienen unversehrt, die Gesichter trugen friedlich Spuren eines tiefen Schlafes. Andere Leiber waren kaum noch zu erkennen, verkohlt, zerfetzt, mit zerschmetterten Häuptionen. [...].

Im Dobbeltersweg, einer dieser kleinen engen Straßen, stand vor einem der zusammengestürzten Häuser mit den verschütteten Kellern ein Soldat und rief; immer wieder rief er mit einer selten fernen und hohen Stimme: ‚Mutti! - Ursula! - Mutti! -Ursula!‘ Mein Begleiter ging auf ihn zu und sprach ihn an. Hier konnte kein Leben mehr sein! Hier war nur noch der Tod. Warum das Rufen? - Aber kann man das einem Menschen sagen, dem der Irrsinn aus den Augen sieht? Kann man diese kleine winzige, selbst nicht geglaubte Hoffnung noch rauben, an der ein Menschenherz sich mühsam aufrecht hält? Kann man vom Tod noch sprechen, wo der andere ihn schon weiß, und sich nur noch eine Weile, eine kleine Weile, bis alles überwunden ist, selbst betrügen möchte? Der Soldat sah uns an, als seien wir Luft. Er sei auf Urlaub gekommen, heute. Er suchte seine junge Frau und sein Kind. [...].

An einer anderen Straßenecke stand ein Mann und suchte unter den zusammengetragenen, aufgehäuften Leichen. Tränen liefen ihm schwer und in kleinen Bächen über ein vollständig unbewegtes Gesicht. Er war mit seiner Frau zusammen in der höchsten Not aus dem Luftschutzraum geflüchtet. Sie hatten sich an der Hand gehalten. Dann war die Frau gestürzt, und in irrsinniger, panischer Angst war der Mann davongelaufen, ohne sich umzusehen. Nun suchte er die Tote und fand sie nicht.

Kinder treten und riefen nach den verbrannten Eltern. Mütter saßen wie versteinert am Wegrand und warteten, daß man ihnen

den Sohn bringen würde, oder die Tochter. Lange Wochen nach diesem fürchterlichsten der Angriffe noch irrten sie herum und suchten und hofften und suchten – und waren wie aus Stein.“¹⁴⁸

Des Weiteren berichtet sie über die anschließenden Bergungsarbeiten. Die „Ostarbeiter“ und KZ-Häftlinge werden in ihrer Wahrnehmung explizit als eingesetzte Arbeitskräfte genannt:

„[...] Tag für Tag und Stunde um Stunde rollten, die mit Chlorkalk weiß überstäubten Lastwagen mit ihrer schaurigen Fracht den Friedhöfen zu, Hunderte, Tausende, Zehntausende wurden dicht an dicht in die Massengräber gelegt. Mit nackten Oberkörpern standen Ostarbeiter und KZ-Häftlinge und gruben und gruben in der sengenden, vergifteten Hitze, und ihre Spaten waren nicht schnell genug, allen denen Platz zu schaffen, die kamen und kamen ... Wacholderbüsche wurden verbrannt und warfen ihren scharfen, stechenden und so wohltuenden Geruch über die gefüllten Gruben. [...] Tag für Tag und Stunde um Stunde bargen die Männer der Luftschutzpolizei mit den ihnen zur Hand gegebenen KZ-Häftlingen die Leichen. Zuerst wurden die Toten von den Straßen geräumt, dann begann man die offenen und leicht zugänglichen Luftschutzkeller zu leeren, in denen die Menschen in den Tod, dem sie nicht mehr rechtzeitig durch die gewaltigen Flächenbrände zu entfliehen wagten, hineingeschlafen waren. Dort, wo das Kohlenoxyd wirksam gewesen war, saßen die Menschen um den Tisch und lagen ebenso friedlich auf den Luftschutzbetten. Dort, wo das Feuer in die Luftschutzräume eingedrungen war, wurden verkohlte Überreste, Knochen und Asche geborgen. Grauenhafte Szenen der Verzweiflung und wildeste Raserei müssen sich hier abgespielt haben; Szenen, von dem sich wahrscheinlich niemand überhaupt ein Bild machen kann. [...] Neben dem Tod aber stand das Leben. Es geschah ein Wunder in der ‚toten Stadt‘ Ende August – Anfang September begannen die angekohlten verbrannten Bäume neues Laub zu tragen; hellgrüne Blättchen wagten sich hervor. So nahe dem Herbst wurde es über allem unendlichen Grauen noch einmal Frühling. Weißer Flieder duftete in den Gärten der zerstörten Häuser. Kastanienbäume steckten noch einmal ihre weißleuchtenden Kerzen auf... [...]“¹⁴⁹

Ihre damalige, politische Gesinnung wird¹⁵⁰ besonders durch die Deutung dieses durch die Hitze ausgelösten ‚zweiten Frühlings‘ deutlich:

148 Büttner, G. 1943.

149 Ebd.

150 Neben der verharmlosenden Bezeichnung des „zu Hand gehen“ in Bezug auf den Zwangseinsatz von verschleppten Personen, Kriegsgefangenen und KZ-Häftlingen.

„Wie enen Mantel, wie ein schützendes, schirmendes, duftendes Tuch breitete die Natur ihren sonderbarsten Frühling über die abertausend noch immer blutenden Wunden der Stadt. Hamburg war nicht tot. Hamburg konnte nicht sterben. Das bewies dieser Frühling und bewies der Menschen neu erwachsener der Wille und ihre unerschütterliche Zuversicht. – Das Leben verweilt an seinen Gräbern. Aber es bleibt nicht stehen. Aus seinen härtesten Schmerzen reift der härteste Wille: Sieg oder Untergang!“¹⁵¹

Dass das Ziel, der Destabilisierung des Dritten Reiches durch Erschüttern der Moral der Zivilbevölkerung, welches ein Abwenden von Hitler und dem Regime und damit ein frühzeitigeres Kriegsende herbeigeführt hätte¹⁵², nicht erzielt wurde ist hinlänglich bekannt. Auch finden sich in den Zeitzeug:innenberichten häufig Ansätze des Durchhaltewillens, selbst abseits der offensichtlich propagandistisch-weltbildlichen Beeinflussung.

Auch wenn sich der Fokus auf die Berichte der Anwohner:innen Hammerbrooks richtet, soll dieser Abschnitt mit einem Blick aus der Sicht der Angreifer beginnen. Zwei Männer eines Bombergeschwaders, welches Teil des Angriffes vom 27.07. war gaben später folgendes zu Protokoll:

„Soweit ich auch nur sehen konnte, nur eine einzige Feuermasse. Man spricht immer von Flammenmeer. Aber das Wort reicht nicht.“ – „Als ich nach unten sah, wirkt es so, wie ich mir einen Vulkan in voller Tätigkeit vorstelle. Es gibt große Rauchmassen und ich glaube, die gewaltige Hitze spüren zu können. Der Furcht einflößende Anblick verschlägt mir den Atem. Es scheint, als stünde ganz Hamburg vor seinem Ende bis zum anderen in Flammen. Eine gewaltige Rauchsäule ragt turmhoch noch weit über uns hinaus – und wir fliegen in 6000 Meter Höhe! Es wirkt alles unglaublich. Was müssen die Menschen da unten durchmachen!“¹⁵³

Ein Sergeant namens Burger hingegen beschreibt die Stimmung der zurückgekehrten Flugzeugbesatzungen hingegen als „aufgekratzt“. Sie waren sich absolut sicher, „dass sie etwas ganz besonderes hingelegt hatten“. Und es mehr war, mehr als der übliche Routineflug.¹⁵⁴

Diese von Empathie zeugenden Aussagen Beteiligter stehen nur vermeidlich konträr zu den Aussagen Butlers und den, zum Teil, jubelnden Zeitungsartikeln, welche auf Seiten der Alliierten in den folgenden Tagen erscheinen sollten. Und zeugen damit davon, dass das

151 Ebd.

152 Vgl. Rasmußen/ Wulf 1993, S. 30.

153 Zitiert aus: Hoffmann 2003, S. 19.

154 Zitiert aus Kucklick 2018, S. 79.

Geschehen auch bei den, in der Distanz, jedoch direkt Ausführenden einen bleibenden Eindruck des Schreckens hinterließ. Darüberhinaus auch die überwundene Gefahr und die Besonderheit ihrer Mission im Nachhinein zu einer gelösten Anspannung führte.

Auch jene Opfer der deutschen Luftabwehr, britische Flugzeugbesatzungen, wurden auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt. Insgesamt befinden sich 40 Opfer¹⁵⁵ der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1943 auf der Anlage der „Commonwealth War Graves Commission“¹⁵⁶.

Die atmosphärische Wahrnehmung der am Boden betroffenen Zeitzeug:innen entspricht eher der zuvor zitierten Piloten. So sind die Darstellungen oftmals mit Beschreibungen aus biblischem Kontext durchsetzt, wie „Hölle“¹⁵⁷ oder „Sintflut“¹⁵⁸, daneben kommen weitere apokalyptische Metaphern¹⁵⁹, wie „Weltuntergang“¹⁶⁰ zum Einsatz um die Situation(en) zu beschreiben. Der vom NS-Staat geprägte Begriff „Terrorangriff“ findet sich hingegen in keiner der untersuchten Quellen ziviler Zeugen, lediglich in offiziellen Bekanntmachungen. Vielmehr ist von einer „Katastrophe“ die Rede. Die vorgenannten Begriffe haben die Gemeinsamkeit, dass sie das Geschehen als ‚höhere Gewalt‘ von außen, ohne jegliches zutun und eingestehen einer möglichen (Mit-)Verantwortung beschreiben. Dass viele, entgegen ihrer eigentlichen Überzeugung, in der Religion Schutz suchten, zeigt beispielsweise die Aussage einer damaligen Bunkerinsassin: „Bei den Leuten von Hammerbrook war es eigentlich nicht üblich, viel zu beten.¹⁶¹ Aber in der Nacht haben sie tüchtig gebetet.“¹⁶² Manche sahen in ihrem Überleben eine göttliche Fügung¹⁶³ oder fragten nach dem Ausbleiben ebenjener.¹⁶⁴ Am 28. Juli 1944, dem Jahrestag dieses Grauens, schrieb Luise Solmitz in ihr Tagebuch: „Wo war Gott. Ist er tot seit Hammerbrook?“¹⁶⁵

Der Schock der Ereignisse führte bei vielen der Berichtenden zu einem Verstummen, so schrieb Anne-Lies Schmidt: „Es gab bei mir keine Tränen. Die Augen wurden immer größer, doch der Mund blieb stumm.“¹⁶⁶ Dies findet sich in vielen Berichten wieder, die Zeitzeugin

155 Vgl. Commonwealth War Graves Commission (N.N.).

156 Lage laut „Orientierungsplan Parkfriedhof Ohlsdorf“: BL59, BI59 (Britische Kriegsgräber: II. WK).

157 Bsp. Zeitzeug:in (künftig ZZ) Traute Koch in Middlebrook 1984, S. 303f.

158 Vgl. Duewel/ Gutschow 2008, S. 45.

159 Ebd., S. 224.

160 Bspw. ZZ Käthe Petersen in Hanke/ Paschen/ Jungwirth 2003, S. 77 oder ZZ Hermann Hader in Rasmußen/ Wulf 2001, S. 17.

161 Dies mag in dem sozialistisch/kommunistisch geprägten Milieu des Stadtteiles begründet liegen.

162 Middlebrook 1984, S. 300.

163 Vgl. ZZ Rolf Witt, ebd., S. 293.

164 Vgl. ZZ Louise Solmitz in Hauschild-Thiessen 1993, S. 62.

165 Zitiert aus ebd.

166 ZZ Anne-Lies Schmidt in Middlebrook 1984, S. 306.

Gretl Büttner sah in den „Gesichtern kleiner Kinder etwas Greisenhaftes, keine Furcht, etwas anderes, gleich der grenzenlosesten Erschöpfung.“¹⁶⁷ Dies erwähnte auch Charlotte Fischer in ihren Erinnerungen.¹⁶⁸ Der damals 15-jährige Karlheinz Schober erinnerte sich 1993 in einem Gespräch im Stadtteilarchiv Hamm: „Ich habe das alles aus einer Entfernung erlebt. Ich glaube, wenn man das mit vollem Bewußtsein mitgekriegt hätte, noch zumal als 15jähriger, ich glaube ich wäre verrückt geworden.“ Dieses ‚Verrücktwerden‘ äußerte sich oft in hysterischem Lachen, wie beispielsweise Elli Nawroski in ihrer Erinnerung berichtet.¹⁶⁹ Oder Schreien, die Zeitzeugin Elfriede Sindel dazu: „Nur wenige reden, was gäbe es auch zu sagen? Sie schweigen. Oder sie schreien. Die Menschen schrien nach ihren Angehörigen“, sie schrien vor Schmerzen, und sie schrien, weil sie glaubten, ohne Schreien verrückt werden zu müssen.“¹⁷⁰

Verschiedene Zeitzeug:innen berichteten von Frühgeburten, ausgelöst durch den Stress, in Luftschutzräumen und Bunkern. So machte sich, beispielsweise der Zeitzeuge Otto Sander auf die Suche nach Hilfe: „[...] weil so viele Frauen im Bunker am Hammer Deich Frühgeburten erleiden, dass medizinische Hilfe unumgänglich wird.“¹⁷¹ Noch dramatischer war die Lage auf offener Straße: „In einer Sandkiste hinter der Brandshofer Schleuse Richtung Olgastraße lag eine junge Frau, die hatte entbunden. Mutter und Kind waren tot.“ – so der Zeitzeuge Karl Heinz Schober aus der Bankstraße.¹⁷²

Eine weitere Personengruppe bildeten die Soldaten mit Fronterfahrung, welche zur Zeit des Angriffes auf ‚Heimaturlaub‘ oder zur Genesung in der Stadt waren. Hier zeugen mehrere Berichte von Suiziden bzw. Versuchen sich das Leben zu nehmen¹⁷³, der Zeitzeuge Kurt Heinz Wilkens, damals selbst Soldat auf Urlaub, beschreibt in seinem Bericht, als ein an Angriffe ‚gewöhnter‘ Frontsoldat, die Tatsache der aufgezwungenen Passivität als besonders belastend.¹⁷⁴

Neben dem Schock kam die Sorge um Angehörige auf. So waren Familien bedingt durch die Fluchtsituation im Bunker oder Unterstände getrennt worden und fanden, wenn, zum Teil erst lange Zeit später wieder zusammen. So kam der 15-jährige Herbert Brecht, der zudem Mitglied eines ‚Schnellkommandos‘ war¹⁷⁵ und bei den ersten Aufräum-/Bergungsarbeiten helfen musste, erst nach 36 Stunden wieder

167 Vgl. ZZ Gretl Büttner in Kucklick 2018, S. 95.

168 Vgl. ZZ Charlotte Fischer, ebd.

169 Vgl. ZZ Elli Nawroski in Middlebrook 1984, S. 286.

170 ZZ Elfriede Sindel in Kucklick 2018, S. 71.

171 Vgl. Kucklick 2018, S. 71.

172 ZZ Karl Heinz Schober in, Rasmußen/ Wulf 1993, S. 119.

173 Bspw. ZZ Johann Burmeister, in Middlebrook 1984, S. 298.

174 Vgl. ZZ Kurt Heinz Wilkens, in Rasmußen/ Wulf 1993, S. 70.

175 Vgl. ZZ Herbert Brecht, in Middlebrook 1984, S. 288.

an dem zerstörten Wohnhaus und seinen wartenden Eltern an.¹⁷⁶ Aber auch Menschen, die sich nicht ‚gezwungenermaßen‘ weiter in der immer noch gefährlichen Umgebung aufhalten mussten suchten bereits kurz nach Ende des Angriffes, in den noch brennenden Trümmern, nach ihren Angehörigen.¹⁷⁷ Während manche noch tagelang durch die Trümmer irrten, hinterließen andere mittels Kreide oder Bruchstücken Nachrichten an ihre Angehörigen an Mauern.¹⁷⁸

Zudem wies Hammerbrook aufgrund seiner Errichtung auf sumpfigem Marschland nur wenige unterirdische Bunker auf.¹⁷⁹ So gab es 1943 in dem angrenzenden (und höherliegendem) Stadtteil Hamm für 90.000 Einwohner:innen etwa 10.000 Bunkerplätze. Für diese wurden Platzkarten ausgegeben, wobei Juden und in der Regel Zwangsarbeiter:innen der Zugang verwehrt wurde. Im Juli 1943 wurden jedoch keine Platzkarten mehr kontrolliert, was zu einer vielfachen Belegung der eigentlichen Kapazitäten führte.¹⁸⁰

Der Aufenthalt in Luftschutzräumen war nicht unbedingt lebensrettend, wie viele Opfer von Brandgasen und Kohlenmonoxid Vergiftungen belegen. Die hauseigenen Luftschutzräume hatten keinen wirksamen Brandschutz- oder Lüftungsvorrichtungen. Hier konnten die Hitze, Brandgase und das Feuer weitestgehend ungehindert eindringen. Spätere Bergungstrupps fanden in diesen Fällen nur Asche oder Skelettreste der schutzsuchenden Personen.¹⁸¹ Auch wurden diese oftmals unter den Trümmern des Hauses verschüttet und konnten erst spät wieder freigelegt werden. Das sich dort bietende Bild zeichnet der Historiker Martin Middlebrook folgend nach:

„Manchmal fand man die Leichen in ganzen Haufen in der Nähe der versperrten Ausgänge. Die Menschen hatten erkannt, daß sie gefangen waren und in Todesgefahr schwebten. Aber die meisten Toten fand man an Tischen oder an Wände gelehnt sitzen, ganz friedlich und ruhig, als wären sie sanft eingeschlafen, und auf eine Weise waren sie das auch, denn ohne die Gefahr zu ahnen.“¹⁸²

Die Menschen, die in einem Bunker Zuflucht fanden, hatten hingegen eine bessere Überlebenschance:

„Diese Spezialbauwerke hatten gas- und rauchdichte Türen, und waren die erst einmal geschlossen, hatten die Menschen in dem

176 Vgl. ZZ Herbert Brecht, ebd., S. 305.

177 Vgl. Middlebrook 1984, S. 288.

178 Vgl. Kucklick 2018, S. 79.

179 Vgl. ZZ Martha Bührich, in Hauschild-Thießen 1993, S. 88.

180 Vgl. Wieker/Rasmußen/Wulf 2013, S. 20.

181 Vgl. u.a. Middlebrook 1984, S. 294.

182 Middlebrook 1984, S. 301.

Bunker eine gute Chance, am Leben zu bleiben. Es gab keinen Fall eines Massensterbens in einem dieser Bunker.“¹⁸³

Die Zeitzeugin Käthe Petersen zeigt in ihren Erinnerungen noch einen weiteren Faktor in der Unterscheidung zwischen Bunker und haus-eigenem Luftschutzraum auf. So musste sie erst überzeugt werden, gegen ‚ihre Ehre‘ den Bunker dem Luftschutzraum vorzuziehen:

„[...] da wurde meine Schwester, sonst ein ganz ruhiger Mensch, vollkommen hysterisch und sagte: ‚Das lasse ich nicht zu. Ihr geht in den Bunker!‘ Aber das ging mir gegen die Ehre, denn die Nachbarn saßen alle im Luftschutzkeller. Wir haben uns richtig gegeneinander aufgebäumt. Aber sie bekam uns doch so weit, daß wir ‚rüberliefen in den Bunker. Die Nachbarn, die das sahen, riefen ‚Feiglinge‘ hinter uns her, was mich furchtbar getroffen hat.“¹⁸⁴

Die Atmosphäre dort beschreibt sie, in Einklang mit weiteren Berichten zu Bunkererlebnissen als „stickig“ und ‚gedämpft‘, so wurde ein allgemeiner Zeitverlust wahrgenommen. Die psychische Belastung während des stundenlangen Verharrens, oftmals in Dunkelheit und in völliger Unwissenheit um die äußeren Vorgänge zeigten sich, unter anderem in den zuvor genannten Frühgeburten. Eine weitere Situation schildert ein Herr G. in seinen Erinnerungen:

„Die Stunden schlichen. Es wurde vier, fünf und später. Die Hitze im Bunker wurde unerträglich. Der Sauerstoffmangel war trotz der eingebauten Gasschutzanlage, die allerdings nur für ein Drittel der Personenzahl ausreichend war, ungeheuer. Ein großer Teil der Leute war am Einschlafen, zum Teil bewusstlos. Langsam kam uns zur Gewissheit, dass etwas mit dem Ausgang nicht stimmen konnte. [...]. Durch irgendeinen Umstand war es nicht möglich gewesen, die Bunkertür von innen zu öffnen. Und der Notausgang war durch das brennende und zum Teil verkohlte Baumstammmaterial unpassierbar geworden.“¹⁸⁵

Andere suchten im Freien Schutz. Hierbei finden gerade die den Stadtteil durchziehenden Kanäle und ‚Fleete‘¹⁸⁶ häufige Erwähnung in den Berichten, die Verzweiflung derer wird durch die Formulierung Middlebrooks deutlich: „Viele [...] retteten sich, indem sie in einen der Kanäle sprangen, die es hier gibt, wobei es ihnen immer noch besser

183 Ebd. S. 300.

184 ZZ Käthe Petersen, in Hanke/ Paschen/ Jungwirth 2003, S. 67f.

185 ZZ Herr G., in Wieker/ Rasmußen/ Wulf 2013, S. 22.

186 Schiffbarer Kanal in norddeutschen Küstenstädten, besonders in Hamburg, vormals besonders im Marschgebiet angelegter großer Entwässerungsgraben.

erschien, zu ertrinken als zu verbrennen.“¹⁸⁷ Eine weitere Beobachtung zeigt die Abgestumpftheit, welche mutmaßlich in Folge des Schocks und aus der Sorge um das eigene Leben folgte, von Karl Heinz Schober im Bereich der Sonninstraße:

„[...] Aus einem der Hinterhöfe kamen acht bis zehn Menschen. Sie rannten da 'raus, ein Teil mit brennenden Klamotten und sprangen kopfüber in den Mittelkanal. Was eigentlich eigenartig ist, normalerweise geht man hin und hilft den Menschen. Keiner hat sich umgedreht und ist denen hinterher. Immer in unserem Trott weiter.“¹⁸⁸

Das der Sprung in das Wasser nicht unbedingt die Rettung bedeutete, liegt neben dem Ertrinken, in dem Einsatz von Phosphor-Brandbomben begründet. Diese hatten auch das Wasser der Kanäle in Brand gesetzt. Von einer daraus entstandenen Situation berichtet Hermann Kröger, damals Leiter der Brandschutzgruppe in der Kaffee-Rösterei in der Wendenstraße:

„[...] Es gab große brennende Flächen auf dem Wasser, genauso, als ob man brennbare Flüssigkeit auf das Wasser schüttet und dann ein Streichholz daranhält. Wir glaubten, daß flüssiges[sic!] Phosphor die Ursache gewesen sein könnte, das die Bomber abgeworfen hatten. Immer wieder schlugen diese Menschen beim Schwimmen mit der flachen Hand aufs Wasser. Sie versuchten, die Flammen zurückzuschlagen.“¹⁸⁹

Auch zeigt sich in den Zeitzeug:innenberichten die Mangelhaftigkeit der Seitens der Partei ausgegeben persönlichen Schutzausrüstung, insbesondere der sogenannten „Volksgasmaske“. So schrieb Charlotte Fischer in einem Brief an ihre Nichte über ihre Erfahrungen:

„Hinter uns verloren immer mehr Menschen das Bewusstsein. Die Gasmasken förderten diesen Zustand. Wir trugen keine Masken Sie hatten sich als unbrauchbar erwiesen (Erfahrung, aus der ersten Nacht). Feuchte Mundtücher waren besser. Die Volksgasmaske war ein reiner Propagandatrick. Vielen hat das Leben gekostet.“¹⁹⁰

Die Unzulänglichkeit betraf, anscheinend, hauptsächlich das spätere Modell der „VM 40“¹⁹¹, in deren Deckblatt der Gebrauchsanweisung der Zusatz: „Schützt nicht gegen Leuchtgas und Kohlenoxyd.“ stand.

187 Middlebrook 1993, S. 299.

188 ZZ Karl Heinz Schober, in Rasmußen/ Wulf 1993, S. 118f.

189 ZZ Hermann Kröger, in Middlebrook 1984, S. 303.

190 ZZ Charlotte Fischer, zitiert aus Rasmußen/ Wulf 2001, S. 12.

191 1940, während des Krieges herausgegeben.

Das Vorgängermodell (VM37¹⁹²), welches diesen Schutz noch bot, erwies sich als „unbequem“ und zu „materialintensiv“ – gerade letzteres liegt in der Kriegsproduktion und dadurch bedingten Materialknappheit begründet.¹⁹³ – Der Einsatz von benetzten, mit Wasser oder Urin befeuchteten, Tüchern vor Mund und Nase findet sich in vielen Berichten im Kontext der Luftbedingungen wieder. Auch hier finden sich oft Erwähnungen der den Stadtteil durchziehenden Kanäle, insbesondere da die Tage zuvor ungewöhnlich trocken und die Wasserleitungen oftmals zerstört waren.

Der Umstand der zerstörten Wasserleitungen führt zu einer Alternative zu den Kanälen, wenn auch nicht minder gefährlich, Bombenkrater auf der Straße füllten sich, durch die, darunterliegenden, zerstörten Leitungen mit Wasser. In diesem Zusammenhang fand sich eine zusammenhängende Schilderung in den vorliegenden Quellen. Der bereits vorgenannte 15-jährige Herbert Brecht fand in einem solchen Krater Schutz:

„Der Feuerorkan trieb mich ohne mein Zutun in einen riesigen Bombentrichter in der Mitte der Straße. Alle, die nicht in diesen Trichter gefallen sind, hatten keine Überlebenschance. [...] Im Bombentrichter war das Hauptwasserleitungsrohr getroffen worden. Im Rohr war zwar kein Druck mehr, aber das im Rohr befindliche Wasser lief zu uns in den Krater. Nun mußten wir gegen die Wassermengen kämpfen, da aus dem Rohr viel Wasser lief. Einige sind ertrunken oder verschüttet worden, als der Rand des Trichters einstürzte. Von oben die Gluthitze, aber ich lag im rettenden Wasser.“ Weiter: „Nach einiger Zeit merkte ich, daß in unseren Trichter ein Pkw gefahren war und Menschen unter sich begraben hatte. [...]“¹⁹⁴

Der Wagen wurde von Herrn Dehler, damals bei den Hamburger Wasserwerken angestellt, gefahren. Sein Bericht wurde später zu den Akten der Polizeiberichte des Polizeipräsidenten genommen.¹⁹⁵ – Eine solche Überschneidung und damit einhergehende genaue Beschreibung einer Situation ist allerdings äußerst selten in den vorliegenden Zeitzeug:innenberichten und dem Zufall geschuldet. Ein weiterer Bericht aus zweierlei Perspektiven, welcher sich heute noch verorten lässt, betrifft die Erinnerungen der Zeitzeug:innen Frau und Herr Wilkens, abgedruckt in Martin Middlebrooks Buch „Hamburg Juli `43“, sie suchten mit weiteren Personen Schutz in einer öffentlichen Be

192 Vorkriegsmodell von 1937.

193 Vgl. Die Volksgasmaske (N.N.).

194 ZZ Herbert Brecht, in Middlebrook 1984, S. 298.

195 Vgl. ebd.

dürfnisanstalt unter dem Grevenweg¹⁹⁶. Herr Wilkens nutze dort den vorhandenen Spülkasten, um einen Atemschutz herzustellen. Middlebrook fasste in seinem Buch die Voraussetzungen für das individuelle Überleben dieser Zustände als eine „Kombination von Willenskraft, Mut und Glück“ zusammen.¹⁹⁷ Einzelne Berichte von Zeitzeug:innen liefern Beispiele hierfür: Von einem, auch für sie, nicht fassbaren Glück berichtet beispielsweise Frau Elfriede Sindel die sich mit ihrer Mutter zu einem Bunker am ‚Berliner Tor‘ rettete: „[...] wie sie es schaffen, können sie hinterher nicht mehr sagen: Alle Luftwirbel verschonen sie, nicht einmal Brandwunden tragen sie davon. Es ist wie ein Wunder. Nur der Koffer mit Delons geht im Sturm verloren.“¹⁹⁸

Der Langstreckenläufer Otto Sander, der mit den obigem Ehepaar Wilkens und weiteren in der Bedürfnisanstalt am Grevenweg Schutz suchte, hatte es wahrscheinlich, neben Glück, seiner außergewöhnlichen Kondition als Sportler zu verdanken, dass er neben seinem Überleben sogar noch weiteren Menschen helfen konnte.

„[...] Kurz darauf rettet er einige Menschen aus einem brennenden Haus, das gleich danach zusammenbricht: ‚Von dem Schreck bekamen zwei ältere Frauen einen Herzschlag.‘ Als Otto Sander schließlich einen Tiefbunker erreicht, in dem er Ärzte vermutet, dringt er nicht einmal zum Eingang vor, zu viele Leichen versperren den Weg. [...] Sander läuft zurück, um Frau und Mutter zu retten.“¹⁹⁹

Was unter „Willenskraft“ oder „Mut“ zu verstehen ist bleibt in den schriftlichen Zeugnissen offen und Sache der jeweiligen Interpretation der Leser:innen, das vorgenannte Beispiel kann ebenso als gedankenlose, selbstlose Tat im Affekt gewertet werden und soll daher nicht als besonders Heroisierung hervorgehoben werden. Am meisten war es wohl ‚schieres Glück‘, abhängig von einer Vielzahl von Faktoren, welche das Überleben sicherten. Der Anblick der vielen Toten auf den Straßen wurde von vielen Zeitzeug:innen gleichartig als Puppenähnlich wahrgenommen. Karlheinz Schober, damals ein Kind, erinnert sich:

„An der Ecke Olgastraße/ Bankstraße war im ersten Stock eine Maßschneiderei gewesen. Ich sagte zu meiner Mutter: ‚Guck‘ mal da, da liegen die ganzen Puppen des Schneiders auf der Straße.‘ Es waren lauter so schwarze kleine Figuren. Meine Mutter sagte nur: ‚Komm‘ mit, das sind keine Puppen, das sind alles Tote.“²⁰⁰

196 Dieser Platz am Kanal, der Löschplatz, ist jetzt Werkstatt, Garage und Lkw-Abstellplatz eines Mercedes-Benz-Händlers. – Middlebrook 1984; S. 297. Aus diesen Angaben ergibt sich die Adresse „Grevenweg 121“, welche den Beschreibungen entspricht!

197 Middlebrook 1984, S. 299.

198 Kucklich 2018, S. 71.

199 Ebd.

200 Zitiert aus Rasmußen/ Wulf 1993, S. 119.

Eine ähnliche Erfahrung machte Traute Koch an der Kreuzung Hammerstraße/Louisenweg: „Plötzlich sah ich Schneiderpuppen liegen. ‚Mami, hier hat doch gar keine Schneiderin gewohnt - und so viele Puppen!‘ Meine Mutter packte mich am Oberarm. ‚Geh weiter -sieh nicht so genau hin. Weiter. Weiter. Wir müssen hier raus. Das sind Leichen.“²⁰¹ Dies lag, zu einem an der kindlichen Perspektive, der Ursprung jedoch lag darin, dass die Toten durch die Hitzeeinwirkung zumeist entkleidet, die Körper geschrumpft waren²⁰² und die Körperhaltung der von Schaufensterpuppen²⁰³ ähnelte. Martin Middlebrook fasst die Situation auf den Straßen wie folgt zusammen:

„Die Leichen der Opfer wurden später am Ort des Todes gefunden, fast immer lagen sie mit dem Gesicht nach unten und mit einem Arm um den Kopf gelegt. Die meisten Körper waren geschwärzt und auf die Hälfte ihrer normalen Größe geschrumpft wie Mumien, andere waren nicht verbrannt, aber ihre gesamte Kleidung, bis auf die Schuhe, war verschwunden. Zu erklären ist das wahrscheinlich dadurch, daß die Opfer versucht hatten, zu fliehen, als sie wenig mehr als Nachthemd oder Pyjama trugen, die ihnen dann der Sturm vom Leibe riß oder die sich in der intensiven Hitze einfach auflösten, ohne daß die Menschen selbst verbrannten.“²⁰⁴

Dass dies die noch weniger drastischen Bilder beschreibt, geht, aus manchem Berichten und Darstellungen hervor, auf die ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen möchte. In den Luftschutzräumen zeigte sich ein anderes Bild, zum Teil saßen die an Sauerstoffmangel und Brandgasen erstickten Personen, wie schlafend, noch auf ihren Plätzen. In solchen, wo das Feuer direkten Zugang hatte „sind [sie] zu einer einzigen schwarzen Masse verbacken, einem dampfenden Haufen aus geschrumpften Gliedmaßen, verkohlten Kleidungsresten. Fett und Asche.“²⁰⁵ Oder bis auf einige Knochen komplett verbrannt. – Auch hier möchte ich den Leser:innen die detaillierteren Beschreibungen ersparen. Der damalige im ‚Schnellkommando‘ eingesetzte Hitlerjunge Herbert Brecht reflektiert im Nachhinein seine realen Erfahrungen im Gegensatz zu den damals oftmals propagandistisch genutzten Filmen: „Unvergeßlich sind für mich die Schreie der brennenden und sterbenden Menschen. Bis ein Mensch stirbt, schreit er und wimmernd und röchelnd stirbt er, ohne Heldentum und nicht so schön wie im Kino.“²⁰⁶ Was diese Erfahrungen und Anblicke in den Menschen auslöste, im besonderem bezüglich ihrer Ansichten gegenüber der

201 Zitiert aus Middlebrook 1984, S. 304.

202 Vgl. Wilhelm 2009.

203 Vgl. Psychrembel Online: Fechterstellung (Rechtsmedizin).

204 Middlebrook 1984, S. 300.

205 Vgl. Zusammenfassung des Berichtes von Otto Sander in Kucklick 2018, S. 71.

206 Zitiert aus Middlebrook 1984, S. 298.

NS-Partei und dem ‚Feind‘ ist ebenfalls zu Teilen in den verschiedenen Berichten zu finden. Gerade hierbei ist die zeitliche Quellenlage zu beachten, so kann es, mutmaßlich, zu einer anderweitigen Beurteilung im zeitlichen Verlauf gekommen sein. Daher werde ich mich hierbei, exemplarisch, auf von den Zeitzeug:innen zeitlich eingeordnete Aussagen stützen.

Ilse Schlapphof unterschied zwischen den Parteien und sprach die Schuld, den verantwortlichen Militärs und Politikern zu, welche sie am liebsten auf der Anklagebank gesehen hätte. Hass gegenüber den Briten, im Allgemeinen, empfand sie hingegen nicht: „Das Volk hat damit nichts zu tun. Es sind ja immer nur ein paar Leute, die da ganz oben sitzen, die sich so etwas ausdenken. Das ist überall so.“²⁰⁷ – Eine Reflexion über eine gewisse Mitschuld/Verantwortung fand bei ihr anscheinend nicht statt. Gisela Schmithals gesteht zwar Wut und Zorn ein, sogar ein gewisses Verständnis, Hass jedoch gegenüber den Gegnern habe sie nicht empfunden:

„Wir haben nur nicht verstanden, warum sie unschuldige Menschen bombardieren. Die Deutschen haben ja auch Schlimmes getan. Aber, daß die Briten nun ausgerechnet so ein Ballungsgebiet wie Hammerbrook ausgewählt haben, wo die Menschen dem Inferno nicht mehr entkommen konnten, das kann ich nicht verstehen.“²⁰⁸

Charlotte Fischer schrieb, in einem zeitgenössischem²⁰⁹, Brief:

„So wussten wir [bedingt durch das Verbot des Hörens von sog. ‚Feindsendern‘] auch nicht, dass die Royal Air Force unsere Stadt „hamburgisieren“ wollte. Vergeltung für Coventry (eine reine Industriestadt!). Hier aber sollte allein die Zivilbevölkerung getroffen werden, um den Widerstand des deutschen Volkes zu brechen.“²¹⁰

Sie nennt zwar mögliche Gründe, relativiert jedoch die vorangegangenen Luftangriffe der deutschen Luftwaffe auf andere Städte. Hier im speziellen den propagandistisch genutzten Angriff auf die britische Stadt Coventry vom 14. November 1940, infolgedessen der Propagandaminister das Wort „coventrieren“ für die großflächige Zerstörung der Stadt nutzte. Auch der letzte völkisch-geprägt klingende Satz des Zitates sticht bei ihr heraus. Auch andere machten aus ihrem Hass auf

207 Vgl. Hanke/ Paschen/ Jungwirth 2003, S. 117.

208 Vgl. ebd.

209 Das Datum des Briefes ist aus der Quelle nicht ersichtlich, der Inhalt berichtet jedoch von Ereignissen ab dem 24. Juli und endet mit der offenen Flucht Entscheidung. – So erscheint er zeitnah entstanden zu sein.

210 Zitiert aus Rasmußen/ Wulf (Hg.) 2001, S. 8.

‘die Briten’ keinen Hehl, so beispielsweise der Feuerwehrmann Hans Brunswig²¹¹, Helmut Koschany geht detaillierter darauf ein: „Ich glaube, wenn wir nach den Bombennächten einen Engländer zu fassen bekommen hätten, den hätte man totgeschlagen. Allerdings beruhigte sich diese Stimmung bald wieder“²¹² – Er bezieht sich hierbei explizit auf die direkte Folgezeit der Angriffe.

Auguste Hotopp erinnerte sich an eine Szene und ihre darauffolgende Reaktion: „Ich hörte [...] wie einer [...] auf Hitler fluchte. ‚Dieser verfluchte Hund, der müsste in Stücke gerissen werden‘, [...]. Da dachte ich noch: ‚Das nützt nun auch nichts mehr. Das hättest du früher rufen sollen!“²¹³ – Auch hier fehlt scheinbar wieder die Selbstreflexion der eigenen Rolle und die Möglichkeit eines vorherigen Widerstandes wird anderen zugeschrieben. Auch Käthe Petersen wurde Zeugin von Rufen wie „Hitler, du Mörder!“ seitens ihrer Nachbar:innen.²¹⁴ Ihrem weiterem Bericht zufolge gehörte sie selbst jedoch eher zu denen die traumatisiert und geschockt ihres Weges gingen, wie Inge Rencksdorf beschreibt: „Was haben wir in diesen fürchterlichen Tagen und Nächten über die Engländer gedacht? Gar nichts. Wir waren voll und ganz damit beschäftigt zu überleben.“²¹⁵ – Auch wenn sie hier die NS-Partei nicht explizit nennt und sich nur auf die ‚Engländer‘ bezieht, zeugt der zweite Satz von der sich breitmachenden Resignation. Andere dürften, wie die, politisch kommunistisch eingestellte Mutter des späteren Liedermachers Wolf Biermann in einem Zwiespalt gefangen gewesen sein: „Meine Mutter freute sich über die englischen Bomben. Es war nur so unpraktisch, dass sie uns auf den Kopf fielen. Komplizierte private Interessenlage im welthistorischen Kuddelmuddel.“²¹⁶ – Trotz des Rückbezuges auf eine fremde Erinnerung soll dieses Zitat hier genannt werden. Es handelt sich um den einzigen Beleg eines solchen ‚Interessenkonfliktes‘ im politisch linkem Arbeiterstadtteil Hammerbrook.

Die vorherigen Auszüge beziehen sich allesamt auf die Geschehnisse in der Nacht vom 27. auf den 28. Juli 1943 und den darauffolgenden Tag, in diesem Abschnitt sollen nun die Aspekte der Flucht und Wiederkehr sowie, vorangestellt der Sichtbarkeit von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern aus Sicht der Zeitzeug:innen betrachtet werden. In der Begleitpublikation einer Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuenгамme wird bemerkt, dass KZ-Häftlinge für die Bevölkerung in Hamburg vielerorts sichtbar waren.²¹⁷ Umso erstaunlicher ist es, dass diese

211 Vgl. Hanke/ Paschen/ Jungwirth 2003, S. 118.

212 Ebd.

213 Zitiert aus ebd., S. 76.

214 Vgl. ebd., S. 77.

215 Vgl. Rasmußen/ Wulf (Hg.) 2001, S. 43.

216 Zitiert aus Kucklick 2018, S. 97.

217 Vgl. Beßmann et.al. 2019, S. 48.

in lediglich einem der (für diese Arbeit ausgewählten 51) Berichte von Zeitzeug:innen aus dem Raum Hammerbrook Erwähnung finden. Max Kipke erinnert sich an eine Situation während der Hilfe der Fliehenden:

„An diesem Tag hatte man in Hamburg Stiafgefangene und KZ-ler zur Leichenräumung eingesetzt. Sie wurden verhältnismäßig gut gepflegt, bekamen zu Rauchen und erhielten auch alkoholische Getränke, damit sie diese Arbeit überhaupt machen konnten. Wir sprachen mit etlichen von ihnen. Die Strafgefangenen kamen aus Fuhlsbüttel, woher die KZ-ler kamen, weiß ich nicht.“²¹⁸

Gerade in diesem Stadtteil, in dem zwei Außenlager, mit über 2.000 (ausschließlich männlichen) Häftlingen, des Konzentrationslagers Neugamme seit Mitte 1944 bestanden²¹⁹, erscheint dies fragwürdig. Zu dem Themen Flucht und Wiederkehr ist die Quellenlage mit direktem Bezug zu Hammerbrook ebenfalls sehr dünn. Zur Wiederkehr findet sich lediglich der Fall des Herrn M.; nachdem er bereits am 25. Juli ‚ausgebombt‘ wurde und in Billstedt unterkam, überlebte er die Ereignisse der Nacht vom 27./28. (und die direkten Folgen). Er kehrt bereits im August nach Hammerbrook zurück, um eine Ausbildung bei der Post²²⁰ zu beginnen und die Post innerhalb des, inzwischen errichteten, Sperrbezirkes auszuliefern.²²¹ Ein Großteil der Zeitzeug:innenerinnerungen fokussiert die Geschehnisse und daraus entstandenen Situationen subjektiver Sicht. Auch werden der Anblick der Toten und der Zerstörung thematisiert, zum Teil in drastischen, jedoch eher unpersönlichen Schilderungen. Das Ausmaß des damaligen Schreckens wird in den Erinnerungen meist den Leser:innen überlassen zu interpretieren.

In einem Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserfahrungen, speziell den Hamburger Feuersturm 1943 betreffend, stellten Psychoanalytiker:innen und Historiker:innen fest, dass die Zeitzeug:innen eine konsistente Erzählung vom ‚Feuersturm‘ schildern, den „man nur durch Glück, Zufall oder die Vorausschau eines Erwachsenen überlebt hat. [...] Das Narrativ liefert ein zum Teil beeindruckend detailliertes und kohärentes Bild [...], das durch einen komplexen lebenslangen Verarbeitungsprozess entstanden ist.“²²² Allerdings sei hier zu beachten, dass diese Erzählungen zum Teil durch Informationen aus späteren Berichten und Dokumentationen beeinflusst und überformt sein können.²²³ Aus diesem Grund wurden, nach Möglichkeit, zeitnahe

218 Zitiert aus Rasmußen/ Wulf (Hg.) 1993, S. 58.

219 Vgl. ebd., S. 26f.

220 Vermutlich an der Zentralpost: Hühnerposten 1, vgl. Historie Hühnerposten.

221 Vgl. Wieker/ Rasmußen/ Wulff 2013, S. 43.

222 Möller/ Lamparter 2013, S. 97.

223 Vgl. ebd., S. 97f.

Zeugnisse betrachtet. Zudem gab es viele Menschen, die ihr Leben lang nicht über das sprechen konnten, was sie in dieser Nacht erlebten.

Abschließende Reflexion

Trotz der, vergleichsweise, guten Quellenlage zu den Geschehnissen der Nacht des „Feuersturmes“ und deren ‚Nachwirkungen‘ muss der Versuch einer detaillierten Wiedergabe scheitern. Zu unvorstellbar erscheinen die in den Quellen genannten Situationen. Dennoch so hoffe ich, kann dieser Beitrag einen ‚Einblick‘ in das ehemalige Geschehen und den damit einhergehenden ‚Untergang‘ des ehemaligen Arbeiterviertels Hammerbrook geben. Auch wenn die zivilen Opfer in den Zeitzeug:innenberichten im Fokus stehen, so sollen und dürfen die Verstrickungen des NS-Systems und deren Opfer, in Person der zahlreichen KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter:innen, nicht vergessen werden. Auch wenn diese Arbeit sich auf den (ehemaligen) Stadtteil Hammerbrook bezieht ist die Geschichte und der heutige Anblick der Stadt Hamburg stark durch die Geschehnisse der „Operation Gomorrha“ (und vor- sowie nachgehenden Bombardierungen) gezeichnet. Die beständige Aktualität zeigt sich meist durch Situationen, wie des Eingangs genannten Fundes eines Blindgängers bei Bauarbeiten.

In vielen Stadtteilen spielten sich ähnliche Situationen ab, wobei der „Feuersturm“ sich auf die Stadtteile des Ostens beschränkte. Eine abschließende Beurteilung der derzeitigen Situation Hammerbrooks und dessen Geschichte lieferten die Mitarbeiter:innen des Stadtteilarchives Hamm e.V. bereits 2013 – und sie ist, leider, nach wie vor zutreffend:

„Es scheint einigermaßen kurios, aber die betroffenen Stadtteile erinnern heute im Grunde deshalb an den Feuersturm, weil praktisch nichts mehr daran erinnert. Vor dem Ausmaß der Zerstörung kapitulierten die Verantwortlichen, als es spätestens zu Beginn der 1950er-Jahre an den Wiederaufbau ging. Es entstanden neue Stadtteile, die kaum mehr als den alten Namen in sich trugen. Das alte Arbeiterviertel Hammerbrook wurde vollständig in ein Gewerbe-, Industrie- und Dienstleistungsgebiet verwandelt, ein Fehler, dessen trostlose Folgen bis heute nachwirken und nur mühsam in den nächsten Jahrzehnten rückgängig gemacht werden können - eine Aufgabe für Generationen.“²²⁴

224 Wieker/ Rasmußen/ Wulf 2013, S. 46.

Literatur & weitere Quellen

Primärquellen

Bahnsen, Uwe/ von Stürmer, Kerstin: Die Stadt, die sterben sollte. Hamburg im Bombenkrieg, Juli 1943. Hamburg 2003.

Brunswig, Hans: Feuersturm über Hamburg. Die Luftangriffe auf Hamburg im 2. Weltkrieg und ihre Folgen. Stuttgart 1992.

Büttner, Gretl: „Zwischen Leben und Tod [Anlage zum internen Hamburger Polizeibericht vom 01.12.1943],“ in Dokumente deutscher Kriegsschäden. 1. Beiheft: Aus den Tagen des Luftkrieges und Wiederaufbaues. Erlebnis- und Erfahrungsberichte, F. u. K. Bundesminister für Vertriebene (Hrsg.), Bonn 1960.

Büttner, Ursula: „Gomorrha“: Hamburg im Bombenkrieg. Die Wirkung der Luftangriffe auf Bevölkerung und Wirtschaft. In: Landeszentrale für politische Bildung: Hamburg und Dresden im Dritten Reich: Bombenkrieg und Kriegsende. Sieben Beiträge. (LZ-Sammelband VII), Hamburg 2000. S. 45-94.

Düwel, Jörn/ Gutschow, Niels: Fortgewischt sind alle überflüssigen Zutaten. Hamburg 1943: Zerstörung und Städtebau. Berlin 2008.

Haider, Lars (Hg.): Hamburger Abendblatt. Operation Gomorrha. Die Dokumentation. Hamburg 2018.

Hanke, Christian/ Paschen, Joachim/ Jungwirth, Bernhard: Hamburg im Bombenkrieg. 1940-1945. Das Schicksal einer Stadt. Hamburg 2003.

Hausschild-Thiessen, Renate (Hg.): Die Hamburger Katastrophe vom Sommer 1943 in Augenzeugenberichten. Hamburg 1993.

Hoffmann, Egbert A.: Als Feuer vom Himmel stürzte. Hamburg Sommer 1943. Gudensberg-Gleichen 2003.

Kucklick, Christoph: Bomben auf Hamburg. In: GEO Epoche Panorama, Nr. 12: Feuersturm 1943. Hamburg 2018.

Landeszentrale für politische Bildung: Hamburg im Bombenkrieg: Dokumentation der Luftangriffe sowie der Bevölkerungsbewegungen. In: Hamburg und Dresden im Dritten Reich: Bombenkrieg und Kriegsende. Sieben Beiträge. (LZ-Sammelband VII), Hamburg 2000. S. 25-44.

Mann, Klaus: „Cities in the News (1): Hamburg,“ in Auf verlorenem Posten. Aufsätze, Reden, Kritiken 1942-1949, U. Naumann und M. Töteberg, Hrsg., Reinbek 1994; pp. 74-78. Middlebrook, Martin: Hamburg Juli '43. Hamburg 1984.

Möller, Birgit/ Lamparter, Ulrich: Erlebnis und Verarbeitung des 'Feuersturms' im Lebenslauf. Ein typologischer Ansatz. In: Lamparter, Ulrich/ Wiegand-Grefe, Silke/ Wierling, Dorothee (Hg.): Zeitzeugen des Hamburger Feuersturms 1943 und ihre Familien.

Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserinnerungen. Göttingen 2013; S. 67-103.

Nossack, Hans Erich: Der Untergang. Hamburg 1943. Hamburg 1981.

Rasmußen, Kerstin/ Wulf, Gunnar (Hg.): Es war ja Krieg. Zeitzeugen erinnern sich an die Luftangriffe auf London-Holborn und Hamburg-Hamm. Hamburg 1993.

Rasmußen, Kerstin/ Wulf, Gunnar (Hg.): Juli 1943. Hamburger erinnern sich. Hamburg 2001.

Wieker, Jens/ Rasmußen, Kerstin/ Wulf, Gunnar (Hg.): Die längste Nacht. Hamburger Zeitzeugen berichten über den Feuersturm. Hamburg 2013.

Wiekliniski, Oliver/ Latussek, Sandra/ Berndt, Michael: Operation Gomorrha. Gomorrha

1943-2013 Erklärungen und Aspekte. Hamburg 2014.

Sekundärquellen

Boberach, Heinz (Hg.): Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945. 17 Bände. (Bd. 14) Herrsching 1984,

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Berlin 1984.

Dressel, Gert: Historische Anthropologie. Eine Einführung. Wien 1996.

Düwel, Klaus: Runenkunde (Sammlung Metzler. Bd. 72). Stuttgart 2001.

Focault, Michel: Archäologie des Wissens. Berlin 1981.

Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt 2003.

Göttsch, Silke: Archivalische Quellen und die Möglichkeit ihrer Auswertung. In: Göttsch/ Lehmann (Hg.) Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der europäischen Ethnologie. Berlin 2001.

Kambartel, Friedrich: Moral. In: Mittelstraß, Jürgen (Hg.), Enzyklopädie. Philosophie und Wissenschaftstheorie, Bd. 2., unveränderte Sonderausgabe. Stuttgart/ Weimar 2004. S. 932-933.

Keller, Reiner: Diskursforschung. Eine Einführung für Sozialwissenschaftler:innen. Wiesbaden 2011.

Klingel, Kerstin: Eichenkranz und Dornenkrone. Kriegerdenkmäler in Hamburg. Hamburg 2006.

Schulze, Winfried: Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. Berlin 1996.

Thiessen, Malte: Traumata und Tabubrüche - Gedenken an den „Feuersturm“ 2003, in: ders., Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an den Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005. München/ Hamburg 2007.

Webquellen

Aktion Brandt (N.N.): Opfer der NS-Euthanasie, c media online 2015-2021: <http://www.ns-euthanasie.de/index.php/aktion-brandt> [Zuletzt aufgerufen am: 15.07.2021].

Aktion T-4 (N.N.). In: Opfer der NS-Euthanasie, c media online 2015-2021: <http://www.ns-euthanasie.de/index.php/aktion-t4> [Zuletzt aufgerufen am: 15.07.2021].

AMBOSS-SOP: Hitzschlag und Sonnenstich: https://www.amboss.com/de/wissen/Hitzschlag_und_Sonnenstich_-_AMBOSS-SOP/ [Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Atomicarchive (N.N.): Firestorms. In: Atomicarchive.com, AJ Software & Multimedia 1998-2020, S. 12: <https://www.atomicarchive.com/science/effects/firestorms.html> [Zuletzt aufgerufen am: 15.07.2021].

Commonwealth War Graves Commission (N.N.): <https://www.cwgc.org> [Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Die Volksgasmaske (N.N.). In: Forschungsgruppe Untertage e.V.: <https://fgut.wordpress.com/zeitdokumente/heimatfront/die-volksgasmaske/> [Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Friedhof Ohlsdorf - Sowjetische Kriegsgräberstätte (N.N.). In: Gedenkstätten in Hamburg. Zur Erinnerung an die NS-Verbrechen:

<https://gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/zeige/ohlsdorf-graeber-sowjetischer-kriegsgefangener>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Gräber der Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft auf dem Friedhof Ohlsdorf. In: Schoenfeld Helmut; Ohlsdorf Zeitschrift für Trauerkultur Ausgabe Nr. 89, II, 2005 - Mai 2005.
https://www.fof-ohlsdorf.de/thema/2005/89s21_opfer.htm
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Grabsteine „Dornenkrone“ Bombenopfer Einzelgräber Hamburg-Ohlsdorf (N.N.). In: genealogy.net: <https://grabsteine.genealogy.net/indilist.php?cem=692>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

HAMBURG-HAMMERBROOK (II. SS-BAUBRIGADE). In: KZ-Gedenkstätte-Neuengamme.de: <https://www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/geschichte/kz-aussenlager/aussenlagerliste/hamburg-hammerbrook-ii-ss-baubrigade/>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Hamburger Adressbücher (N.N.). In In: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg: <https://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh-adress/digbib/start>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Historie Hühnerposten, N.N.: <https://www.huehner-posten.de/location-business-hamburg/historie#:~:text=Es%20wurde%20um%20zwei%20Voll,bestandsgeschützte%20Gebäude%20als%20lebendiges%20Einzeldenkmal.&text=Heute%20bewegt%20diese%20außergewöhnliche%20Location%20die%20Menschen.>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Hopert, Thilo (N.N.): Hammerbrook: Wissens- und Sehenswertes. Bürostadt im Wandel. In: hamburg.de: <https://www.hamburg.de/sehenswertes-hammerbrook/>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Lemo (N.N.): Klaus Mann 1906-1949. In: <https://www.dhm.de/lemo/biografie/klaus-mann>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Lemo (N.N.). In: Volkswohlfahrt: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ns-organisationen/volkswohlfahrt.html>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Luftangriffe (N.N.). In: Universidade de Minho, Kultur: <http://www3.ilch.uminho.pt/kultur/Luftangriffe.htm>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Mahnmal am Platz der Deportierten (N.N.). In: Gedenkstätten in Hamburg. Zur Erinnerung an die NS-Verbrechen: <https://gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/zeige/mahnmal-am-platz-der-deportierten>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Matthaei, Rolf-Fredrik (N.N.): Das Bombenopfermahnmal (Bp-Bo 66,67). In: <https://fredriks.de/ohlsdorf/g05.php?f=7>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

New York Times (1943): „Hamburg Is Target for More Than 2,500 Tons of Bombs“ „Deep Reich Ahead“. In: Timothy Hughes - Rare & early newspaper: Hamburg, Germany bombardment. Item #563211: <https://www.rarenewspapers.com/view/563211?imagelist=1#full-images>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Psychrembel Online: Fechterstellung (Rechtsmedizin): [https://www.psychrembel.de/Fechterstellung%20\[Rechtsmedizin\]/K07LS](https://www.psychrembel.de/Fechterstellung%20[Rechtsmedizin]/K07LS)
[zuletzt aufgerufen am 14.08.2021].

Reichsgau Wartheland (Daniel J. Lemmen). In: Online-Lexikon zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, 2014: <https://ome-lexikon.uni-oldenburg.de/regionen/reichsgau-wartheland>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. (N.N.): <https://www.volksbund.de>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].

Wilhelm, Peter 2009: Stehen Leichen beim Verbrennen aus? In: Bestatterweblog: <https://bestatterweblog.de/stehen-leichen-beim-verbrennen-auf/>
[Zuletzt aufgerufen am 15.07.2021].





Das KZ-Außenlager Spaldingstraße mitten in Hammerbrook

1. Das Außenlager Spaldingstraße im nationalsozialistischen KZ-System

Vor 75 Jahren endete der Zweite Weltkrieg mit der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands. Damit einher ging die Befreiung der Lager des nationalsozialistischen KZ-Systems¹, das sich wie ein dichtes Netz von Konzentrationslagern über das ganze Großdeutsche Reich und die von Deutschland besetzten Gebiete erstreckte und welches neben Todes- bzw. Vernichtungslagern wie Sobibor oder Auschwitz II Birkenau², auch Stamm- bzw. Hauptlager wie Dachau, Buchenwald oder Auschwitz I sowie deren jeweils oft um die hundert unterstehenden Außen- bzw. Nebenlager³ umfasste. Das größte KZ-Stammlager Norddeutschlands war das KZ-Neuengamme in der Nähe Hamburgs. Über fünfzehn der 87 Satellitenlager Neuengammes befanden sich im Hamburger Stadtgebiet. Eines der größten Außenlager im Neuengamme-Komplex war das KZ-Spaldingstraße in Hammerbrook.⁴ Dieses Lager, das nach dem Namen des Gebäudes in dem es sich befand auch St. Georgsburg genannt wurde, ist Gegenstand dieser Arbeit.

Da die Nationalsozialisten:innen versuchten alle schriftlichen Dokumente und Beweise über die Lagerorganisation in der Spaldingstraße zu vernichten, stehen der Forschung heute nur wenige Quellen⁵ wie u. a. einige Berichte von Überlebenden sowie Strafprozessakten samt Aussagen der Täter:innen zur Verfügung. Widmet man sich der entsprechenden Literatur, so fällt auf, dass die wenigen Autor:innen sich gegenseitig auf ihre Ergebnisse stützen und dieselben Häftlingsberichte für ihre Analysen heranziehen. Das spricht dafür, dass die St. Georgsburg bis heute wenig erforscht ist.⁶

Da das Außenlager eine hohen Sterberate aufwies, liegt bei dem vorliegenden Beitrag der Fokus auf der Behandlung von und den

1 Weiterführende Literatur: Wachsmann 2016.

2 Vgl. Wachsmann 2016, S. 342 ff.

3 Vgl. Ebd., S. 534.

4 Vgl. Bauche et. al. 1991, S. 207 f.

5 Für eine Übersicht über die Quellenlage zu den Außenlagern des KZ Neuengamme siehe Buggeln 2009, S. 27- 33. Für quellenkritische Bemerkungen siehe Kaienburg 1998, S. 259.

6 Vgl. Brix et. al. 1986; Vgl. Ebd. 2007.

Umgangsweisen mit KZ-Häftlingen, welche in den bereits erwähnten Berichten thematisiert werden. Mit dem Anspruch, die Gewalterfahrungen der Gefangenen in ihren vielfältigen Formen und Auswüchsen darzustellen, wird der Frage nachgegangen, wie das (Über-)Leben der Insassen im Nebenlager Spaldingstraße ausgesehen hat und welcher Zusammenhang zwischen der hohen Sterblichkeit der Insassen und dem Ausmaß und Formen der Gewaltausübung besteht.

2. Das KZ-Stammlager Neuengamme und die Stadt Hamburg

Das KZ Neuengamme befand sich von 1938 bis 1945 im gleichnamigen Stadtteil von Hamburg in den Vierlanden und war das größte KZ in Nordwestdeutschland. Insgesamt waren von der Lagereröffnung 1938 bis zur Lagerräumung 1945 über 81.000 Männer und 13.500 Frauen im KZ Neuengamme und seinen 87 Außenlagern inhaftiert, weitere 5.900 Menschen wurden in den Lagerbüchern nicht festgehalten.⁷ Das Lager befand sich ca. 25 km vom Hamburger Zentrum entfernt. Es galt als Basis für die Außenlager, in denen Frauen sowie Männer in der Regel schwerste Arbeiten zum Nutzen der nationalsozialistischen Kriegswirtschaft leisten mussten.

Ursprünglich sind die Konzentrationslager vor allem für politische Regimegegner:innen eingerichtet worden und die ersten Häftlinge des KZ Neuengamme waren überwiegend Deutsche. Ab 1937 wurden zunehmend weitere deutsche Personengruppen, wie Jüdinnen und Juden, Sint:izze und Rom:nja⁸, Homosexuelle, Zeugen Jehovas und angeblich ‚Asoziale‘ und ‚Kriminelle‘, dorthin deportiert.⁹ Seit Kriegsbeginn wuchs die Zahl der ausländischen Häftlinge in den Konzentrationslagern. So auch im KZ Neuengamme, wo der Anteil ausländischer Häftlinge später insgesamt über 90 % betrug. Ab 1941 kam die Mehrheit der Insass:innen aus den von Deutschland besetzten Gebieten, vor allem aus Ost- und Mittelosteuropa, insbesondere aus Polen und der Sowjetunion, aber auch unter anderem aus Frankreich, den Niederlanden, Belgien, Dänemark und Jugoslawien: Die polnischen Häftlinge bildeten ab März 1941 die größte nationale Gruppe in Neuengamme, ab 1942/43 sowjetische Insass:innen. Aufgrund des

⁷ Insgesamt waren etwa 100.400 Personen die im Neuengamme-Komplex inhaftiert. Unter den 94.500 registrierten Häftlingen befanden sich ca. 13.000 Jüdinnen und Juden sowie ca. 500 Sint:izze und Rom:nja. Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 22 f.; Vgl. Ebd. 2005, S. 26.

⁸ Vgl. Auch sind vereinzelt People of Color in Konzentrationslager verschleppt worden – wie bspw. kommunistische und antikoloniale Aktivist:innen of Color. Zwar sind PoC nicht wie jüdische Personen oder Rom:nja systematisch in KZs deportiert worden, dennoch kann von kolonialrassistischer Verfolgung und Repression ihnen ggü. gesprochen werden. So wurden gegnerische Kolonialsoldaten in deutschen Kriegsgefangenenlagern wie dem Stalag X B Sandbostel oft misshandelt und die sogenannten „Rheinlandkinder“ systematisch zwangssterilisiert. Vgl. KZ Gedenkstätte Neuengamme 2018, S. 54 f., 113 f., 125, Vgl. Okpara-Hofmann 2004.

⁹ Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 22 ff.

zunehmenden Widerstands kamen 1944 große Einlieferungstransporte insbesondere aus Frankreich, Dänemark und den Niederlanden in den Neuengamme-Komplex. Ab 1943/44 wurden vermehrt jüdische KZ-Häftlinge aus anderen Lagern im Osten – allein aus den Konzentrationslagern in Auschwitz über 10.000 Menschen – nach Neuengamme gebracht.¹⁰ Zu den Verhaftungsgründen zählten oftmals Widerstand gegen die deutsche Besatzungsmacht und der von ihnen auferlegten Zwangsarbeit, oder aber es handelte sich um antisemitisch und rassistisch motivierte Verfolgungen.¹¹ Bis Kriegsende sind mindestens 42.900 Personen nachweislich durch die Arbeits- und Lebensbedingungen im Neuengamme-Komplex ums Leben gekommen. Weitere mehrere Tausend Häftlinge starben während der Lagerräumungen¹², in anderen Lagern oder an den Folgen der in der KZ-Haft erlittenen Torturen. Insgesamt wird die Zahl der Todesopfer des KZ-Neuengamme auf etwas mehr als die Hälfte der 100.400 dort Inhaftierten geschätzt.¹³

Die Stadt Hamburg hatte ökonomische und politische Interessen an einem großen Konzentrationslager und war maßgeblich an der Gründung des KZ Neuengamme beteiligt. Hamburg sollte u. a. mit einer Neugestaltung des Elbufers mit repräsentativen NS-Großbauten aus Klinkersteinen zur „Führerstadt“ werden. Die Ziegelproduktion für die in Hamburg geplanten Bauprojekte waren der Anlass für die Lagergründung des KZ-Neuengamme, zunächst als Außenlager des KZ Sachsenhausen. Die SS-Führung und die Stadt Hamburg schlossen im Frühjahr 1940 einen Vertrag zum Bau eines neuen Klinkerwerks in Neuengamme und der Wasserwege zum Transport der Bauteile in die Stadt.¹⁴ Somit waren anfangs Ziegelsteine und Betonfertigteile der Hauptbestandteil der Produktion im KZ Neuengamme, das nun zu einem eigenständigen Stammlager ausgebaut wurde.¹⁵ Während der zweiten Hälfte des Krieges rückte die Baustoffproduktion in den Hintergrund und ab 1942 gewann die Arbeit in Produktionsstätten wie Rüstungsbetrieben – die, um KZ-Häftlinge als billige Arbeitskräfte ausnutzen zu können, ihre Fabriken in der Nähe der Lager ansiedelten – zunehmend an Bedeutung.¹⁶ Über den Kriegsverlauf wurden auch vermehrt KZ-Außenlager an den Standorten der Produktionsstätten der Rüstungsbetriebe und in der Nähe von Baustellen, bspw. für

10 Vgl. Ebd., S. 24 ff.; Vgl. Kaienburg 1998, S. 262 f.

11 Vgl. Ebd.

12 Die Nationalsozialist:innen quartierten die Insass:innen aus frontnahen Lagern durch Räumungstransporte in Güterwagons und sogenannte „Todesmärsche“ in andere Lager um und versuchten bspw. durch das Verbrennen von Dokumenten der Lagerorganisation Spuren zu verwischen. Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 42 f.; Vgl. Garbe 2010, S. 113 ff., 131.

13 Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 45; Vgl. Ebd. 2005, S. 95.

14 Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 10 f.; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 54 ff., 59 ff.

15 Vgl. Müller 2020, S. 8; Vgl. Garbe 2014b; S. 118, 120, 126 f.

16 Vgl. Müller 2020, S. 10.

Aufräumarbeiten nach Bombenangriffen und Behelfswohnheimsbau, eingerichtet.¹⁷ Das Hauptlager in Neuengamme fungierte seit der zweiten Kriegshälfte und dem Ausbau des KZ-Außenlagersystems vor allem für männliche Häftlinge als Sammel- und Verteilstation für die Außenlager. Weibliche Häftlinge wurden meist direkt in die Außenlager transportiert.¹⁸

2.1 Arbeitsbedingungen für Häftlinge im Stammlager

Die Häftlinge wurden in sogenannte Arbeitskommandos eingeteilt, über die sie zu den jeweiligen Arbeitseinsätzen zugeordnet wurden. Der Arbeitsplatz war dabei einer der wesentlichsten Faktoren für die Überlebenschancen der Häftlinge.

Die meisten Häftlinge mussten in „Baukommandos“ zehn bis zwölf Stunden täglich körperliche Schwerstarbeit wie Erd-, Transport- und Bauarbeiten leisten, wie bspw. in den Tongruben für die Ziegelproduktion im „Kommando Klinkerwerk“ im Stammlager Neuengamme, dem „Kommando Elbe“, dem Ausbau des Konzentrationslagers oder bei anderen Baumaßnahmen.¹⁹

Die neue Ziegelfabrik sowie das Häftlingslager und SS-Lager selbst wurden von den Häftlingen errichtet. Die Ziegelfabrik wurde 1942 fertig gestellt und in Betrieb genommen, um so andere Bauprojekte in und um Hamburg mit Baustoffen zu versorgen.²⁰ Nach der Inbetriebnahme arbeitete jedoch nur ein kleiner Teil der Häftlinge im „Kommando Klinkerwerk“ in dem technisch modernen Produktionsbetrieb – meistens Fachkräfte – während die meisten in den Tongruben oder im Tontransport arbeiten mussten. Der Ton für die Herstellung der Ziegelsteine musste zuerst in den Tongruben gestochen und dann in schweren Loren zur Fabrik geschoben werden, wo er verarbeitet wurde. Diese körperliche schwere Arbeit bedeutete für viele zusammen mit der mangelhaften Ernährung und der harten Arbeit unter freiem Himmel ohne wetterfeste Kleidung das Todesurteil. Arbeitskommandos mit einer hohen Sterberate wie in das „Kommando Tongruben“ oder das „Kommando Elbe“ waren als „Todeskommandos“²¹ gefürchtet.²²

17 Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 40 f., 34; Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 14.

18 Vgl. Garbe 2000, S. 14.

19 Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 32 f.; Vgl. Garbe 2014a, S. 172, 173 ff., 178.

20 Vgl. Kaienburg 1997a, S. 56f., 131.; Vgl. Ebd. 1998, S. 266.

21 Dem gegenüber stehen „Schonkommandos“, in denen geschwächte, junge, alte, verletzte und kranke Häftlinge zu weniger körperlich anstrengender Arbeit gezwungen wurden, um aus diesen noch einen wirtschaftlichen Nutzen zu ziehen. Häftlinge mussten wie in anderen Arbeitskommandos auch etwa elf bis zwölf Stunden arbeiten und bekamen in solchen Arbeitskommandos keine Essenszulagen. So gingen viele auch in den Schonkommandos zugrunde. Vgl. Kaienburg 1990, S. 218, 276, 448 f.

22 Vgl. Garbe 2014a, S. 176 ff; Vgl. Ebd. 2014b, S. 138 f.

Insbesondere bei diesen Todeskommandos zeigte sich – neben dem ökonomisch angestrebten Nutzen der Zwangsarbeit für die Kriegswirtschaft – das Prinzip der „Vernichtung durch Arbeit“²³, bei der die Tod der Menschen durch die harte Arbeit und dauerhafte Mangelernährung angestrebt, oder billigend in Kauf genommen wurde.²⁴ Häftlinge, die in Produktionsbetrieben oder in Bauhandwerkerkolonnen als Fachkräfte oder in Funktionspositionen als Funktionshäftlinge im Häftlings- und im SS-Lager arbeiten mussten, standen in der Lagerhierarchie²⁵ weiter oben und hatten oft bessere Überlebenschancen, da sie oftmals nicht im Freien arbeiten mussten und teilweise bessere Unterkünfte, medizinische Versorgung, Kleidung und Chancen auf mehr Nahrung bekamen²⁶. Weil willkürliche Prügel während der Arbeit mit den Produktionsabläufen nicht vereinbar war, litten die dort arbeitenden Häftlinge seltener unter schweren Misshandlungen und körperlicher Überanstrengung.²⁷

Im „Kommando Elbe“ mussten die Häftlinge mit Schubkarren und Spaten ein Hafenbecken sowie einen Stichkanal bauen. Ziel war die Aushebung des Neuengammer Stichkanals und die Schiffbarmachung der Dove-Elbe, um Baurohstoffe und die hergestellten Ziegel aus dem Ziegelwerk direkt über den Wasserweg abtransportieren zu können.²⁸ Der ehemalige polnische Häftling Ewald Gondzik berichtete: „Aus einem verwachsenen und verschlammten Wassergraben wurde ein für große Schuten befahrbarer Schiffsweg. Die Häftlinge mussten den Schlamm mit Loren und Schubkarren vom Ufer oder aus den Schuten holen und verteilen. Für das schnelle Tempo der Arbeit sorgten die SS-Leute, die Kapos und die Vorarbeiter mit ihren Knüppeln. Wer nicht mehr arbeiten konnte, wurde geschlagen, bis er umfiel. [...] Beim Rückmarsch ins Lager schleppten die Häftlinge täglich Kranke und Tote, deren Zahl bei ungünstigem Wetter 20-30 erreichte.“²⁹

23 „Vernichtung durch Arbeit“, bedeutet dass durch unzureichende materielle Versorgung und kräfteverschleißende Arbeitsbelastung über die Leistungsgrenzen des Menschen hinaus, diese umgebracht wurden. Eine wichtige Rolle spielte hierbei die seelische Erniedrigung durch körperliche Gewalt und Schikane, das Vorenthalten ausreichender Ernährung, Kleidung, Unterbringung und Krankenversorgung [...]“ Hahmann 2019, S. 9 f.; Vgl. Kaienburg 1998, S. 278; Vgl. Buggeln 2009, S. 40, 53 f.

24 Marc Buggeln konstatiert, dass nicht von „Vernichtung durch Arbeit“ im Sinne einer konsequent durchgeführten ideologischen Grundsatzentscheidung mit dem definitiven Ziel der Ermordung der KZ-Insass:innen gesprochen werden kann, sondern die Bedingungen vor Ort und wirtschaftliche Aspekte eine wesentliche Rolle spielten. Das Ziel sei eher die Brechung der Gefangenen bei gleichzeitiger Erzwingung von einem Höchstmaß an Arbeit. Vgl. Ebd. 2014, S. 182 f.; Vgl. Ebd. 2009, S. 53 f.

25 Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2005, S. 54.

26 „Handwerker galten als Fachkräfte, deren Arbeitskraft erhalten bleiben sollte“. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 32; Vgl. Garbe 2014b, S. 199; Vgl. Ebd. 2014b, S. 174. 27 Vgl. Ebd. 2014a, S. 180 f., 182.; Vgl. Ebd. 2014b, S. 136.

28 Vgl. Ebd. 2014a, S. 176 f; Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2005, S. 68, Vgl. Kaienburg 1997a, S. 132, 135, 138 f.

29 Bericht von Ewald Gondnik vom 13.11.1945, zit. n. Garbe 2014a, S. 177.

Anhand dieses Zitates wird deutlich, dass nicht nur die Art der Arbeit, sondern auch deren Umstände – wie deren Dringlichkeit und damit einhergehend das Arbeitstempo, physische Gewaltausübung durch das Wachpersonal und Funktionshäftlinge sowie die Witterung – ausschlaggebend für die Überlebenschancen der Gefangenen waren.³⁰

2.2 Lebensbedingungen der Häftlinge im Stammlager

Untergebracht waren die Häftlinge in Baracken aus Holz. Erst später wurden in den Baracken zwei- bis dreistöckige Stockbetten eingebaut, bis dahin mussten die Häftlinge dicht zusammengedrängt auf Strohsäcken auf dem Boden schlafen. In den komplett überfüllten Baracken galt für die besten Schlafplätze oft das „Recht des Stärkeren“.³¹ Bis zu drei Personen mussten sich eines der dreistöckigen Hochbetten teilen. Eine Baracke bestand aus zwei Blocks, die je 80 m lang und 50 m breit waren. Bis zu 600 Häftlinge wurden in einem Block zusammengepfertcht. Die Waschmöglichkeiten waren begrenzt, räumlich wie zeitlich. Somit mangelte es an grundlegender Hygiene – viele Häftlinge litten unter Magen-Darm-Krankheiten oder hatten offene Wunden und in den überfüllten Baracken konnten sich Ungeziefer und ansteckende Krankheiten schnell verbreiten.³² Selbst wenn ein Häftling sich einen Platz an einem Waschbecken sichern konnte, so hatte er nur wenige Minuten, da der Tag zeitlich streng vorbestimmt war. Bei zu spätem Arbeitsantritt und anderen Verstößen drohten den Häftlingen Prügelstrafe, Strafarbeiten, Versetzung in die Strafkompagnie, Postverbot, Essensentzug, Arrest, weitere Bestrafungen nach dem offiziellen Strafkatalog, aber auch inoffizielle Misshandlungen durch Wachpersonal und Funktionshäftlinge³³, die nicht selten tödlich waren.³⁴

Der Hunger beherrschte neben den Misshandlungen durch die SS den Alltag der Häftlinge im KZ. Morgens hatten die Häftlinge etwa eine halbe Stunde sich zu waschen, das Bett zu machen und das Früh

30 „Wichtiger als die Art der Arbeit waren häufig die konkreten Arbeitsbedingungen, die wiederum durch eine Vielzahl von Faktoren beeinflusst wurden. Neben den klimatischen Verhältnissen am Arbeitsplatz (und in den Baracken) war die Dringlichkeit des Baues oder der Produktion für die Kriegswirtschaft von entscheidender Bedeutung. Insbesondere für die Baulager lässt sich zeigen, dass mit steigendem Termindruck die Überlebenschancen der Häftlinge sanken.“ Buggeln 2009, S. 664.

31 Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 35 ff.

32 Vgl. Garbe 2014a, S. 165 ff.

33 Funktionshäftlinge waren von den Lagerleitenden und der SS ausgewählte Häftlinge, denen Funktionsposten mit Verwaltungs- und Kontrollaufgaben zugewiesen wurden, wie bspw. Kapo, Lagerschreiber oder Blockältester, um so ein „System der Häftlingsselbstverwaltung“ nach dem Führerprinzip zu erschaffen. Funktionshäftlinge erhielten mit ihren Posten bestimmte Privilegien und hatten somit bessere Überlebenschancen. Behalten konnten sie ihren Posten oft nur, wenn sie die anderen Insass:innen im Sinne der SS überwachten und misshandelten. So wurden Funktionshäftlinge in eine Mittäter:innenschaft gedrängt. Vgl. Schemmel 2010, S. 55 ff.; Vgl. Garbe 2014a, S. 16. Weiterführende Literatur: Schemmel 2007.

34 Vgl. Garbe 2014a, S. 158.

stück zu sich zunehmen, das meist nur aus Ersatzkaffee oder einer Brühe bestand. Danach wurden sie beim Morgenappell in die Arbeitskommandos eingeteilt. In der Mittagspause gab es oft nur wässrige Suppe. Das Abendessen gab es erst nach dem Abendappell, der zur Schikane teils Stunden in die Länge gezogen wurde.³⁵ Zum Abendessen wurde eine unzureichende Brotration verteilt. Manche der Häftlinge erhielten dazu noch ein belegtes Brot als „Schwerstarbeiterzulage“.³⁶

Die Kleidung der Häftlinge war weder wasserabweisend noch wärmend und für die zu verrichtenden Arbeiten vollkommen ungeeignet. Oft hatten die den Insass:innen zugeteilten Schuhe und Kleidungsstücke nicht die richtige Größe. Häftlinge nutzen diverse Materialien, um sie unter der Kleidung als Kälteschutz zu verstecken. Dies wurde allerdings lange Zeit verboten und stand unter Strafe. Ab 1943 mangelte es an der einheitlichen weiß-blau gestreiften Häftlingskleidung und die SS griff auf Zivilkleidung, aus der Effektenkammer und zum Teil von den in den Vernichtungslagern Ermordeten und, zurück. Diese Kleidungsstücke wurden allerdings mit großen gelben Kreuzen bemalt, um die Häftlinge zu kennzeichnen und so Fluchtversuche zu erschweren.³⁷

Auch wenn vielen KZ-Gefangenen kaum Handlungsspielräume gelassen wurden, sollten sie nicht ausschließlich als passive Opfer ohne Handlungsmacht gesehen werden, was sich an einigen widerständischen Praktiken und solidarischen Handlungen³⁸ der Häftlinge zeigt. Wichtige Orte des Widerstands waren vor allem das Krankenrevier, wo Häftlingsärzte und -pfleger versuchten Kranken zu helfen und das Arbeitsdienstbüro, in dem die Gefangenen den Arbeitskommandos zugeteilt wurden. So machte sich der belgische Funktionshäftling André Mandrycks seine Position in der Arbeitseinsatzleitung zu Nutze, um besonders bedrohte, kranke und geschwächte Häftlinge einem leichteren Arbeitskommando zuzuweisen.³⁹ An einigen Arbeitsstellen waren sogar kleine Sabotageakte möglich. Ein Überlebender des KZ-Neuengamme erzählt in einer Zeitzeugen-Audioaufzeichnung, einige Häftlinge hätten sich während der Bauarbeiten in Neuengamme die „deutsche Genauigkeit“ bei der Zuteilung der einzelnen Baumaterialien zunutze gemacht und sorgten immer für große Verschwendung

35 Kaienburg 1997a, S. 195: „die Appelle im Lager verringerten die Zeit, die zum Ausruhen und für den Schlaf verblieb. Viele KZ-Gefangene hatten nachts regelmäßig nur 5-6 Stunden Zeit zum Schlafen.“

36 Vgl. Garbe 2014a, S. 155, 160 f.; Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 36.

37 Vgl. Ebd., S. 37; Vgl. Garbe 2014a, S. 164; Vgl. Kaienburg 1998, S.264.; Vgl. Buggeln 2009, S. 144 f., 147.

38 Hauptsächlich galt Solidarität den Freundeskreisen oder unter Gefangenen, die aufgrund gleicher politischer, kultureller oder nationaler Herkunft ein Zusammengehörigkeitsgefühl hatten. Vgl. Garbe 2014a, S. 216.

39 Vgl. Ebd., S. 216; Vgl. Johe 1981, S. 33 f.

bei Ziegel- und Mörtelnutzung. Somit wurde das Bauprojekt künstlich in die Länge gezogen, da ständig das Material früher ausging als geplant.⁴⁰ Eine Insassin, die zur Kontrolle von Gasmasken eingesetzt wurde, berichtet die Masken durchlöchert zu haben, wenn die Aufseher:innen nicht aufmerksam waren.⁴¹

3. KZ-System und Kriegswirtschaft - Entstehung der Außenlager

Im nationalsozialistischen KZ-System war Arbeit als ein Zwang, der unter Gewalteinsatz oder -androhung erpresst wurde, über die gesamte Zeit seines Bestehens eine Konstante. In der Frühzeit der nationalsozialistischen Konzentrationslager von 1933 bis 1941/42 beschränkte sich die Funktion der KZ-Zwangsarbeit hauptsächlich auf die Schikaniierung und Terrorisierung der Häftlinge und diente – mit Ausnahme der Klinkerproduktion in Neuengamme – weniger ökonomischen Zwecken.⁴² Der Ausbau des KZ-Systems hin zu stärkeren kriegsökonomischen Funktionen der Häftlinge und einem Aufbau eines Netzes von Außenlagern hing mit dem Kriegsverlauf gegen die Sowjetunion zusammen. Anfangs war dieser als ‚Blitzkrieg‘ geplant worden, doch zum Jahreswechsel 1941/42 und mit dem Kriegseintritt der USA schien dieser Plan gescheitert. Da weitere Streitkräfte an die Front geschickt werden sollten und so ein Arbeitskräftemangel entstand, musste die deutsche Kriegswirtschaft mittels Zwangsarbeit reorganisiert werden.⁴³ Im September 1942 ordnete Hitler den Einsatz von KZ-Gefangenen in der Kriegswirtschaft an und es wurden zunehmend kriegswirtschaftliche Aufgaben an die Konzentrationslager herangetragen und so der Grundstein für den Ausbau des KZ-Außenlagersystems gelegt.⁴⁴ Ein weiterer zentraler Grund für den systematischen Einsatz von KZ-Insassin:innen in deutschen Städten ab 1942 war deren Zerstörung infolge des alliierten Luftkrieges, woraufhin die Zusammenstellung von Gefangenen zu Bau-Brigaden als mobile Bauaußenkommandos zur Bomben- und Trümmerbeseitigung veranlasst wurde.⁴⁵

3.1 Die Außenlager des KZ Neuengamme

Das KZ Neuengamme hatte nach heutigem Forschungsstand wenigstens 87 Außenlager, die über den gesamten nordwestdeutschen Raum verteilt waren.⁴⁶ Davon befanden sich mindestens 15 KZ-Nebenlager im Hamburger Stadgebiet.⁴⁷ Die große Bedeutung der Außen-

40 Vgl. Michał Piotrowski. Interview, 28.7.1984. Übersetzung. ANg 59/51.; Vgl. Garbe 2014a, S. 216.

41 Vgl. Bericht von Nada Verbič vom Sept/Okt 1945, zit. n. Garbe 2014b, S. 188.

42 Vgl. Buggeln 2009, S. 35.

43 Vgl. Ebd., S. 35 f., 39 f.

44 Vgl. Kaienburg 1997a, S. 161; Vgl. Buggeln 2009, S. 57, 39.

45 Vgl. Ebd., S. 67 f.; Vgl. Kaienburg 1998, S. 266.

46 Weiterführende Literatur zu Außenlagern des KZ Neuengamme: Buggeln 2009.

47 Vgl. Buggeln 2009, S. 718 ff.; Vgl. Garbe 2014a, S. 387 ff.

lager lässt sich an der Häftlingsanzahl bei Kriegsende 1945 ermessen. Laut dem Vierteljahresbericht SS-Standortarztes Alfred Trzebinsky vom 29.3.1945⁴⁸ befanden sich zum Zeitpunkt des 25.3.1945 mit etwa 39.880 Menschen, davon 12.073 Frauen⁴⁹, fast dreimal so viele Häftlinge in den Außenlagern des KZ Neuengamme wie im Stammlager. Dieses war zu dem Zeitpunkt mit ca. 13.000 bis 14.000 Häftlingen komplett überfüllt.⁵⁰

Bis 1942 arbeiteten abgesehen von dem „Kommando Elbe“ nur wenige Häftlinge Neuengammes außerhalb des KZ-Geländes der Hauptlagers in Außenkommandos⁵¹ und der Auf- und Ausbau des KZ-Stammlagers Neuengamme konzentrierte sich vor allem an der Klinkerproduktion für die ‚Führerstadt‘-Planungen. Die ersten Außenlager des KZ Neuengamme entstanden ab 1942⁵² als Bauaußenlager oder Produktionsaußenlager in der Nähe von Rüstungsbetrieben und waren ausschließlich Männeraußenlager.⁵³ Auch das KZ-Hauptlager Neuengamme war ein Männerlager. Dennoch trugen mindestens 13.700 Frauen⁵⁴ eine Lagernummer des KZ Neuengamme. Die Frauen hielten sich zwar nicht im eigentlichen Stammlager auf⁵⁵, sondern in den 24 Satelliten des Stammlagers, die für Frauen vorgesehenen waren. Zehn dieser Frauenaußenlager befanden sich im Hamburger Stadtgebiet.⁵⁶ Die Außenlager Neuengammes für weibliche KZ-Häftlinge wurden erst ab 1944 aufgrund des kriegswirtschaftlichen Versor

48 Der Quartalsbericht konnte vom Häftlingsschreiber des Krankenreviers Emil Zuleger im Zuge der Dokumentenvernichtung versteckt werden. Es ist das einzige Dokument, das die Belegungstärke aller Außenlager zu einem bestimmten Zeitpunkt angibt sowie die Zusammensetzung des Wachpersonals und die Sterblichkeit in den Außenlagern. Für die Zeit von Januar bis März 1945 sind dort 6.224 Todesfälle im Stammlager Neuengamme und seinen Nebenlagern vermerkt. Zuleger sagte im Neuengammer-Hauptprozess 1946 aus, dass viele der Zahlen des Berichts noch zu niedrig angegeben worden seien. Vgl. Kaienburg 1997b, S. 58, 62; Vgl. Buggeln 2009, S. 27 f.

49 Die Zahlen wurden von verschiedenen Forschenden unterschiedlich interpretiert bzw. hochgerechnet. Die hier genannten Zahlen wurden nach Garbe 2000, S. 14 zitiert. Für andere Auslegungen siehe Buggeln 2012, S. 41 ff.

50 Vgl. Garbe 2010, S. 114; Vgl. Kaienburg 1998, S. 261.

51 Außenkommandos bezeichneten Arbeitseinsätze außerhalb des Stammlagergeländes. Für die Arbeit in den Außenkommandos wurden ab 1942 vermehrt Außenlager gebaut, sodass die Häftlinge nach der Arbeit nicht mehr ins Stammlager in Neuengamme einrücken mussten und in unmittelbarer Nähe ihrer Einsatzorte waren. Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2005, S. 72; Vgl. Buggeln 2009, S. 105.

52 Mit Ausnahme von zwei frühen Außenlagern auf der Ostseehalbinsel Darß. Vgl. Buggeln 2009, S. 55 f.; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 161.

53 Vgl. Buggeln 2009, S. 38, 57; Vgl. Kaienburg 1998, S. 267.

54 Die Zählung der weiblichen Häftlinge auf den Häftlingskarten des SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamtes hört mit der Nummer 13.700 auf. Davon wurden etwa 9.700 Frauen zur Gruppe der „Jüdinnen“ und 3.800 zur der der „politischen Häftlinge“ gezählt sowie ca. 130 „Asoziale“ und 60 „Zigeunerinnen“ und „Bibelforscherinnen“. Vgl. Ellger 2010, S. 29.

55 Abgesehen von einer handvoll weiblicher Häftlinge, die zur Zwangsprostitution im Lagerbordell des Neuengammer Hauptlagers deportiert worden sind. Vgl. Garbe 2014a, S. 188; Vgl. Ellger 2010, S. 27.

56 Vgl. Garbe 2000, S. 14; Vgl. Ellger 2010, S. 27 ff.; Vgl. KZ-Gedenkstätte Neuengamme 2010, S. 40; Vgl. Bauche et. al. 1991, S. 207 f.

gungs- und Arbeitskräftemangels gegründet.⁵⁷ Insbesondere 1944/45 stieg die Zahl der Außeneinsätze explosionsartig an und es wurden etwa 30 Kommandos in der Rüstungs- und Kriegsproduktion, fünf zu unterirdischen Ausbaurbeiten für die Untertageverlagerung von Rüstungsfertigungen, weitere fünf zur Errichtung von militärischen Befestigungsanlagen wie Panzergräben, etwa zehn Kommandos zur Trümmerbeseitigung und zur Errichtung von Behelfsunterkünften sowie mehrere zur Reparatur zerstörter Eisenbahngleise eingerichtet. Somit entstanden die meisten Außenlager im letzten Kriegsjahr, wobei viele von ihnen zunächst ausschließlich für jüdische Gefangene gedacht waren, die ab Sommer 1944, als sich die kriegswirtschaftliche Lage verschlechterte, vor allem aus Auschwitz von der SS zur Zwangsarbeit überstellt wurden.⁵⁸ Da durch die Einsätze der KZ-Häftlinge zum Trümmerräumen das Interesse von Hamburger Industriebetrieben an deren Arbeitskraft geweckt wurde, verhandelte die Handelskammer Hamburg, damals „Gauwirtschaftskammer“ genannt, ab Frühjahr 1944 mit dem Kommandanten des KZ Neuengamme über eine Kollaboration. Sowohl der NSDAP-Gauleiter und Reichsstatthalter Karl Kaufmann, als auch der Präses der Gauwirtschaftskammer, sowie dessen Leiter der Industrieabteilung sprachen sich für eine Ausweitung des Häftlingseinsatzes aus.⁵⁹ Im Jahr 1945 gab es noch mindestens zehn weitere Außenlagerneugründungen im Neuengamme-Komplex.⁶⁰

3.2 Das KZ-Außenlager Spaldingstraße in Hammerbrook

Bereits vor der Errichtung des KZ-Außenlagers in der Spaldingstraße, wurde die Umgebung und der Stadtteil durch das nationalsozialistische Regime verändert und geprägt. In diesem Stadtviertel befanden sich viele Produktionsstätten und Industriebetriebe.⁶¹ Auch der für das Außenlager verwendete Gebäudekomplex in der Spaldingstraße 156-160 war bis 1938 noch als Büro- und Lagergebäude genutzt worden. Die Zigarrenfabrik L. Wolff, gegründet 1867 in Hamburg, hatte eine Niederlassung in der Spaldingstraße 160. Der jüdische Besitzer wurde 1938 von den Nationalsozialist:innen im Rahmen der ‚Arisierung‘ von Betrieben zum Verkauf seines Unternehmens gezwungen. Die jüdische Familie Feder besaß bis 1938 die Herrenwäsche Fabrik Wegner & Co. in der Spaldingstraße 160. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialist:innen waren sie massiven Ausgrenzungen ausgesetzt, viele Familienmitglieder emigrierten bis 1939 in die USA und nach Brasilien. Erwin Feder, geboren 1910 in Hamburg, wurde 1938 enteignet und verhaftet. 1942 wurde er in das KZ Auschwitz deportiert, wo er 1943 starb.⁶²

57 Vgl. Ellger 2010, S. 27; Vgl. Kaienburg 1998, S. 266 f., 275; Vgl. Ebd. 1997a, S. 167.

58 Vgl. Ebd.: 267 f.; Vgl. Garbe 2000, S. 13 f.

59 Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 26.

60 Vgl. Kaienburg 1997a, S. 155.

61 Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 15 ff.; Vgl. Stabi HH, Kt H 145.

62 Vgl. Gedenktafeln 2012; Vgl. StA HH, Z 13-11, 5950/30.

Nach den schweren Luftangriffen der Alliierten im Sommer 1943, die auch unter dem Codenamen „Operation Gomorrha“ bekannt sind, war der vorher dicht besiedelte Stadtteil Hamburg-Hammerbrook fast komplett zerstört und galt als unbewohnbare „Tote Zone“⁶³. Aufgrund der Unfall- und Seuchengefahr durch Trümmer sowie Blindgänger, einsturzgefährdete Gebäude und der zu bergenden Leichen wurden Hammerbrook, Hamm-Süd und Rothenburgsort zu Sperrgebieten erklärt, deren Zutritt nur mit polizeilicher Genehmigung erlaubt war.⁶⁴

KZ-Häftlinge wurden bereits unmittelbar nach dem ersten Großangriff in der Nacht zum 25. Juli 1943 neben Einheiten von Luftschutz-, Feuerwehr-, Polizei- und Wehrmachtseinheiten für Aufräumarbeiten und die Suche nach Blindgängern eingesetzt.⁶⁵ Ab dem 7. August 1943 wurden sie in Form der „II. SS-Baubrigade“ der Stadt ‚zur Verfügung‘ gestellt. Diese ‚Baubrigade‘ wurde zuvor in Außenlagern in Bremen und Wilhelmshaven nach Luftangriffen dort eingesetzt. Nach der Verlegung, in den Hamburger Stadtteil Hammerbrook, wo sie sich provisorisch in einem Bunker in der Süderstraße 301, dann in einem Hallenschwimmbad Süderstraße/Heidenkampsweg, später in der Volksschule im Brackdamm 14/16 und weiteren Unterbringorten befand.⁶⁶ Vor Ort wurden sie durch KZ-Häftlinge des Stammlagers Neuengamme verstärkt. Jedoch wurden bereits vor dieser Verlegung täglich Häftlinge aus dem Hauptlager in die zerstörten Stadtteile ‚gebracht‘. Die bis zu 930 Häftlinge mussten im Auftrag der Stadt und des Polizeipräsidenten Aufräumarbeiten in den schwer zerstörten Stadtteilen des Ostens der Stadt verrichten. Ein großer Anteil dieser Arbeiten bezog sich auf die Leichenbergung. Auch arbeitete ein größeres Häftlingskommando zeitweilig auf dem Ohlsdorfer Friedhof im Rahmen der Bestattungsarbeiten.⁶⁷ (mit Ergänzungen von Oliver Timm)

Da die II. SS-Baubrigade im April 1944 dem KZ Sachsenhausen unterstellt und nach Berlin abgezogen wurde, mussten die Trümmer- und Aufräumarbeiten nun von KZ-Häftlingen, die in teils eigens dafür 1944 eingerichteten Außenlagern untergebracht waren, übernommen werden.⁶⁸ So wurden unter anderem in dem Schulgebäude am Brackdamm in Hammerbrook, in dem zuvor das Außenlager für die II. SS-Baubrigade eingerichtet wurde, ein Bombensuchkommando von etwa 35 männlichen Häftlingen untergebracht. Für die Trümmerarbeiten in den zerstörten Stadtteilen des Hamburger Ostens wurden insbesondere die Häftlinge des Außenlagers Bullenhusener Damm in

⁶³ Vgl. Garbe 2015, S. 148.

⁶⁴ Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 15 ff.; Vgl. Garbe 2015, S. 145 f.

⁶⁵ Für weiterführende Literatur zu Trümmerarbeiten von KZ-Insass:innen nach Operation Gomorrha siehe Garbe 2015.

⁶⁶ Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 17; Vgl. Garbe 2015, S. 145 ff.

⁶⁷ Vgl. Ebd., S. 145 ff.; Beßmann et. al. 2019, S. 16 ff.

⁶⁸ Vgl. Ebd., S. 16; Vgl. Garbe 2015, S. 149 f.

Rothenburgsort und des Außenlagers Spaldingsstraße in Hammerbrook eingesetzt.⁶⁹

Das KZ-Außenlager in der Spaldingstraße 156-158 wurde ab Ende Oktober 1944 im Hinterhaus eines Büro- und Lagerkomplexes, auch „St. Georgsburg“ genannt, von KZ-Gefangenen des Außenlagers Fuhlsbüttel eingerichtet.⁷⁰ Das siebenstöckige Hinterhaus der St. Georgsburg hatte den Hamburger Feuersturm dank seiner Bauweise relativ wenig beschädigt überstanden. Nach Krause wurde das Erdgeschoss von der SS genutzt, das 1. bis 6. Obergeschoss mit Häftlingsunterkünften und die 7. Etage mit einem Krankenrevier versehen.⁷¹ Auf der Rückseite des Gebäudes war der Nordkanal, der einen Fluchtweg dort abschnitt. Und die unteren Fenster wurden zugemauert. Der schmale Hof zwischen dem beschädigten Vorderhaus und dem Hinterhaus wurde als Appellplatz genutzt.⁷²

Bis zur Räumung des Lagers Mitte April 1945 waren hier stets durchschnittlich 2.000 bis 2.600 männliche Häftlinge einquartiert.⁷³ Spätestens ab dem 11. oder 12. November 1944 war das Außenlager belegt, als ein Teil der Häftlinge aus dem Außenlager in Fuhlsbüttel nach Fertigstellung der Herrichtung der St. Georgsburg dort umquartiert wurde.⁷⁴ Die Insassen waren insbesondere Kriegsgefangene aus der Sowjetunion sowie Widerstandskämpfer aus Polen, Belgien, Frankreich, Dänemark und Holland – insbesondere dem niederländischen Dorf Putten⁷⁵. Einige Häftlinge stammten auch aus Griechenland, Jugoslawien, Italien. Auch waren einige Gefangene jüdischer Herkunft dort inhaftiert. KZ-Gefangene deutscher Nationalität waren selten in der Spaldingstraße interniert – wenn, waren es einige wenige als ‚Kriminelle‘ mit grünem Winkel Inhaftierte, die die SS präferiert als Funktionshäftlinge zur Beaufsichtigung und Terrorisierung ihrer Mitgefangenen einsetzte.⁷⁶

69 Vgl. Ebd., S. 150, 154, 157; Beßmann et. al. 2019, S. 22.

70 Vgl. Buggeln 2009, S. 271.

71 Demgegenüber beschreibt Buggeln, dass die Häftlinge in die 5. und 6. Etage des Bürogebäudes gesperrt wurden und sich das große Häftlingsrevier im 4. Stock befand. Das Wachpersonal stand an den Außentüren zu den jeweiligen Etagen Zugängen der Treppe. Durch diese Art der Bewachung tauchte das Wachpersonal seltener in den Häftlingsräumen auf, deren Überwachung den Funktionshäftlingen überlassen wurde. Aufgrund der ständigen Angst vor potenziellen Razzien der SS funktionierte die Überwachung trotzdem. Vgl. Buggeln 2009, S. 155.

72 Vgl. Krause 1990, S. 93 f.; Vgl. Bauche et. al. 1991, S. 219.

73 Vgl. Krause 1990, S. 93 f.; Groschek/Vagt 2012, S. 66; Vgl. Buggeln 2009, S. 728.

74 Vgl. Ebd., S. 271.

75 Nachdem Widerstandskämpfer:innen in der Nähe des Ortes ein Wehrmachtsauto angegriffen hatten, wurden als ‚Vergeltungsaktion‘ alle Frauen und Kinder vertrieben, das Dorf niedergebrannt und 660 Männer aus Putten in deutsche KZs verschleppt, von denen 547 dort starben. Vgl. Krause 1990, S. 94.

76 Vgl. Ebd.; Vgl. Buggeln 2009, S. 271.

505 Häftlinge sind namentlich nachweisbar im KZ Spaldingstraße verstorben. Die Anzahl der dort verstorbenen KZ-Insassen wird auf mindestens 790 und bis zu 1.500 Personen geschätzt. Damit wies das Nebenlager Spaldingstraße nicht nur zahlenmäßig die meisten Todesfälle, sondern auch prozentual gemessen an der Belegungsstärke die größte Sterblichkeit der Hamburger Außenlager⁷⁷ im Neuengamme-Komplex auf.⁷⁸ Die Todesrate im KZ Spaldingstraße erreichte im Dezember 1944 ein Ausmaß von 10,6 %, was innerhalb von neun Monaten zu einer Sterblichkeit von 100 % geführt hätte.⁷⁹ Da die SS nach Berichten ehemals dort Inhaftierter einen Großteil der kranken Insassen ins Hauptlager in Neuengamme zurücktransportierte, dürfte die reale Sterblichkeitsrate von November 1944 bis Januar 1945 noch höher gewesen sein. Mutmaßlich wurden die Sterberaten hauptsächlich aufgrund der Krankenrücktransporte ins Stammlager gesenkt.⁸⁰

3.3 Sterberaten in den Außenlagern des KZ Neuengamme

In den Außenlagern im Neuengamme-Komplex herrschten sowohl im Vergleich zum Stammlager, als auch untereinander unterschiedliche Lebensbedingungen für die Häftlinge vor, was vermutlich zu graduell unterschiedlich hohen Sterblichkeitsraten der verschiedenen Außenlager führte.⁸¹ Dabei hatten verschiedene Faktoren Einfluss auf die jeweilige Sterberate, wovon einige durch den Kriegsverlauf, damit einhergehende Beschlüsse auf Reichsebene sowie Anweisungen der SS-Führung bedingt waren, während andere sich aus der jeweiligen Situation und lokale Dynamiken vor Ort ergaben.⁸²

Dabei können unterschiedliche Phasen der Sterblichkeit in den Außenlagern des KZ Neuengamme definiert werden. In der ersten Phase von Oktober 1942 bis September 1943 mussten die KZ-Häftlinge bereits für rüstungswichtige Projekte schwere Arbeiten verrichten. Gleichzeitig hielt die SS an ihrer Misshandlung der Gefangenen während ihres Arbeitseinsatzes und ähnlichen Formen der Gewaltausübungen wie im Stammlager fest. Durch die Doppelbelastung von Repression und schwerer Zwangsarbeit für wirtschaftliche Nutznießung war die Sterblichkeit in den Lagern sehr hoch, wenn auch

⁷⁷ Mit Ausnahme vom Trümmerbeseitigungs-Außenlager Fuhsbüttel mit einer Sterblichkeitsrate von 4,5 % ggü. 4,1 % Sterblichkeit des Außenlagers Spaldingstraße in der Zeit von November 1944 bis März 1945. Besonders hoch war die Todesrate in der Spaldingstraße im Dezember 1944 mit 10,6%. Im Februar und März 1945 wiesen die Männeraußenlager Stülckenwerft und Blohm & Voss mit mindestens 5 % höhere Sterblichkeitsraten auf als die Spaldingstraße mit 2,3 % und 1,4 %. Vgl. Buggeln 2009, S. 269 f., 735.

⁷⁸ Vgl. Garbe 2015, S. 157; Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 30.

⁷⁹ Vgl. Buggeln 2009, S. 273.

⁸⁰ Vgl. Ebd.; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 187.

⁸¹ Vgl. Buggeln 2010, S. 15; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 155.

⁸² Vgl. Buggeln 2009, S. 662.

etwas geringer als im Stammlager.⁸³ Die zunehmende Bedeutung der Arbeitseinsätze von KZ-Zwangsarbeiter:innen für kriegswirtschaftliche Zwecke aufgrund der Niederlage der Wehrmacht bei Stalingrad sowie Joseph Goebbels darauffolgende Proklamation des ‚totalen Krieges‘ Anfang 1943 führte dazu, dass das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt (WVHA) den ökonomischen Interessen der Unternehmen entgegenzukommen bereit war.⁸⁴ Die privaten Betriebe und staatlichen Stellen, die ein Entgelt für die Häftlingsarbeit bezahlten, hatten Interesse am schnellen Vorankommen ihrer Bau- oder Produktionsvorhaben und forderten geeignete Arbeitskräfte. Nur wenige von ihnen setzten sich trotz ihres erheblichen Einflusses auf Verpflegung, Kleidung, Unterbringung Behandlung für bessere Lebensbedingungen der KZ-Insass:innen zum Erhalt ihrer Arbeitskraft ein oder versuchten exzessive physische Gewalt während der Arbeitszeit zu unterbinden⁸⁵. Viele, die KZ-Kommandos beschäftigten gingen zum „rücksichtslosen Verschleiß der Gesundheit und Leistungsfähigkeit der KZ-Gefangenen über“⁸⁶, da bis Ende 1944 geschwächte Häftlinge gegen neue Arbeitskräfte ausgetauscht wurden.⁸⁷

Die SS Führungsspitze – mit maßgeblichen Einfluss von Reichsführer-SS Heinrich Himmler und Oswald Pohl, Leiter des WVHA – versuchte die hohe Sterblichkeitsrate der KZ-Häftlinge zu regulieren, da sie zunehmend dysfunktional für die Ausbaupläne des KZ-Systems und den möglichen Machtgewinn der SS in kriegswirtschaftlichen Entscheidungsprozessen erschien. So wurden einerseits nach langen Verhandlungen im Frühjahr 1943 Prämien und Leistungsanreize zugelassen, die der SS zuvor mit den Grundsätzen des KZ-Systems unvereinbar schienen.⁸⁸ Auch nahmen Kollektivstrafen wie stundenlange Zählappelle bei denen wahllos auf Häftlinge eingeschlagen wurde in den Außenlagern ab 1942/43 ab und die terrorisierende Gewalt wurde individualisiert. Die Bestrafung einzelner Häftlinge, insbesondere Hinrichtungen wegen Sabotageverdacht sollte alle anderen Häftlinge nachhaltig einschüchtern, ohne ihre Arbeitsleistung zu gefährden.⁸⁹

Aufgrund dieser machtpolitisch und wirtschaftlich motivierten Bemühungen für verbesserte Arbeits- und Lebensbedingungen der KZ-In

83 Vgl. Ebd., S. 328, 659; Vgl. Kaienburg 1998, S. 273.

84 Vgl. Ebd., S. 268, 273.

85 Oftmals waren nach vertraglicher Vereinbarung zwischen SS und den Unternehmung und Behörden, die KZ-Häftlinge beschäftigten, die jeweiligen Betriebs- und Einsatzleitungen für die Bereitstellung der Unterkünfte, die Einrichtung der Häftlingsküche, Licht, Wasser, Beheizung, Ungezieferbekämpfung, Waschmöglichkeiten für Kleidung und die Beschaffung von Medikamenten verantwortlich. Vgl. Kaienburg 1997a, S. 212; Vgl. Bauche et. al. 1991, S. 215; Vgl. Buggeln 2009, S. 166.

86 Kaienburg 1998, S. 269; Vgl. Ebd. 1997a, S. 155.

87 Vgl. Ebd., S. 189.

88 Vgl. Garbe 2014a, S. 182; Vgl. Ebd. 2014b, S. 184 Vgl. Kaienburg 1998, S. 268, 273; Vgl. Buggeln 2009, S. 17, 41, 44, 72 f., 660 f.

89 Vgl. Ebd., S. 335, 363, 660.

sass:innen und die Abmilderung des Gewaltniveaus, erreichte die SS-Führung, dass die Sterblichkeit in den Außenlagern Neuengammes in der zweiten Phase von Oktober 1943 bis Oktober 1944 um das Drei- bis Vierfache sank.⁹⁰

In der Zeit von November 1944 bis zum März 1945 stieg – wie in anderen KZ-Komplexen – die Sterblichkeit wieder rasant an. In den Außenlagern des KZ Neuengamme war die Sterberate in dieser Phase ca. fünf- bis sechsmal höher als in der zweiten Phase. Ein wesentlicher Grund hierfür war, dass die SS immer neue Häftlinge in die Konzentrationslager einlieferte, ohne die versorgungstechnischen und organisatorischen Voraussetzungen hierfür zu schaffen. Als dann ab Herbst 1944 die Auflösung und Räumung der frontnahen Konzentrationslager im Osten und Westen des deutschen Herrschaftsgebiets begann, kam es zur Überfüllung der KZ-Lager im Reichsgebiet. Dies verschlechterte die aufgrund des fortschreitenden Kriegsverlaufs immer mangelhaftere Versorgung der Gefangenen mit Lebensmitteln, Kleidung und angemessenen Unterkünften. Auch waren diese Monate durch einen besonders kalten Winter geprägt. Außerdem erhöhte sich das Gewaltniveau des Wachpersonals in dieser Phase angesichts des untergehenden Systems erneut und es kam eine größere Anzahl jüdischer männlicher Insassen ins Neuengammer Außenlagersystem, gegenüber denen SS und andere Wachmannschaften besonders gewalttätig vorgingen.⁹¹⁹² Die Kommandanten der Konzentrationslager, Himmler und das WVHA reagierten auf die abermals hohen Sterblichkeitsraten, indem sie ‚Zonen des Todes‘ in den Lagern schufen, die sie von den ‚produktiven Zonen‘ zu trennen versuchten. Langfristig kranke, sterbende oder als arbeitsunfähige geltende Häftlinge wurden ab November 1944 bis Januar 1945 mit vermehrten Krankentransporten von den Außenlagern zurück ins Hauptlager in Neuengamme gebracht, wo sie in ‚Schonungsblocks‘ bei reduzierter Kost sich selbst überlassen wurden. Das Stammlager wurde so zu einem Kranken- und Sterbelager. Während die Todesrate im Hauptlager so enorm anstieg, ging die Sterblichkeit in vielen Außenlagern zurück bis Februar 1945, als der Verkehrskollaps in Deutschland diese Strategie beendete.⁹³

Für die Männeraußenlager des Neuengamme-Komplex, in dem kein Außenlager für längere Zeit mehr als 3.000 Insass:innen umfasste, hatte die Außenlagergröße in der letzten Zeitphase großen Einfluss auf die Sterblichkeit: Diese war in kleinen Außenlagern mit weniger als 200 Häftlingen siebenmal geringer als in den großen Außenlagern

90 Vgl. Ebd., S. 328, 660 ff.; Vgl. Ebd. 2010, S. 18 f.

91 Vgl. Ebd., S. 328 f., 660, 156 ff.; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 185; Vgl. Ebd. 1998, 268.

92 Die Sterblichkeitsrate in Männeraußenlagern mit Häftlingen jüdischer Herkunft war bei der gleichen Art von Arbeit mindestens doppelt so hoch wie in Außenlagern mit nicht-jüdischen Insassen. Vgl. Buggeln 2009, S. 215 ff.

93 Vgl. Kaienburg 1998, S. 165, 275; Vgl. Garbe 2014a, S. 190, 196 f.; Vgl. Buggeln 2009, S. 660 ff.

mit über 1.000 KZ-Gefangenen. Wahrscheinlich deshalb, weil die Nahrungsmittelverteilung unter den Häftlingen weniger ungleich war, und die Nähe zwischen Insass:innen und Wachpersonal das Gewaltniveau verringerte.⁹⁴

Des Weiteren unterschieden sich die Überlebenschancen der Häftlinge in den einzelnen Außenlagern im Neuengamme-Komplex aufgrund lokaler Bedingungen und Dynamiken. Wesentliche Faktoren waren dabei die Ernährungssituation, die Qualität der Unterbringung und Kleidung, die medizinische Versorgung, das jeweilige Verhalten des Wachpersonals, die Dringlichkeitsbewertung der zu verrichtenden Arbeiten sowie die Einstellung der Unternehmen und Behörden, die KZ-Insass:innen als Zwangsarbeiter:innen beschäftigten.⁹⁵ Diese Faktoren sollen für das Außenlager Spaldingstraße im Folgenden beschrieben werden.

3.4 Stützpunktlager Spaldingstraße und Wachpersonal

Das KZ-Außenlager Spaldingstraße war das Stützpunktlager für alle Hamburger Außenlager, die von hier aus von dem Stützpunktleiter verwaltet wurden. So wurden bspw. Nahrungsmittelbestellungen⁹⁶ für die Nebenlager in Hamburg anscheinend größtenteils über das KZ Spaldingstraße abgewickelt.⁹⁷ In der ersten Zeit von Oktober 1944 bis Februar 1945 leitete SS-Obersturmführer Karl Wiedemann (1906 - 1968) das Lager als Stützpunktleiter und direkter Lagerführer. Nachdem der Lagerkommandant des Stammlagers Neuengamme Max Pauly auf einer Inspektionsreise durch Hamburg im Februar 1945 sah, wie mehrere Häftlingskommandos eine Stunde früher von der Arbeit zurückkehrten, wurde Wiedemann ins Außenlager Salzgitter-Drütte als Stützpunktleiter versetzt. Der SS-Oberscharführer Weber übernahm das Kommando für kurze Zeit, bis er es SS-Obersturmführer Arnold Strippel (1911 - 1994) übergab. Somit war seit Februar 1945 Strippel Lagerführer der Spaldingstraße und Stützpunktleiter Hamburgs.⁹⁸

Arnold Strippel war von 1934 bis Kriegsende ununterbrochen als SS-Mann im Dienst in verschiedenen KZs und hatte von den Stützpunktleitern des Neuengamme Komplexes die umfangreichste Gewaltsozialisation. Durch seine Brutalität, von der ehemalige Häftlinge berichteten, stieg er in der SS weit auf. Seitdem er seit Mai 1944 zum

94 Vgl. Ebd., S. 214 f., S. 664.

95 Vgl. Ebd., S. 662; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 155.

96 Dies belegen Rechnungen von Hamburger Bäckern, Fleischfabriken und Gemüsehändlern aus den letzten Kriegsmonaten, die erhalten sind, da die Firmen diese bei der Oberfinanzdirektion Hamburg geltend machen, weil die SS sie nicht mehr bezahlt hatte. Vgl. Buggeln 2009, S. 138.

97 Vgl. Buggeln 2009, S. 137; Vgl. Krause 1990, S. 94.

98 Vgl. Buggeln 2009, S. 120, 399, 400, 402 f., 407; Vgl. Kaienburg 1997b, S. 58; Vgl. Benz/ Distel 2007, S. 407.

Stützpunktleiter des Außenlagers Salzgitter-Drütte aufgestiegen war, überließ er die Misshandlungen untergebenen Stellvertretern.

Dies hatte weniger mit seiner Gewaltaffinität als mit seiner Position als Stützpunktleiter und den damit umfangreichen organisatorischen und verwalterischen Aufgaben zu tun: Stützpunktleiter waren für die Zusammenstellung und Betreuung der Wachposten verantwortlich, mussten die anderen Außenlager inspizieren und ggf. Weisungen an die Lagerleiter erteilen und den Informationsfluss als Zwischeninstanz zwischen Lagerführern der Nebenlager und dem Lagerkommandanten des Stammlagers gewährleisten. Auch gehörte zu ihren Aufgaben die Nahrungsmittel für alle Außenlager zu bestellen, die Lagerpost einzusammeln und zu verteilen sowie tägliche Belegungs- und Krankenzahlen ans Hauptlager weiterzureichen. Nicht zu den Befugnissen der Stützpunktleiter gehörte über die Organisation des Häftlingsalltags zu bestimmen.⁹⁹ Durch ihre Beanspruchung durch ihre Verwaltungsarbeit kamen sie kaum noch in Kontakt mit den Häftlingen und hatten dementsprechend kaum Gelegenheiten körperliche Gewalt auszuüben. Dies übernahm im Rahmen der konkreten Lagerführung meist ihr Stellvertreter, der Rapportführer.¹⁰⁰

Im Falle der Spaldingstraße war dies der SS-Unterscharführer Hans Fiekers (1913 - 1984). Fiekers wurde im Juli 1944 von der Wehrmacht der SS als SS-Rottenführer überstellt und stieg im Hauptlager Neuen-gamme schnell aufgrund seiner brutalen körperlichen Gewaltpraktiken den Häftlingen gegenüber auf. Ab November 1944 war er zum Rapportführer und Stellvertreter des Stützpunktleiters Wiedemann aufgestiegen und wurde unter Strippel zum SS-Unterscharführer befördert. Somit war Fiekers der einzige Wehrmachtsangehörige, der in die Position eines stellvertretenden Lagerführers aufstieg und das binnen weniger Monate.¹⁰¹ Er selbst sagte bei einer Vernehmung 1982 aus: „Es waren nur ganz wenige SS-Leute in der Spaldingstraße. Ich war der einzige von ihnen, der mit den Häftlingen zu tun hatte. Die anderen hatten Verwaltungsaufgaben.“¹⁰² Da die SS nicht über genügend Wachpersonal für die Außenlager verfügte setzte das WVHA zunehmend auch ‚Volksdeutsche‘ als SS-Leute, Wehrmachtsangehörige, Zoll- und Polizeibeamte sowie Reichsbahnangehörige als KZ-Aufseher ein.¹⁰³ In den meisten Außenlagern waren die Lagerstäbe, zu denen Blockführer, Kommandoführer und Rapportführer gehörten und deren

99 Vgl. Garbe 2015, S. 152; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 174; Vgl. Buggeln 2009, S. 397 f.

100 Vgl. Ebd., S. 398, 670.

101 Vgl. Ebd., S. 441 f.; Vgl. Ebd. 2012, S. 46 f.

102 Vernehmung Hans Fiekers vom 3.6.1982, in: Staatsanwaltschaft beim LG Hamburg 145 Js 45/67, zit. n. Buggeln 2009, S. 442.

103 Auch wurden für die Bewachung der Frauenaußenlager über 400 KZ-Aufseherinnen eingesetzt, die zum SS-Gefolge gehörten. Vgl. Buggeln 2009, S. 200; Vgl. Ebd. 2012, S. 40 ff.; Vgl. Kaienburg 1998, 269 f.

zentrale Positionen zumeist SS-Männer einnahmen, relativ klein im Vergleich zu den Wachmannschaften unter denen nur noch etwa 10 % altgediente SS-Männer waren. Auch in der Spaldingstraße waren die meisten Wachposten Wehrmachtssoldaten und Zöllner.¹⁰⁴

Hans Fickers war einer der wenigen Wachposten, bei dem sich alle berichtenden ehemaligen Häftlinge einig waren, dass er ein Sadist gewesen sei, den das Schlagen befriedigte und der beim kleinsten Vorwand aggressiv wurde. Der Überlebende Karl Weiß berichtet: „Bei meiner Einlieferung in das Nebenlager Spaldingstraße misshandelte Fickers [Fickers] einen Häftling nur deshalb, weil dieser bei seiner Einlieferung nicht gleich seine Erkennungsmarke vorzeigen wollte. Fickers [Fickers] schlug mit den Fäusten auf diesen Häftling ein und versetzte diesem auch Fußtritte, bis dieser Häftling vor versammelter Mannschaft zusammengebrochen war.“¹⁰⁵ Die Häftlinge gaben ihm die Spitznamen „Bel ami“, „Kellner“ und „Totschläger“¹⁰⁶ – er war berüchtigt für seine Gewaltexzesse, bei denen er Insassen bewusstlos oder gar tot schlug¹⁰⁷. In der Position des Rapportführers des Außenlagers ergaben sich viele Gelegenheiten für Fickers körperliche Gewalt auszuüben, wenn er die täglichen Appelle abnahm, Häftlinge zur Arbeit einteilte und bei der Rückkehr Bestrafungen von Beschuldigten ausführte.¹⁰⁸ Der Überlebende Manfred Zichmanis aus Lettland berichtete: „Einen alten Mann – Deutschen und Vorarbeiter – packte der Rapportführer an der Nase, zerterte an ihr hin und her, daß der Gequälte fast sein Gleichgewicht verlor, und dann sagte der ‚Unterscharführer‘: ‚So, jetzt geht’s erst richtig los!‘ Mit diesen Worten schlug er mit der anderen Hand dem Alten so lange ins Gesicht, bis es dunkel vom überströmenden Blut wurde. Von seinen Augen war nichts mehr zu sehen als schwarze Ballen, aus denen dickes Blut quoll. Dieses Spiel setzte der Unterscharführer ungefähr ganze zehn Minuten fort. Als der Alte vor Schmerz stöhnend in seiner Blutlache niedergesunken war, lächelte der Rapportführer übers ganze Gesicht; er war mit den Früchten seiner Arbeit zufrieden. Den Blutüberströmten achtlos liegengelassend, ging er auf seine nächsten Opfer – eine Gruppe von sechs Gefangenen – zu. (...) Ohne Unterlaß hämmerte seine Faust auf die Köpfe der Unglücklichen, bis die Schädelhaut an vielen Stellen aufsprang und in Fetzen abhing. (...) Ein kleines Eisenstück in der Faust des Rapportführers hatte diese sechs Opfer gehörig zugerichtet.“¹⁰⁹

104 Vgl. Ebd. 1997a, 175; Vgl. Buggeln 2009, 667 ff.

105 Aussage Karl Weiß vom 12.1.1967, SLG HH, 145 Js 45/67, zit. n. Buggeln 2012, S. 47.

106 Vgl. Buggeln 2009, S. 442.

107 Einmal soll Fickers einen Häftling erschlagen haben, da die Zahl der Häftlinge beim Zählen nicht stimmte. Vgl. Aussage von Willi Bamberger vom 20. Mai 1960 vor der Polizei Mannheim. SLG HH, StAn Hamburg, 147 Js 45/67, zit. n. KZ-Gedenkstätte o.J., S. 14.

108 Vgl. Buggeln 2009, S. 669.

109 Zichmanis o.J., zit. n. Krause 1990, S. 97 f.

3.4 Lebensbedingungen der KZ-Insassen in der Spaldingstraße

Die Lebensbedingungen im jeweiligen Außenlager spielten eine entscheidende Rolle für die Überlebenschancen der KZ-Häftlinge. Laut eines Berichts des Überlebenden Emil Kersenbrock war die Unterkunft in der Spaldingstraße „denkbar schlecht und unhygienisch durch mangelhafte Luftzuführung und Überbelegung. Die Verpflegung war eine durchaus ungenügende. Die Lieferung der Verpflegung lag in den Händen der Grossküche Fa. Könisch, Hamburg, die sich Unterschlagungen von Lebensmitteln, besonders Fettigkeiten, zu Schulden kommen liess. Nach einer geführten Untersuchung Ende Dezember 1944 besserte sich das Essen etwas, war aber lange nicht ausreichend genug, um den täglichen Kräfteverzehr zu ersetzen. Die Folge war ein kolossaler Verschleiss an Häftlingen durch zunehmenden Kräfteverfall und durch Ansteigen der Todesziffer.“¹¹⁰ Der Zeitzeugenbericht verdeutlicht, wie stark die Todesraten durch die Kombination von Schwer- oder Schwerstarbeit und Mangelernährung stiegen. Der Großteil der Häftlinge starb am Hunger und dessen gesundheitlichen Folgeerscheinungen. Es wird geschätzt, dass etwa 90 % der Häftlinge in den Außenlagern des Neuengamme KZ-Komplexes unterernährt gewesen sind. Die Rationen wurden von dem Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft vorgegeben und hätten ungefähr ausgereicht um nur leicht arbeitende Menschen zu ernähren – somit war durch die Rationsgestaltung Unterernährung bereits vorhersehbar. Fatal wurde die Ernährungssituation jedoch, da SS-Aufseher, Funktionshäftlinge und im Fall der Spaldingstraße die beliefernde Großküche wertvolle Lebensmittel oder besonders reichhaltige Essensrationen unterschlugen.¹¹¹

In Männeraußenlagern im Neuengamme Komplex wurde die Verpflegung der Häftlinge im Regelfall durch eine im Lager befindlich Häftlingsküche gestellt. Doch im Falle des Stützpunktlagers in der Spaldingstraße hatte man sich aufgrund der beengten Verhältnisse gegen die Errichtung einer Häftlingsküche entschieden. So wurde das KZ Spaldingstraße, wie die anderen Hamburger Außenlager durch die private Großküche Fa. Hönisch versorgt, deren Essen jedoch noch weniger reichhaltig und geschmackloser als die durchschnittliche KZ-Nahrung gewesen sein soll. Wenn die Bereitstellung des Mittagessens zu aufwendig erschien, konnte es vorkommen, dass die Mahlzeit entfiel.¹¹² Nach Schätzungen gehörte zur durchschnittlichen täglichen Verpflegung im AL Spaldingstraße morgens etwas Kaffeeersatz, mittags eine Scheibe Brot und abends ein Liter wässrige Suppe mit einer Scheibe Brot – was ungefähr 1.000 Kcal entspricht.¹¹³

110 Kersenbrock 1946, zit. n. KZ-Gedenkstätte Neuengamme o.J., S. 6.

111 Vgl. Buggeln 2009, S. 143, 166.

112 Vgl. Ebd., S. 137 f.; Kaienburg 1998, S. 268.

113 Vgl. Krause 1990, S. 95.

Neben der Ernährungssituation hatten auch die Bekleidung und Unterbringung erhebliche Auswirkungen auf die Überlebenschancen der Häftlinge. Dabei wurden sowohl von den Behörden und Betrieben als Nutznießern der KZ-Zwangsarbeit, noch seitens der SS selten Anstrengungen gemacht, die Unterkünfte genügend auszustatten. Insbesondere im letzten Kriegsjahr, als auch das Lager in der Spaldingstraße eingerichtet wurde, wurden die Außenlager immer improvisischer und hektischer eingerichtet. Die meisten Außenlager wurden nicht beheizt, wiesen schlechtere hygienische Bedingungen und weniger Mobiliar wie schlechtere Schlafstellen auf als das Stammlager. Aufgrund ungenügender Sanitäreinrichtungen konnten sich Floh- und Lausplagen schnell verbreiten.¹¹⁴ Auch in der Spaldingstraße gab es kein fließendes Wasser zum Waschen in den oberen Etagen, wo die Häftlinge untergebracht waren, da die Wasserleitungen nach den Bombenangriffen ausfielen. Es gab im Stützpunktlager somit keine Waschmöglichkeiten und keine Möglichkeit die Kleidung zu waschen oder wechseln.¹¹⁵ Victor Baeyens, ein belgischer Häftlingspfleger, berichtete von den daraus resultierenden Problemen mit Ungezieferbefall: „Die Kranken wurden buchstäblich von den Wanzen, Läusen und Flöhen aufgefressen.“¹¹⁶ Die mangelnden Möglichkeiten die Bekleidung zu waschen oder zu wechseln konnte auch ein gesundheitliches Risiko darstellen – insbesondere, wenn Häftlinge in verschmutzten oder verseuchten Umgebungen bspw. zur Leichenbergung oder Trümmerbeseitigung in zerbombten Ölraffinerien eingesetzt wurden.¹¹⁷

Um die medizinische Versorgung der Häftlinge im Krankenrevier kümmerten sich die Häftlingsärzte und -pfleger, die meistens eine medizinische Ausbildung abgeschlossen oder begonnen hatten. Die SS-Ärzte übernahmen in der Regel nur die Leichenschau und unterzeichneten die Sterbeurkunden, interessierten sich ansonsten meist nicht für die Situation im Häftlingsrevier. Größere Außenlager hatten dazu noch einen SS-Sanitärtrupp, welcher die Führung des Häftlingskrankenreviers vor Ort überwachen sollte. Das Krankenrevier im Stützpunktlager Spaldingstraße war das zentrale Krankenrevier. Hier wurden auch männliche wie weibliche Schwerkranke und Schwerverletzte aus allen anderen Hamburger Außenlagern behandelt, sofern eine Behandlung möglich war.¹¹⁸ Der aus Belgien stammende KZ-Häftling Victor Baeyens wurde als 24-jähriger im September 1941 in das KZ-Stammlager Neuengamme deportiert und später als Krankenpfleger in die Spaldingstraße überstellt. Die Umstände in der Krankenstation beschreibt er wie folgt: „Es gibt [in der Spaldingstraße] drei Säle für die Kranken. [...] Jedes Bett ist mit zwei Mann belegt [...] Bis zu 350

114 Vgl. Buggeln 2009, S. 152, 155 ff.; Vgl. Kaienburg 1998, S. 268.

115 Vgl. Krause 1990, S. 96; Vgl. Kaienburg 1997a, 185.

116 Baeyens o.J., zit. n. Krause 1990, S. 96.

117 Vgl. Kaienburg 1998, S. 268.

118 Vgl. Buggeln 2009, S. 159 f., 162 ff., 589; Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 46.

Kranke in einem Saal. [...] Im Dezember 1944 [...] sterben im Krankensaal 1 im Schnitt 18 bis 20 Mann pro Tag. [...] Beim Erneuern der Verbände von Verwundungen und Geschwüren wimmelt es im Papierverband von Läusen. [...] Medikamente gibt es keine mehr“.¹¹⁹ Das Krankenrevier des Stützpunktlagers verfügte über vier ausgebildete Häftlingsärzte, unter ihnen der französische Chirurg Dr. Paul Lohéac. Der für das Außenlager zuständige SS-Sanitätsdienstgrad war der SS-Unterscharführer Kemmerich, der keine wesentliche medizinische Ausbildung genossen hatte, doch sich nach Lohéac darum bemühte, Medikamente zu besorgen und gewalttätige Wachposten aus den Krankensälen des Häftlingsreviers fernzuhalten.¹²⁰

Nach Lohéac war es keine Seltenheit, dass das einzige verfügbare Trinkwasser in einer großen Wanne zur Reinigung der Toilettenbecken benutzt wurde. Darüber hinaus lagen die Häftlinge, auf zwei verschmutzten Sälen verteilt, eng nebeneinander auf Strohsäcken. Dazwischen befand sich der Verbandsraum, in welchem die Operationen durchgeführt wurden.¹²¹ Mangels sanitärer Anlagen und aufgrund der Überfüllung des Krankenreviers, wo bis zu 700 geschwächte Häftlinge, vielen von ihnen mit verschiedenen Krankheiten und Infektionen wie offener Tuberkulose, Ruhr oder Typhus lagen, war die Ansteckungsgefahr hier besonders hoch.¹²² Viele der Gefangenen starben im Krankenrevier der Spaldingstraße: „Die Leichen blieben bis zwei Uhr mittags liegen, oben, neben dem Krankensaal im Waschraum. Entlang der einen Seite der Leichenstapel und nicht weit davon gegenüber standen die Kessel, die als W.C. benutzt wurden, mit dem Gesicht zu den Toten“.¹²³ Im Innenhof der St. Georgsburg wurden die im Krankenrevier und in den Arbeitskommandos Verstorbenen gestapelt und täglich zur Verbrennung in KZ Stammlager Neuengamme oder zum Ohlsdorfer Friedhof gebracht.¹²⁴ Der dänische Häftling Salomen Ivar Hansen beschreibt, wie er auf Befehl des SS-Hauptsturmführers Wilhelm Weber von Kapos auf diesen ‚Leichenhaufen‘ im Innenhof geworfen werden sollte. Aufgrund einer linksseitigen Lähmung war er während des Appells zusammengebrochen und anschließend mit Gewehrkolben geprügelt worden. Dem täglichen Abtransport mit ca. 20 Toten und teils noch Lebenden zum Krematorium in Neuengamme entkam er nur, weil er im Tausch für eine Zigarette ins Krankenrevier gebracht wurde.¹²⁵

119 Baeyens o.J., zit. n. Beßmann et. al. 2019, S. 46.

120 Vgl. Lohéac 1949, zit. n. Krause 1990, S. 96; Vgl. Buggeln 2009, S. 163.

121 Vgl. Lohéac 1949, S. 214 f.

122 Vgl. Krause 1990, S. 96.

123 Baeyens o.J., zit. n. Krause 1990, S. 96.

124 Vgl. Ebd., S. 96 f.; Vgl. Garbe 2015, S. 133.

125 Hansen 1946, zit. n. Krause 1990, S. 97.

Die SS führte auch mehrfach Selektionen im Krankenrevier durch, sodass hunderte schwerkranke und für längerfristig als arbeitsunfähig eingeschätzte Häftlinge zurück ins Stammlager Neuengamme transportiert wurden, wo sie sich selbst überlassen, dem Tod geweiht waren. Da die Dokumente über diese Rücktransporte kranker und sterbender Häftlinge ins Außenlager heute fehlen, ist die genaue Abschätzung der tatsächlichen Sterblichkeit in den einzelnen Außenlagern generell und speziell in der Spaldingstraße aufgrund der im Krankenrevier Verstorbenen aus anderen Außenlagern insbesondere schwer.¹²⁶ Doch ein Schreiben der „Hamburger Wohnungsverwaltungsgesellschaft m. b. H.“ vom 24.1.1946 an die Abwicklungsstelle der ehemaligen SS Formationen weist auf die lebensbedrohlichen Zustände im Außenlager Spaldingstraße in den letzten Kriegsmonaten hin. Die Wohnungsverwaltungsgesellschaft war damit beauftragt, die Unterkunftsgebühren von den Firmen und staatlichen Stellen, die KZ-Häftlinge für sich arbeiten ließen, zu kassieren und erhielt dafür Meldungen über den täglichen Arbeitseinsatz der Gefangenen bzw. über die „nicht zum Einsatz gekommene - wegen Quarantäne“. Allein aus dem Außenlager Spaldingstraße betrug demnach die Summe derer, die anscheinend bereits zu geschwächt waren, um zu ihren Arbeitskommandos auszurücken von den Tagen des 20., 26., 27. und 28. Februar 1945 zusammengerechnet 2.240 Mann, was bedeutet, dass an diesen Tagen ungefähr 560 Personen arbeitsunfähig waren.¹²⁷

3.5 Die Arbeitskommandos im KZ Spaldingstraße

Die Häftlinge des KZ-Außenlagers mussten schwere körperliche Arbeit an zum Teil lebensgefährlichen Einsatzorten leisten, sodass die Todesrate des Lagers schnell in die Höhe stieg..Die Häftlinge wurden unterschiedlichen Kommandos unterstellt. Weil im November 1944 mit dem Umzug eines Teils der Wachleute und der KZ-Gefangenen vom Außenlager Fuhlsbüttel in das neu eingerichtete Außenlager Spaldingstraße die Arbeitskommandos zwischen den beiden Außenlagern aufgeteilt wurden und es später noch Überstellungen zwischen den beiden Lagern gab, ist es schwierig, die Kommandos eindeutig dem AL Fuhlsbüttel oder Spaldingstraße zuzuordnen.¹²⁸ Das KZ Spaldingstraße gehörte zu den sogenannten Trümmerbeseitigungs-Außenlager zur Beseitigung der Bombenschäden und die Insassen unterstanden den Trümmerräumungs- und Behelfsbaukommandos der Hamburger Bauverwaltung unter Senatssyndikus Wilhelm Tegeler.¹²⁹ Viele der Häftlinge der Spaldingstraße mussten bei den Aufräumarbeiten an wechselnden Einsatzorten aus Gebäuderuinen noch verwertbares Baumaterial zusammentragen, Schächte für Rohr- und

¹²⁶ Vgl. Buggeln 2009, S. 165, 200; Vgl. Krause 1990, S. 96; Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 46.

¹²⁷ Vgl. Bauche et. al. 1991, S. 224.

¹²⁸ Vgl. Benz/ Distel 2007, S. 407.

¹²⁹ Vgl. Kaienburg 1997a, S. 168 ff.

Elektroleitungen ausheben und zerstörte Überreste von Gebäuden, Mauern, Rohren und Industrieanlagen beseitigen. Ein Arbeitskommando wurde zur Fertigung von Betonsteinen aus Trümmerschutt in den Ruinen der „Bill-Brauerei“ am Bullenhuser Damm eingesetzt.¹³⁰

Die meisten Häftlinge des KZ Spaldingstraße wurden hauptsächlich bei der Reichsbahn zur Reparatur von Gleisanlagen im Rahmen des „Geilenberg-Programms“^{131, 132} Die Häftlinge des Reichsbahnkommandos mussten Eisenbahnschwellen, Schienen und weitere Baumaterialien von morgens bis abends transportieren und Trümmer räumen. Da die Arbeit körperliche Schwerstarbeit war, die Reichsbahn mittags an die Gefangenen kein Essen ausgab, gleichzeitig aber hohe Anforderungen an die Häftlingsarbeit hatte, gehörten die Kommandos zur Reparatur von Gleisanlagen zu den unbeliebtesten Kommandos. Die Gefangenen wurden in den Stadtteilen Wilhelmsburg, Harburg, Rothenburgsort und Barmbek für die Reichsbahn eingesetzt. Während der Aufräumarbeiten im Freien waren die KZ-Insassen nicht nur der Witterung ausgesetzt, sondern auch den Bombenangriffen auf Industrieanlagen.¹³³

Ein Kommando von etwa 100 Häftlingen musste in Tag- und Nachtschichten einen Bunker an der Alster beim SS-Führungsstab unter der Bewachung von Hamburger Polizisten und SS-Wachmannschaften bauen. Ungefähr 30 Häftlinge des Außenlagers Spaldingstraße wurden zur Bergung, Entschärfung und Sprengung von Blindgängern im Bombensuchkommando eingesetzt, die aufgrund ihrer Gefährlichkeit als „Himmelfahrtskommando“ bezeichnet wurden.¹³⁴ Die Häftlinge, denen die Ausbildung für diese körperlich anstrengende und lebensgefährliche Arbeit fehlte, sollten unter Anleitung erfahrener Fachleute erfolgen, was den Zeitzeugenberichten zufolge oft nicht der Fall war. Der lettische Häftling des KZ Spaldingstraße, der zuvor im Außenlager Fuhlsbüttel interniert war, wurde mehrere Monate für diese Arbeit eingesetzt: „Nachdem uns nur ganz flüchtig die Einschlagstelle des Blindgängers angedeutet wurde, waren wir uns selbst überlassen. Die beiden Wachposten nahmen ihren geschützten Platz in etwa hundert Meter Entfernung von der Einschlagstelle ein. Ohne jegliche Vorkenntnisse oder Hinweise auf Sicherheitsmaßnahmen mussten wir zu graben und haken beginnen, bis die Bombe oder das Lufttorpedo gefunden und freigelegt worden war. Wie leicht konnte es geschehen,

130 Vgl. Ebd., S. 199; Vgl. Garbe 2015, S. 152; Vgl. Krause 1990, S. 95.

131 Das Geilenberg-Programm war ein Notprogramm zur Wiederinstandsetzung der stark bombardierten und kriegswichtigen Mineralölunternehmen wie Rhenania-Ossag (Shell), Ebano (Esso), Julius Schindler und Jung-Öl eingesetzt, um die Treibstoffversorgung der Wehrmacht zu sichern. Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 28; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 199.

132 Vgl. Krause 1990, S. 95; Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 28; Kaienburg 1997a, S. 199.

133 Vgl. Garbe 2015, S. 133, 152 f.; Vgl. Krause 1990, S. 95; Vgl. Kersebrock 1946, zit. n. KZ-Gedenkstätte Neuengamme o.J., S. 6; Vgl. Kaienburg 1997a, 203.

134 Vgl. Ebd.

dass der suchende Spaten an die Zündung schlug, was [...] genügt hätte, um das Ding zum Explodieren zu bringen.“¹³⁵ Für die gefährliche Tätigkeit der Bombenräumung wurden zusätzliche Essensrationen ausgelobt, weswegen sich stets genügend Freiwillige fanden.¹³⁶ Der Fakt, dass sich aufgrund dieser ‚Belohnung‘ genügend Freiwillige fanden, lässt auf die Lebensbedrohlichkeit der Mangelernährung der Häftlinge schließen.

Der polnische Überlebende des Außenlagers in der Spaldingstraße Stanislaw Sterkowicz berichtet, wie die Gefangenen auf dem Weg zu ihren Einsatzorten oder auf dem Rückweg ins Lager jede mögliche Nahrungsquelle aßen: „Jedes Anhalten der Marschkolonnen in der Stadt gab den Häftlingen die Möglichkeit, in den Mülleimern zu wühlen. Wenn manchmal auf der Straße ein Auto einen Hund überfahren hatte, wurde sein zerquetschter Kadaver sofort von den ersten fünf Häftlingen in Stücke gerissen. Wenn jemand während des Marsches eine eroberte Rübe schälte, um sie zu essen, sammelte schon der hinter ihm Gehende die Schalen auf und aß sie.“¹³⁷

Zu den beliebten Arbeitskommandos im Lager Spaldingstraße gehörten das Kommando „Telegraphenamts“, bei dem die Häftlinge im Auftrag der Post Telefonkabelschächte enttrümmerten und zusätzlich eine warme Mahlzeit bekamen sowie das Kommando „Botanischer Garten“ (Planten und Bloomen), bei dem ebenfalls eine warme Mahlzeit ausgegeben wurde für relativ leichte Gartenarbeit.¹³⁸

Bis Februar 1945 zum Wechsel des Lagerführers¹³⁹ hatten die Häftlinge die Möglichkeit, sich beim morgendlichen Appell bestimmten Kommandoblocks zuzuordnen. Laut Zeitzeugenbericht von Manfred Zichmanis sollte den Häftlingen jede Selbstbestimmung genommen werden: „Es sollte den Gefangenen zur Unmöglichkeit gemacht werden, sich ein bestimmtes Kommando auszusuchen. Von dem Tage an, wo die neue Ordnung eingeführt wurde, begann ein unerbittlicher Kampf der Gefangenen untereinander um Plätzchen in bestimmten Kommandos. Es war ein Kampf um Leben und Tod! [...] Die stärksten und gewandtesten Häftlinge (waren) auf den Kommandos, wo es mittags etwas zu essen gab, die Alten, Schwachen und Gebrechlichen dort, wo es nichts als harte Arbeit gab.“¹⁴⁰

135 Zichmanis 1945/46, zit. n. Garbe 2015, S. 153.

136 Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 22.

137 Sterkowicz 1988, zit. n. Krause 1990, S. 95 f.

138 Vgl. Krause 1990, S. 95.

139 Unklar ist, ob Arnold Strippel oder SS-Oberscharführer Weber diese Änderung veranlassten.

140 Zichmanis 1945/46, zit. n. Buggeln 2009, S. 273 und zit. n. Beßmann et. al. 2019, S. 30.

Die Wege zu den Einsatzorten konnten für die Häftlinge eine erhebliche zusätzliche Belastung bedeuten, wenn weite Strecken zurückgelegt werden mussten, insbesondere da die meisten die Arbeitsstellen zu Fuß erreichten und entsprechend früh aufstehen mussten. Manche der Kommandos benutzten auch die Straßen- oder Eisenbahn und die ganz kleinen Kommandos wurden von Fahrern der Werke abgeholt und abends bis zum Lagereingang zurückgefahren.¹⁴¹

Laut Zichmanis konnten die Arbeitszeiten der verschiedenen Arbeitskommandos unterschiedlich sein. Waren Häftlinge eines Kommandos „zu früh“ im Lager zurück, weil sie mit dem täglichen Arbeitspensum fertig waren, wurden sie von dem „Lagerkommandanten“ am großen Lagertor der Spaldingstraße zurückgeschickt, um in naher Umgebung aus umliegenden Trümmern und Schutt Baumaterialien für Luftschutzbunker heranzuschaffen.¹⁴²

Die Doppelbelastung der Häftlinge des KZ Spaldingstraße durch körperlich schwere, teils lebensgefährliche Arbeit und dem ständigen Hunger trieb die Sterblichkeit rasant in die Höhe. Der dort internierte Häftlingsarzt schrieb: „Bei der Rückkehr der Kommandos müssen ein Häftlingsarzt und vier Häftlingspfleger im Hof bereitstehen, um die Toten in die Leichenkammer und die Kranken und Sterbenden ins Revier im sechsten Stock zu bringen.“¹⁴³

3.6 Gewaltformen und Sterblichkeit

In den Zeitzeugenberichten der ehemaligen KZ-Gefangenen des Außenlagers Spaldingstraße wird ein von Gewalt geprägter Alltag beschrieben. Der ehemalige polnische Häftling Stanislaw Sterkowicz wurde mit 21 Jahren verhaftet und kam im August 1944 in das Außenlager in der Spaldingstraße. Er beschreibt die morgendliche Routine im Außenlager: „Um 4:30 Uhr früh, manchmal noch eher, fing das Wecken an [...] Die Kapos und deren Helfer schrien: ‚Aufstehen, aufstehen gleich Appell! Betten bauen! Kaffee holen! Antreten zu fünft.‘ Sie liefen entlang der langen Bettenreihen und schlugen die unfolgsamen Häftlinge mit Gummiknüppeln.“¹⁴⁴ Der dänische Überlebende Salomen Ivar Hansen berichtet, dass die Abendappelle meist mehrere Stunden andauerten und die Insassen geradestehen mussten und sich nicht bewegen durften, was besonders für kranke und geschwächte Häftlinge eine Tortur war. Sie boten dem damaligen Stützpunktleiter und Lagerführer Wilhelm Weber eine Gelegenheit zur Ausübung körperlicher Gewalt. Für Hansen waren dessen täglich durchgeführten

¹⁴¹ Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 30; Vgl. Kaienburg 1997a, S. 194; Vgl. Zichmanis 1945/46, zit. n. KZ-Gedenkstätte Neuengamme o.J., S. 7.

¹⁴² Vgl. Ebd.

¹⁴³ Lohéac 1946, zit. n. Beßmann et. al. 2019, S. 30.

¹⁴⁴ Sterkowicz 1988, zit. n. Krause 1990, S. 94 f.

Misshandlungen, unterstützt durch zwei Kapos namens Hans und Paul, nicht in Worte zu fassen: „Diese drei Personen sind mir in Erinnerung geblieben, wie wilde Tiere, vollkommen roh und nicht im Besitz menschlicher Gefühle“.¹⁴⁵

Auch andere Zeugnisse, wie eine Zeichnung von Manfred Zichmanis Schwester, die sie nach seinen Erinnerungen anfertigte und die eine Prügelzene im Innenhof des Außenlagers zeigt, weisen körperliche Misshandlungen durch das Wachpersonal als zentrales Motiv auf.¹⁴⁶ Buggeln geht in seiner Studie über das Außenlagersystem des KZ-Neuengamme davon aus, dass physische Gewalt¹⁴⁷ als Todesursache der Häftlinge seit Kriegsbeginn abnahm und nur einen prozentual geringen Anteil der Todesfälle bedingt habe. Körperliche Gewalt und Misshandlung blieben ein unerlässlicher Bestandteil der Aufrechterhaltung der Herrschaft in den Konzentrationslagern und der Terrorisierung der Häftlinge. Die Mehrzahl der Häftlinge sei jedoch an den Folgen struktureller Gewalt in Form der schweren und gefährlichen Arbeiten und der Mangelernährung gestorben, die auch ihr Immunsystem schwächten und sie anfälliger für viele Krankheiten sowie einen beschleunigten Verlauf von Leber- oder Herzleiden machten. Das Perfide an der körperlichen Gewalt war, dass sie eine ständige Bedrohung für die Häftlinge darstellte und das Ausmaß der Gewaltausübung in keinem abschätzbaren Zusammenhang mit dem vermeintlichen Fehlverhalten stand.¹⁴⁸ Bezüglich der hohen Sterblichkeit in Außenlager Spaldingstraße konkludiert er: „Das Beispiel des Außenlagers Hamburg-Spaldingstraße zeigt, dass mitunter nur ein vergleichsweise geringes Maß an körperlicher Gewalt »notwendig« war, um ein tödliches Terrorregime aufrechtzuerhalten. Aus den wenigen Berichten aus dem Lager wird deutlich, dass vor allem der SS-Rapportführer Hans Fickers brutale körperliche Gewalt ausübte und Häftlinge bewusstlos schlug. Die Bewachungsmannschaft bestand ansonsten vor allem aus älteren Zöllnern und Wehrmachtssoldaten. Zugleich ließ sich für dieses Außenlager seit dem Dezember 1944 ein Massensterben feststellen, das auf ein Zusammenspiel aus Unterernährung, kaltem Wetter und schwerer Arbeit zurückzuführen war. Direkte körperliche Gewalt spielte bei den Todesfällen eine vergleichsweise geringe Rolle. [...] Die Aufgabe der Wachmänner bestand vor allem darin, die Flucht der Häftlinge zu verhindern und diese von der Besorgung von Nahrungsmitteln ab- und zur Arbeit anzuhalten“.

145 Vgl. Hansen 1946.

146 Siehe Anhang Abb. 1.

147 Für weiterführende Literatur zu den verschiedenen Gewaltformen im Neuengammer KZ-Außenlagersystem siehe Buggeln 2009, S. 335-385.

148 Vgl. Ebd., S. 200 ff., 384, 667.

4. Die Sichtbarkeit der Häftlinge in Hamburg

Vielmehr noch als beim Stammlager am Rand des Dorfes Neuengamme stellt sich bei den Außenlagern im Hamburger Stadtgebiet die Frage nach der Sichtbarkeit und Wahrnehmung der Häftlinge durch die umliegende Bevölkerung. Weite Teile der Hamburger Bevölkerung wussten nachweislich über die Existenz der Konzentrationslager Bescheid und hätten die schlechte gesundheitliche Verfassung der KZ-Häftlinge bemerken müssen. Einige Außenlager befanden sich neben Gebäuden, deren Bewohner Einblicke in das Gelände besaßen oder die Schreie der Gefangenen hören konnten. Teile der Hamburger Bevölkerung wurden sogar zur Bewachung der KZ-Häftlinge engagiert. Zollbeamte, Polizeireservisten, Wehrmachtssoldaten und teils Angestellte in Produktionsstätten und Behörden bewachten die Häftlinge im Lager, oder während sie ihre täglichen schweren Arbeiten verrichteten. Gerade ab der zweiten Hälfte des Krieges waren die Häftlinge bei ihren Einsätzen in Aufräum-, Bergungs- und Bombensuchkommandos im gesamten Stadtgebiet für die restliche Hamburger Bevölkerung an ihren Einsatzorten und ihrem Weg dorthin, den sie zu Fuß oder mit öffentlichen Verkehrsmitteln zurücklegten, deutlich sichtbar. Zuweilen kam es hierbei zu Kontakten mit Ausgebombten, welche die Häftlinge um Gefallen baten und sich mit Lebensmitteln bedankten. Die ungewohnte freundliche Behandlung blieb vielen Häftlingen in besonderer Erinnerung. Es war verboten, sie zu fotografieren, weshalb es nur sehr wenige Aufnahmen von ihnen gibt.¹⁴⁹

Die üblichen Reaktionen der meisten Hamburger:innen waren die einer durch die eigenen Leiderfahrungen in den letzten Kriegsjahren weitgehend abgestumpften Bevölkerung, die in den Berichten ehemaliger KZ-Häftlinge mit Wegsehen, Verachtung oder Gleichgültigkeit beschrieben werden. Die von den Nationalsozialisten propagierten Ideologien ließen sie glauben, die KZ-Häftlinge seien zu Recht inhaftierte Verbrecher und ‚Volksfeinde‘. Manche Hamburger:innen betrachteten die KZ-Häftlinge mit Mitleid, sprachen ihnen Mut zu und versuchten ihnen heimlich Lebensmittel zuzustecken.¹⁵⁰

Der französische Häftlingsarzt Paul Lohéac, der, bevor er ins Außenlager nach Hammerbrook kam, im Außenlager Fuhlsbüttel inhaftiert war, beschrieb, wie er die Interaktionen mit der Hamburger Bevölkerung wahrgenommen hat: „Die Deutschen konnten die schlechte Behandlung der Häftlinge nicht ignorieren. Das elende Erscheinungsbild, die fahlen Gesichter, der müde Gang verrieten deutlich das Leid der Sklaven-Truppe, die morgens und abends die Stadt durchquerte. Das

149 Vgl. Kaienburg 1998, S. 268 f.; Vgl. Garbe 2010, S. 133; Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 12, 20, 47 f.

150 Vgl. Garbe 2010, S. 133; Beßmann et. al. 2019, S. 48.

Mitleid, das Einzelne bei unserem Anblick empfanden, wog weder die feindliche Gleichgültigkeit der großen Mehrheit auf noch die boshafte Gesten der jugendlichen Fanatiker, die [...] Steine nach uns warfen.“¹⁵¹

5. Die Räumung des Außenlagers Spaldingstraße

Als im Frühjahr 1945 die Alliierten vor den Toren Hamburgs standen, wurden die Außenlager und das Stammlager des Neuengamme KZ-Komplexes geräumt. Hamburger Unternehmer übten Druck auf das Regime aus, die Häftlinge aus den Betrieben abzuführen, da sie Vergeltungsschläge der Alliierten und angesichts des Zustandes der KZ-Häftlinge fürchteten. So ordneten Polizeiführer Bassewitz-Behr und Gauleiter Karl Kaufmann ihren Abtransport aus Hamburg an und der Kommandant des KZ Neuengamme Max Pauly befahl, kranke Häftlinge, Juden und Jüdinnen nach Bergen-Belsen zu schicken. Als Bergen-Belsen ab der zweiten Aprilwoche, aufgrund seiner Befreiung durch britische Truppen kein mögliches ‚Auffanglager‘ mehr war, wurden die in Hamburg verbliebenen Häftlinge ins ‚Auffanglager‘ Wöbbelin oder Sandbostel transportiert. Die Insass:innen wurden in Güterwagons oder Lastwagen gepfercht oder zu Fuß auf sogenannte ‚Todesmärsche‘ geschickt. Viele der geschwächten Gefangenen starben oder wurden von den Wachen erschossen. Häftlinge, die die Gestapo und SS als besonders ‚gefährlich‘ erachteten wurden im Zuge der Lageräumungen ermordet.¹⁵² Ein erster Transport verließ das KZ-Außenlager Spaldingstraße am 13. oder 14. April 1945 und erreichte das Kriegsgefangenenlager „Stalag X B Sandbostel“ drei Tage später. Am 17. April verließen die letzten Häftlinge das Außenlager mit dem Zug und erreichten das ‚Auffanglager‘ in Sandbostel bei Bremervörde am Abend des Folgetages, dem 18. April 1945.¹⁵³

Nach Lohéac gab es viele Anzeichen für eine Evakuierung des Außenlagers. Die Engländer seien in der ersten Aprilwoche bereits bis in die Lüneburger Heide vorgerückt und ein Sieg der Deutschen schien aussichtslos. Das hatte auch Folgen für die St. Georgsburg. Laut seines Berichts wurden am 17. April 1945 alle gefähigen Häftlinge, darunter auch Kranke, wahrscheinlich nach Bergen-Belsen deportiert. Nach dem ersten Abtransport war das Krankenrevier bis zur Hälfte geleert, sodass noch etwa 300 kranke Insassen und einige französische Häftlingsärzte übrig blieben. Krankenpfleger seien bereits fortgeschafft worden. Des Weiteren war das Verbrennen von Dokumenten, darunter Lagerpapiere und Totenregister aus der Krankenabteilung, aus Sicht Lohéacs verdächtig und sprach für eine Vorbereitung, das Lager

151 Lohéac 1949, zit. n. Beßmann et. al. 2019, S. 33.

152 Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 50; Vgl. Garbe 2010, S. 115 ff., 126 f.; Vgl. Kaienburg 1998, S. 270.

153 Vgl. Hertz-Eichenrode 2000, S. 6, 58 f.; Vgl. Garbe 2010, S. 117.

aufzulösen. Die Häftlingsärzte hatten vorgehabt, die Familien der Opfer zu benachrichtigen, jedoch vernichtete die SS-Lagerführung mit diesem Zerstörungsakt beinahe alle schriftliche Beweise für die menschenverachtenden Verbrechen im Nebenlager Spaldingstraße. Während dieser ungewissen Zeit mussten die Häftlinge schlimmeren Hunger leiden, da die letzten Lebensmittel vom Rapportführer „Kurt Ficker“ [Hans Fiekers] an die Kapos verteilt wurden.¹⁵⁴ Fiekers schikanierte den erschöpften Lohéac häufig, da er Schwierigkeiten beim Laufen hatte. Die letzten Insassen im KZ Hammerbrook wurden aufgefordert ihre Sachen zu packen, nachdem zuvor eine Bombe knapp neben dem Lager explodierte und eine Mauer einstürzen ließ. Auf dem Hof wurden sie in einem überfüllten Lastwagen mit Kranken zur Abfahrtsstelle abtransportiert.¹⁵⁵

Nach Lohéac waren die erschöpften Häftlinge schockiert, als sie den Bahnhof erreichten und feststellten, dass auf den Schienen neben geschlossenen auch offene Waggons, normalerweise zum Viehtransport genutzt, für sie zur Deportation ins ‚Auffanglager‘ Sandbostel bereitstanden. In einem Wagen wurden etwa 30 Menschen untergebracht. Da sich das Gepäck der Männer aus dem Lager auch in den Zugwaggons befand, war es sehr eng, infolgedessen die meisten Kranken die Fahrt über sitzend verbringen mussten. Schlafen oder Ausruhen war aufgrund der unebenen Strecke nicht möglich, sodass die Gesichter der Gefangenen „leichenblass vor Erschöpfung“ waren, als sie Bremerförde am frühen Morgen des 18. Aprils 1945 erreichten.¹⁵⁶

Lohéac berichtet, wie die Häftlinge nach dem Aussteigen in Reihen aufgestellt zwei Stunden am Gleis warten mussten. Viele unter ihnen mussten nach der entstandenen Wartezeit zu Fuß in das 11 km entfernte Lager Sandbostel laufen. Darunter seien auch viele Kranke gewesen, die schon viele Stunden gestanden haben. Für die Schwerkranken hätte sich aus Zufall ein Fahrzeug zum Transport gefunden und anschließend wurde Schwarzbrot verteilt. Dieses war jedoch so hart, dass es ohne Wasser nicht geschluckt werden konnte. Am Abend brachte eine „Feldbahn“ die restlichen KZ-Gefangenen aus dem Außenlager Spaldingstraße nach Sandbostel, darunter auch Lohéac, welcher zu diesem Zeitpunkt hohes Fieber hatte. Dieser äußert sich zu der Fahrt ins Kriegsgefangenenlager folgendermaßen: „Ich denke mit Entsetzen an die 11km im offenen Wagen in der eiskalten Nacht und ich frage mich, wie ich von einer zusätzlichen Lungenentzündung verschont blieb“.¹⁵⁷

154 Vgl. Lohéac 1949, S. 240 ff.

155 Vgl. Ebd., S. 241.

156 Vgl. Ebd., S. 246.

157 Ebd., S. 247.

In Sandbostel blieben die Gefangenen ohne jede Versorgung sich selbst überlassen, weshalb auch dort weitere tausende Menschen an Krankheiten, Hunger und den Folgeerscheinungen der KZ-Haft starben. Sie galten als Displaced Persons und warteten in den Lagern auf ihre Heimkehr. Oft waren inhaftierte Juden sowie Sint:izze und Rom:nja die letzten Überlebenden ihrer Familien, weshalb es wenig bis gar keine Möglichkeiten einer Rückkehr für sie gab. Sie entschieden sich daher nicht selten für die Auswanderung, um einen Neuanfang fernab der schrecklichen Erfahrungen zu beginnen. Verschleppten osteuropäischen Menschen drohten bei ihrer Heimkehr sehr oft Repressionen, so mussten Rückkehrende der Sowjetunion erst beweisen, dass sie nicht mit den Nationalsozialist:innen kooperiert hatten.¹⁵⁸

Victor Baeyens, der Krankenpfleger des KZ-Außenlagers in der Spaldingstraße, wurde nach seiner Befreiung ebenfalls in das sogenannte ‚Auffanglager‘ in Sandbostel gebracht. Zu dieser Zeit war er schwer an Typhus erkrankt und erlebte seine Befreiung im Fieberwahn. Am 1. Juni 1945 konnte er zurück zu seiner Familie nach Gent reisen. Er berichtete: „Ich habe immer gesagt, dass ich bei meiner Rückkehr meine Mutter in die Luft werfen würde. Nun jedoch liege ich weinend an ihrer Schulter. Ich bin trunken vor Rührung“.¹⁵⁹

6. Das KZ-Außenlager in der Erinnerungspolitik

Erst Mitte der 1980er Jahre wurde damit begonnen, die Geschichte des Außenlagers in der Spaldingstraße aufzuarbeiten. Eine Schulklasse des nahegelegenen Gymnasiums Klosterschule stellten mit ihrer Lehrerin Barbara Brix eigene Nachforschungen an. Sie kontaktierten ehemalige Häftlinge und veröffentlichten mit Unterstützung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme 1986 eine Broschüre. Diese informiert über die Gräueltaten in der St. Georgsburg und ist gleichzeitig ein Zeichen gegen das Vergessen. Zudem setzten sie sich für die Anbringung einer Gedenktafel ein. Die Bemühungen blieben vorerst erfolglos.¹⁶⁰

So ließ das langgestreckte Gebäude in der Spaldingstraße 152-162 im Stadtteil Hammerbrook in den 1990er Jahren nach Krause nicht die Vermutung zu, dass sich hier von Oktober 1944 bis April 1945 ein Außenlager von Neuengamme mit einer durchschnittlichen Belegungstärke von 2000 Häftlingen befunden hat, von denen mindestens 800 starben. In dem siebenstöckigen Gebäudekomplex befanden sich zu diesem Zeitpunkt ein Motorradgeschäft, eine private Weiterbildungsschule sowie zahlreiche Büros, die keinen Hinweis über die Geschichte des Ortes während des Nationalsozialismus gaben.¹⁶¹

158 Vgl. Beßmann et. al. 2019, S. 50 f.

159 Baeyens o.J., zit. n. Beßmann et. al. 2019, S. 51.

160 Vgl. Gedenktafeln 2012; Vgl. Brix 2007; Vgl. Repplinger 2009.

161 Vgl. Krause 1990, S. 93.

Erst 54 Jahre nach Kriegsende wurde eine zweisprachige Gedenktafel am Gebäude befestigt. Drei Wochen nach der Anbringung wurde die Gedenktafel aus Imagegründen von der „Immobilien Verwertungsgesellschaft (IVG)“ in den öffentlich unzugänglichen Hinterhof verbannt. Das Umhängen der Gedenktafel führte zu Protesten und nach diversen Berichterstattungen der taz, Hamburger Morgenpost und des Hamburger Abendblatts mit Schlagzeilen, wie z. B. „Durchs Gedenken gestört“ oder „Gedenktafeln wieder umgehängt“, ließen die Mieter und Eigentümer die Gedenktafeln im November 2009 wieder an der Häuserfassade des vorderen Gebäudekomplexes anbringen. Seit 2012 die A&O Hostels und Hotels mit 2000 Betten Gebäudeeigentümer sind, wird der Öffentlichkeit die Geschichte des Außenlagers in Hammerbrook mithilfe einer Gedenkstätte in Form einer Ausstellung zugänglich gemacht. Diese besteht aus zwei Informationstafeln, welche über die Gebäudegeschichte, aber insbesondere über das Leid im ehemaligen KZ-Außenlager aufklären, und an die Überlebenden und 800 Toten erinnern.¹⁶²

¹⁶² Vgl. Gedenktafel 2012.

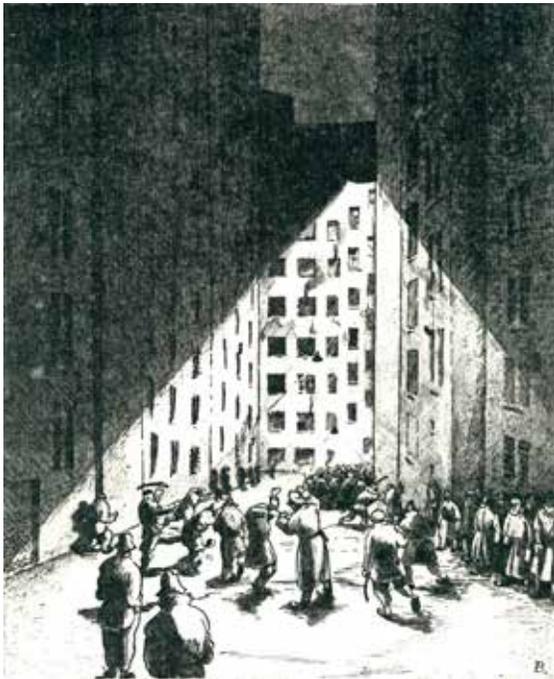


Abb. 1: „Prügelszene im Hof des Außenlagers in der Spaldingstraße“, Zeichnung von Manfred Zichmanis Schwester nach seiner Erinnerung nicht datiert“, Bildarchiv KZ-Gedenkstätte Neuengamme HB 1163.



Abb. 2.: Zdislaw Sokol: „Hinterhaus des ehemaligen
Kontor- und Lagerhauses Spaldingstraße 156-158“,
Nachkriegsaufnahme, Bildarchiv KZ-Gedenkstätte
Neuengamme F1995-2750.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Bauche, Ulrich/ Brüdigam, Heinz/ Eiber, Ludwig et. al. (Hg.): Arbeit und Vernichtung. Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Katalog zur Ausstellung im Dokumentenhaus der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, 2., überarbeitete Auflage. Hamburg 1991.

Benz, Wolfgang/ Distel, Barbara (Hg.): Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bd. 5: Hinzert, Auschwitz, Neuengamme. München 2007.

Beßmann, Alyn/ Billerbeck, Hanno/ Garbe, Detlef et. al. (Hg.): Eine Stadt und ihr KZ. Häftlinge des KZ Neuengamme im Hamburger Kriegsalltag 1943-1945. Katalog zur Ausstellung. Hamburg 2019.

Brix, Barbara: Lager Spaldingstrasse. Ein unbekanntes KZ mitten in Hamburg. 2007. URL: <https://www.spiegel.de/geschichte/lager-spaldingstrasse-a-947847.html> (Stand 12.10.2021).

Brix, Barbara et. al.: Spaldingstrasse. Das vergessene Konzentrationslager mitten in Hamburg. Gymnasium Klosterschule (Hg.), Hamburg 1986.

Buggeln, Marc: Sklavenarbeit und Gewalt. Die KZ-Außenlager. In: S:I.M.O.N. - Shoah: Intervention. Methods. Documentation. Vol. 1. (2014), No. 1, S. 167-184. URL: https://simon-previous-issues.wvi.ac.at/images/Documents/SWL_Reader/2014-1/2014-1_SWL_Buggeln/SWL-Reader-Buggeln.pdf (Stand 8.10.2021).

Buggeln, Marc: Unterschiedliche Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Außenlagern des KZ-Neuengamme unter Wehrmachts- und SS-Bewachung?: Klärungsansätze auf der Basis quantitativer und qualitativer Daten. In: KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg., Redaktion: Diercks, Herbert): Wehrmacht und Konzentrationslager (= Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland Bd. 13). Bremen 2012, S. 40-51.

Buggeln, Marc: Tödliche Produktion. Sterblichkeitsraten und Überlebenschancen in den Außenlagern des KZ Neuengamme. In: Wrochem, Oliver von/ Jockheck, Lars (Hg.): Das KZ Neuengamme und seine Außenlager. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerung, Bildung. Berlin 2010, S. 15-26.

Buggeln, Marc: Arbeit & Gewalt. Das Außenlagersystem des KZ Neuengamme. Göttingen 2009.

Gedenktafel am ehemaligen KZ-Außenlager Spaldingstraße, im a&o Hostel Spaldingstraße 152-162, Hamburg 2012. URL: <https://gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/zeige/kz-aussenlager-spaldingstrasse-st-georgsburg> (Stand 12.10.2021).

Ellger, Hans: Weibliche Häftlinge in den Außenlagern des KZ-Neuengamme. In: Wrochem, Oliver von/ Jockheck, Lars (Hg.): Das KZ Neuengamme und seine Außenlager. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerung, Bildung. Berlin 2010, S. 27-48.

Garbe, Detlef: Doppelt betroffene Opfer der NS-Verfolgung und der „Operation Gomorrha“: Der Einsatz von KZ-Häftlingen bei den Bergungs- und Aufräumungsarbeiten. In: ders. (Hg.): Neuengamme im System der Konzentrationslager: Studien zur Ereignis- und Rezeptionsgeschichte (= Neuengammer Kolloquien Bd. 5). Berlin 2015, S. 137-157.

Garbe, Detlef (Hg., im Auftr. der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Redaktion: Eckel, Christine): Konzentrationslager Neuengamme: Geschichte - Nachgeschichte - Erinnerung. Katalog der Ausstellungen. Band I: Hauptausstellung. Band II: Ergänzungsausstellungen. Bremen 2014a.

Garbe, Detlef (Hg., im Auftr. der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Redaktion: Eckel, Christine): Konzentrationslager Neuengamme: Geschichte - Nachgeschichte - Erinnerung. Katalog der Ausstellungen. Band II: Ergänzungsausstellungen. Bremen 2014b.

Garbe, Detlef: Die Räumung der Konzentrationslager in Norddeutschland und die deutsche Gesellschaft bei Kriegsende. In: Wrochem, Oliver von/ Jockheck, Lars (Hg.): Das KZ Neuengamme und seine Außenlager. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerung, Bildung (= Neuengammer Kolloquien, Bd. 1). Berlin 2010, S. 111-135.

Garbe, Detlef: Die Außenlager des KZ-Neuengamme - ein Überblick. In: Arbeitsgemeinschaft Neuengamme e.V. (Hg., Redaktion: Höhler, Hans Joachim): „Euer Leiden, Euer Kampf und Euer Tod sollen nicht vergebens sein!“. Gedenkstätten für die Opfer des KZ Neuengamme und seiner Außenlager. Hamburg 2000, S. 12-17.

Groschek, Iris/ Vagt, Kristina: »... dass du weisst, was hier passiert ist«. Medizinische Experimente im KZ Neuengamme und die Morde am Bullenhuser Damm. Bremen 2012.

Hahmann, Ernst-Ulrich: Vernichtung durch Arbeit. Die Außenkommandos des Konzentrationslagers Buchenwald und der Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern im Kali-Werra-Revier. Bd. 1, Norderstedt 2019.

Hertz-Eichenrode, Katharina: Ein KZ wird geräumt - Häftlinge zwischen Vernichtung und Befreiung. Die Auflösung des KZ Neuengamme und seiner Außenlager durch die SS im Frühjahr 1945, Bd. 2. Bremen 2000.

Kaienburg, Hermann: Funktionswandel des KZ-Kosmos? Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. In: Herbert, Ulrich/ Orth, Karin/ Dieckmann, Christoph (Hg.): Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur. Bd. 1. Göttingen 1998, S. 259-284.

Kaienburg, Hermann: Das Konzentrationslager Neuengamme 1938-1945. Bonn 1997a.

Kaienburg, Hermann: Die britischen Militärgerichtsprozesse zu den Verbrechen im Konzentrationslager Neuengamme. In: KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.; Reaktion: Buck, Kurt et al.): Die frühen Nachkriegsprozesse (= Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 3). Bremen 1997b, S. 56-64.

Kaienburg, Hermann: „Vernichtung durch Arbeit“. Der Fall Neuengamme: Die Wirtschaftsbemühungen der SS und ihre Auswirkungen auf die Existenzbedingungen der KZ-Gefangenen. Bonn 1990.

Krause, Thomas: St. Georgsburg. Das KZ Spaldingstraße. In: Michael Joho (Hg.): „Kein Ort für anständige Leute“: St. Georg und Gegenwart eines I(i)ebenswerten Stadtteils. Hamburg 1990, S. 93-99.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg.): Verflechtungen. Koloniales und rassistisches Denken und Handeln im Nationalsozialismus: Voraussetzungen, Funktionen, Folgen. Materialien für die Bildungsarbeit (= Neuengammer Studienhefte 5). Hamburg 2018.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg., Redaktion: Schawe, Karin): Die KZ-Gedenkstätte Neuengamme - Ein Überblick über die Geschichte des Ortes und die Arbeit der Gedenkstätte. Hamburg 2010.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Hg., Redaktion: Garbe, Detlef/ Stiller, Wolfgang): Zeitspuren. Die Ausstellungen - Deutsch/English/Français. Bremen 2005.

KZ-Gedenkstätte Neuengamme: AsNg - Themenmappe Hamburg-Hammerbrook (Spaldingstraße). Hamburg o.J. URL: media.offenes-archiv.de/ha6_1_6_thm_2040.pdf (Stand 11.10.2021).

Müller, Jörg Peter: Das Konzentrationslager Neuengamme und die Stadt Hamburg. Materialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit. Hamburg 2020.

Okpara-Hofmann, Julia: Schwarze Häftlinge und Kriegshäftlinge in deutschen Konzentrationslagern. 2004. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/afrikanische-diaspora/59432/konzentrationslager?p=all> (Stand 1.10.2021).

Repplinger, Roger: Ein KZ mitten in Hamburg. Hamburg 2009. URL: <https://taz.de/!5153618/> (Stand 12.10.2021).

Schemmel, Marc: Zwischen Kooperation und Widerstand. Handlungsspielräume von Funktionshäftlingen im KZ Neuengamme. In: Wrochem, Oliver von/ Jockheck, Lars (Hg.): Das KZ Neuengamme und seine Außenlager. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerung, Bildung. Berlin 2010, S. 49-68.

Schemmel, Marc: Funktionshäftlinge im KZ Neuengamme. Zwischen Kooperation und Wi-

derstand. Saarbrücken 2007.

Wachsmann, Nikolaus: KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Bonn 2016.

Primärquellen/Zeitzeug:innenberichte:

Baeyens, Victor: In de Schaduw van de Galg. Gent o. J. (mschr.).

Hansen, Salomen Ivar.: Häftlingsbericht für Commanding Officer War Crimes investigation Unit. Aarhus 3. September 1946, Dokumentationshaus Neuengamme.

Kersenbrock, Emil: Bericht aus dem Jahre 1946, in: BArch Berlin, SAPMO, BY 5, V 279/66.

Lohéac, Paul: Un médecin français en déportation: Neuengamme et kommandos. Paris 1949.

Sterkowicz, Stanislaw: Zapomniany oboz koncentracyjny w centrum Hamburga. In: Przegląd Lekarski 1988, 45 Nr.1.

Sterkowicz, Stanislaw: Brief an Detlef Garbe, Włocławek 28. Februar 1987, Archiv Dokumentenhaus Neuengamme, Bestand Ng. 2.6/ 1004.

Zichmanis, Manfred: Tatsachenbericht, 1945/46, Archiv Dokumentenhaus Neuengamme, Bestand Ng. 2.6/1163.



Der gefühlte Zweiter Weltkrieg. Historisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf sinnliche und emotionale Kindheitserfahrungen in Hamburg während des Nationalsozialismus

1. Einleitung: Sinne und Emotionen aus historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektive

„Für mich als Kind (...) hab ich (...) die Zeit also bis auf Kleinig-Einzelheiten war das für mich Abenteuer (Schulterzucken). (...) Kindheit und nachher - nach'm Kriech (...) war alles Abenteuer. (Pause) Auch (...) was nach'm Kriech dann die wie's so Hungersnöte und so gab nech. Da wurden wir ja nie, wurden wir nie von betroffen (Pause). Nech, das war auch vielleicht auch Glück, dass mein Bruder das Alter hatte be-sorgen konnte, mein Onkel fuhr'n Fischdampfer, da hatte man viel (unverst.), mein Vater war Elektriker, Fernmeldemonteur (...). Na und da-durch hat man dann (Pause) was soll ich sagen. Dann besser leben könn.“¹

In dieser Interviewpassage rekonstruiert unser Gesprächspartner Herr Schmidt (ca. 80 Jahre) konkrete emotionale Dimensionen von Kindheitserinnerungen und Kriegswahrnehmungen. In diesem Zitat wird deutlich, wie er das Kriegsgeschehen und seine Folgen, wie beispielsweise Hungersnöte, in seiner Kindheit in Hamburg als ein Abenteuer empfindet und dass er sich vielleicht weniger an Ängste erinnert, wie anfangs vielleicht vermutet. Diese Deutung steht konträr zu prominenten Erzählungen von Krieg und stellt einen Bruch mit den üblichen Erwartungen dar, über Kriegserfahrungen nachzudenken und zu sprechen. Wir möchten dieses Irritationsmoment produktiv nutzen, um auf unsere Analyseperspektiven ‚Emotionen‘, ‚Sinne‘ und ‚Affekte‘, aufmerksam zu machen. Damit umgehen wir Pauschalisierungen und die Verkürzung von Wahrnehmungen auf einzelne Gefühlslagen, erörtern ein Spektrum und daher ein differenziertes und historisiertes Bild eines Gefühlslebens in den 1940er Jahren. Wir werden aufzeigen, wie der Zweite Weltkrieg und die Zeit des Nationalsozialismus durch Momente der Freude, Trauer und Leid, Wut, Angst und Hass, Nähe und Zuneigung, Ablehnung und Sehnsucht geprägt ist und spezifische

¹ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 4, ca. 36:30 - 37:55 Min. Die Transkriptionen wurden nur rudimentär geglättet.

sinnliche Bedeutungszuschreibungen erhalten, die auch noch nach Jahrzehnten im Nachdenken und Sprechen wirksam werden. Der folgende Beitrag analysiert ausgewählte historische Tonaufnahmen mit Hilfe historisch-kulturwissenschaftlicher Perspektiven. Dabei fokussieren wir uns auf Sinneswahrnehmungen und ihre Auswirkungen auf das subjektive Erinnern und Sprechen über Kriegserfahrungen. Wir greifen insbesondere ihre emotionalen Dimensionen auf. Das Ziel unserer Auseinandersetzung ist es, nachzuzeichnen, wie ein Alltagsakteur die sinnlichen Erfahrungen aus seiner Kindheit während des Zweiten Weltkriegs in der Gegenwart rekonstruiert, bewertet und hierarchisiert. So wird die lebensgeschichtliche Mikroperspektive in der Einzelbiographie analysierbar. Durch diese spezifische Sichtweise betonen wir die Bedeutsamkeit von sinnlichen Eindrücken und Emotionen in Kriegsalltagen.

Wir argumentieren, dass historische und gegenwärtige Kriegserfahrungen über die Analyse von Sinnen greifbar werden und uns Rückschlüsse über die Bedingungen, Funktionen und Auswirkungen von Kriegen geben können. Sinnliche Erfahrungen können demnach als aufschlussreiche Analyseperspektiven für eine Alltagskulturforchung fungieren und gleichzeitig die Wissensproduktion von Forschenden beeinflussen.² Dies ist besonders für sensible und hochemotionale Forschungsfelder, wie beispielsweise im Kontext des Gewaltregimes im Nationalsozialismus, relevant. Für unsere Analyse ist es wichtig hervorzuheben, dass Emotionen, Gefühlslagen und Sinneseindrücke, welche menschliche Alltage und Lebenswelten prägen, keineswegs universell oder ahistorisch, sondern Ergebnis von individueller Deutungsarbeit und kollektiven Konstruktionsprozessen sind.³

Zudem erörtern wir Potenziale, Herausforderungen und Grenzen unserer spezifischen Perspektive in dem Forschungsbereich Oral History und in dem Forschen mit der Quellengattung 'Tonaufnahme'. Dadurch kann dieser für weitere Feinstudien anschlussfähig gemacht werden.

2 Gegenwärtige häufig als alternativ eingeordnete Theorieprogramme reflektieren vor diesem Hintergrund die eigene Körperlichkeit und den Einfluss der eigenen sinnlichen Wahrnehmung in die empirische Datenerhebung, -auswertung und -verschriftlichung (z.B. sehen, hören, fühlen, schmecken, riechen) vgl. Classen 1993, Becker 2017, Braun et al. 2017. Damit wird auf die Situiertheit des eigenen Wissens hingewiesen, welches das Erkenntnisinteresse leitet vgl. Haraway 1995.

3 Vgl. Während die Emotions- und Affektforschung vor allem seit dem Ende der 1980er Jahre eine Vielzahl an Fallstudien und Mikrogeschichten produzierte, fallen kulturanalytische Arbeiten im Bereich der Sensorischen Anthropologie erheblich geringer aus. Dies liegt vermutlich an dem häufig formulierten Vorwurf von Forscher:innen außerhalb der Kulturwissenschaften einer fehlenden wissenschaftlichen Objektivität, Repräsentativität, Validität und eine Kritik an der in ihren Augen zu radikalen Auto-Ethnographie. Innerhalb der Disziplin der Empirischen Kulturwissenschaft gewinnen diese eher experimentellen und körperlich-ästhetischen Formen akademischer Wissensproduktion jedoch zunehmend an Bedeutung, gerade auch in Diskussionen über eurozentrische Formen der Wissensproduktion. vgl. Stoller 1989, Chakalalal 2014, Pink 2015.

In unserer Arbeit orientieren wir uns darüber hinaus an der Erzählforschung und der Narrationsanalyse.⁴ Außerdem bedienen wir uns Perspektiven der Sensorischen Anthropologie und der Ethnographie von Emotionen. Abstrakte Begriffe wie 'Nationalsozialismus' oder 'das nationalsozialistische Regime' werden von uns aufgegriffen und mit konkreten biografischen Alltags-, Gewalt- und Unrechtserfahrungen des Akteurs in Beziehung gesetzt. Die historische Mikroanalyse entwirft also ein differenziertes und historisiertes Bild von Kindheits-erinnerungen während des Zweiten Weltkriegs in Hamburg-Hammerbrook unter einer nationalsozialistischen Herrschaft.

Als Grundlage unserer Analyse dienen mehrere narrative Interviews in Form von Ton- und Videoaufnahmen, in denen Herr Hans Schmidt (*Synonym), Jahrgang 1936 und wohnhaft im Münzviertel im heutigen Hamburg-Hammerbrook, für uns exemplarisch als ein männlich sozialisierter Zeitzeuge steht und für ein lokales biographisches Erfahrungswissen während des Nationalsozialismus fungiert.⁵ Er spricht über seinen Lebenslauf und den historischen Alltag seiner Kindheit. Die Gespräche mit dem Zeitzeugen wurden in den Jahren 2019 und 2020 durchgeführt, jedoch nicht von uns persönlich. Das Material wurde uns dankenswerterweise von dem Hammerbrook-Projektteam zur Verfügung gestellt. Daher müssen unsere Aussagen kritisch und auf ihre Begrenzungen hin reflektiert werden. Wir können keinerlei Informationen über die "face-to-face"-Interaktion mit dem Gesprächspartner selbst, die Gesprächsatmosphäre in seinem Wohnzimmer oder während des bewegten Interviews bei einem Stadtteilrundgang, die informellen Vor- und Nachgespräche noch über etwaige nonverbale Zeichen abseits der Videoaufnahmen geben. Betonen möchten wir an dieser Stelle, dass unser Material, wie oben erwähnt, die Erinnerungen eines männlich sozialisierten Akteurs widerspiegelt. Um ein differenziertes Bild von historischen Alltagsrekonstruieren zu können, ist es notwendig, weitere, bisher unterrepräsentierte und unsichtbar gebliebene Erfahrungen darzustellen - vor allem jene von FLINTA*-Personen, nicht-deutschen und nicht-weißen Personen. Damit möchten wir einer Multiperspektivität von Geschichte gerecht werden.

Wie Herr Schmidt zu Beginn des Interviews mitteilt, wurde er 1936 in der ehemaligen Kinderklinik Finkenau geboren und wohnte mit seinen sozialdemokratisch eingestellten Eltern, einem jüngeren und einem älteren Bruder im Münzviertel. Zusammen mit seiner Mutter und einem Bruder verbrachte er aufgrund der verheerenden Folgen der Angriffe von der amerikanischen und britischen Luftwaffe im Sommer 1943, auch unter 'Operation Gomorrha' bekannt, erst einen

4 Vgl. Watson et al. 1985, Keppler 1999, Kraimer 2000, Klein/ Martinez 2009, Hessenberger 2016, Wudrak 2018.

5 Vgl. Alheit/Hoerning 1989, Hermann 1999, Griese 2010, Herzberg/Alheit 2011; für einen Überblick zu Männlichkeitskonstruktionen vgl. Dietrich/ Heise 2013.

Monat in Lüneburg und anschließend über ein Jahr in einem Dorf in Bayern. Die erste Klasse besuchte er in Bayern, ehe die Familie zurück nach Hamburg zog. Dort wurde er später Teil der Jungenschule in der Rosenallee, einer Schule in der Norderstraße und schließlich jener am Bullenhuser Damm. 1952 wurde er dort als Volksschüler entlassen, absolvierte eine Ausbildung im Bereich der Schiff- und Segelfahrt, arbeitete anschließend in verschiedenen Betrieben im und um den Hafen und gründete mit seiner Frau eine Familie in Hamburg.⁶

Wir nehmen vor allem jene Erzählungen von Herrn Schmidt in den Blick, in denen Konzepte von Kindheit durch die Artikulation von Erinnerungen und Alltagswahrnehmungen geäußert und mit spezifischen Zeiten, Orten, sozialen Beziehungen, Sinnen und Emotionen verbunden werden. Uns interessieren aber auch die Modi, in denen er diese Erzählungen artikuliert, strukturiert und in der Aufnahmesituation des narrativen Interviews darstellt, zum Beispiel durch bestimmte Erzählstrategien und Leitlinien des Erzählens.⁷

Unser Erkenntnisinteresse wird durch folgende Fragen gerahmt:

- Wie wird Kindheit während des Nationalsozialismus im Zweiten Weltkrieg biographisch rekonstruiert und erzählt? Welcher Leitlinien des Erzählens bedienen sich die Erzählungen?
- Welche Rollen nehmen individuelle und kollektive Emotionen, Gefühlslagen und sinnliche Eindrücke im Nachdenken und Sprechen über Kindheitserinnerungen ein?
- Wie stellen diese Alltäglichkeit und Außeralltäglichkeit her?

Wir konzentrieren uns auf Repräsentationsformen des Riechens, Schmeckens, Sehens, Hörens und des Tastens während des Zweiten Weltkriegs, die Herrn Schmidt nachhaltig geprägt haben und die er in seinen Erzählungen ausdrückt. Die Sinneseindrücke und ihre Bewertungen stehen teilweise konträr zueinander und sollten in einer kulturwissenschaftlichen Betrachtung nicht rein psychologisch interpretiert werden, wie es in medizinischen und pathologischen Diskursen um ein Nachkriegsleben häufig der Fall ist. Es ist wichtig anzumerken, dass diese fünf Sinne nicht ahistorisch oder natürlich, sondern naturwissenschaftlich begründet, in Gesundheitsbereichen institutionalisiert und sozial und kulturell kodiert sind.⁸ Wir nutzen sie als Interpretationsfolien, deren Grenzen viel mehr fluid als trennscharf abzugrenzen sind, wie sie im Alltagswissen auf den ersten Blick vielleicht scheinen.

⁶ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 1 und Teil 4, ca. 04:50 – 13:00 Min.

⁷ Vgl. Felden et al. 2008, Kauppert 2010, Lehmann et al. 2013.

⁸ Vgl. Barth 1989, Bömer/ Fahrenheit/ Rist 1995, Frings/ Müller 2014.

In unserer Analyse ist erkennbar, wie Herr Schmidt narrative Schwerpunkte auf den Verzehr von Speisen und Getränken, wie beispielsweise Vanillepudding, Pfefferminztee, Kochkäse oder Kaugummi, legt. Diese nehmen in den Erzählungen und im Spektrum sinnlicher Äußerungen ein dominantes sinnstiftendes Motiv ein. Im Nachhinein stehen sie für Schlüsselmomente während des Kriegs, sind charakteristisch für spezifische soziale Beziehungen oder politische Kontexte. Die Rekonstruktion dieser Erfahrungen auf der Mikroebene zeichnet daher historische Alltage nach und erlaubt uns, Dimensionen einer Mikrogeschichte aus der Sicht des spezifischen Akteurs und seiner (historischen) Lebenswelt in Hamburg, seine Familienkonstellationen und seine (nachträglichen) Deutungen der 1940er Jahren darzustellen. Durch die Fragen danach, wie die eigene Kindheit im Zweiten Weltkrieg wahrgenommen wurde und in der Gegenwart erzählt wird, umgehen wir Verkürzungen und Reduktionen von sinnlichen Eindrücken als rein körperlich-mentale Prozesse.

Des Weiteren werden wir seine subjektive Wahrnehmung unter anderem von Liedern und 'weiblichem Geschrei', von Uniformen, räumlichen Arrangements im Luftschutzbunker, von Abenteuerlust, (fehlender) Angst und vom Fühlen von Laub vorstellen. Nachdem wir den Forschungsstand einer Historischen Emotions- und Erzählforschung sowie der Sensorischen Anthropologie skizziert haben, um Forschungslücken zu identifizieren, stellen wir unser kulturwissenschaftliches Forschungsdesign vor, um im Anschluss spezifische Dimensionen emotionaler Erfahrungen von Kindheit während des Zweiten Weltkriegs und akteursspezifische Erzähl-, Deutungs- und Positionierungsstrategien zu diskutieren. So ziehen wir Verbindungen zwischen einer Biographieforschung und dem Verfahren einer Kulturanalyse.⁹

Zunächst ordnen wir unser Projekt in den kulturwissenschaftlichen Forschungsstand zu Sinnen und Emotionen während des Zweiten Weltkriegs ein, um eine Leerstelle in der historisch-kulturwissenschaftlichen Forschung zu identifizieren. Darauf folgen unsere methodische Herangehensweise, die Auswertung eines biographischen narrativen Interviews, die kritische Reflexion der Analyse und unsere Position als Forschende.

Im Zentrum unserer Arbeit stehen die konkreten Kindheitserinnerungen eines in Hamburg aufgewachsenen männlich-gelesenen Akteurs und seine sinnlichen und emotionalen Zuschreibungen. Darüber hinaus arbeiten wir seine spezifischen Narrationsformen heraus. In einem

⁹ Vgl. Bohnsack/ Marotzki 1998, Lindner 2003; für weitere Informationen zu "Mikro-Geschichte" und die Erforschung historischer Alltage vgl. Ginzburg 1994, Lange 2002, Tanner 2012.

abschließenden Fazit stellen wir die prägnanten Analyseergebnisse zusammenfassend dar und stellen Rückbezüge zu unseren Forschungsfragen her. Im Ausblick reißen wir Potenziale für zukünftige Anschlussstudien an.

2. Wie können wir Sinne und Emotionen während des Zweiten Weltkriegs kulturwissenschaftlich erforschen?

Historisch-kulturwissenschaftliche Ansätze untersuchen die Geschichte(n) von Emotionen, Gefühlen und Affekten¹⁰ und ihre Verflechtungen mit politischen Institutionen¹¹, die auch im Kontext des Nationalsozialismus oder in gegenwärtigen (inter)nationalen Gesellschaftsanalysen eines zunehmenden Rechtspopulismus und der Mobilisierung rechter Gewalt eine bedeutsame Analyseperspektive darstellen. In kulturwissenschaftlichen Forschungsfeldern werden grundsätzlich zwei Arbeitsweisen unterschieden: Das Forschen *mit* und das Forschen über Emotionen, Affekte und Sinne.¹² In unserer Analyse fokussieren wir uns auf Letzteres. Im Zentrum unseres Beitrags stehen individuelle Kriegsalltage. Dabei klammern wir kollektive Emotionen und Affektregime als Machtinstrumente zur Steuerung politischer Prozesse oder als Strategien im Wahlkampf, beispielsweise in der Propaganda, aus.

Innerhalb des Forschens über Emotionen, Affekte und Sinne reflektieren wir unseren Blick auf diese und fragen nach ihren Einbettungen in historische Alltage und Herrn Schmidts biographische Mikrogeschichte. Des Weiteren analysieren wir die Strukturen seiner Erzählweise. Darüber hinaus fragen wir nach der Alltäglichkeit und Außeralltäglichkeit des Sprechens über Krieg.¹³ Die Praxis des 'Über-die-eigene-Kindheit-im-Weltkrieg-Sprechens' lässt daher Rückschlüsse über die Konstruktion von und die Umgangsweisen mit Emotionen in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu. Diese könnten mit einer kulturwissenschaftlichen Lesart als historische Emotionspraktiken gedeutet werden.¹⁴ Wie historische Emotionspraktiken in sozialen Wirklichkeiten wirksam werden können, wird nachfolgend an Herrn Schmidts Biografie verständlich gemacht und erläutert.

10 Für einen Überblick vgl. Febvre 1977, Bendelow 1998, Benthien et al. 2000, Rosenwein 2002, Schützeichel 2006, Frevert 2011 a/b/c 2009, 2012, 2013, 2014 2020; 2000; Plamper 2012, Gammerl 2012, Burkett 2014.

11 Vgl. Aschmann 2005, Shoshan 2014, Nussbaum 2014.

12 Vgl. Lutz 1986, 1988, Lutz/ White 1986, Reddy 1997, Harding/ Pribram 2009, Beitz/ Schneider 2016.

13 Vgl. Ehrlich 1980, Gieschler 1999, Seitz 2004, Seifert 2009, Spieß/ Tophinke 2018; Straub 2019.

14 Vgl. Scheer 2012, Reckwitz 2016.

Weltkrieg(e) und Emotionen und Sinne

Emotionen und Weltkrieg(e) sind zwei Themenfelder, deren Überschneidungen zwar punktuell, aber nicht systematisch erforscht werden. So erörtert beispielsweise ein Sammelband mit Fallstudien die Rolle von Emotionen im Ersten Weltkrieg.¹⁵ Untersucht werden das Verhältnis von Krieg und Gefühlen in der (musealen) Ausstellungspraxis, die Rolle von Ehre, Scham und Wollust der Opfer, Angstvorstellungen in der Kriegspropaganda, der Umgang mit Tod, Trauer und Totengedenken, die Praktik des Kriegsnagelns, die Rolle von Emotionen in den Feldpostbriefen eines Liebespaares und die körperliche Dimension des Kriegsleidens, um einige Facetten zu benennen. Zu dem Themenkomplex Emotionen und Zweiter Weltkrieg sowie Nationalsozialismus wurde 2017 eine Tagung initiiert, um emotionshistorische Konzepte und Methoden zu diskutieren und zu evaluieren.¹⁶ Die Veranstaltung nahm zum einen die Politisierung von Emotionen und zum anderen die Emotionalisierung von Politik in den Blick. Die vorgestellten Beispiele thematisieren die Zustimmungsbereitschaft zum politischen NS-Regime und Widerstände gegen diese, sowie die Handlungsebenen der Täter:innen, Nationalsozialist:innen und Opfer.

Ferner gibt es eine Lücke in der historischen Kulturanalyse von autobiografischen Erfahrungen vor emotionshistorischen Fragestellungen, also die vielfältigen Aspekte des Fühlens, Fühlen-könnens, -lassens und -wollens während des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus sowie Konzepte wie Wut, Hass, Stolz und Scham. Emotionen spielen auch in der Erziehung eine maßgebliche Rolle, in denen konkrete Menschen- und Weltbilder erzeugt und gefestigt wurden. Diese fußen während des Nationalsozialismus besonders auf einer radikal antisemitischen, rassistischen und völkischen Ideologie. Gegenwärtig spielt der Umgang mit Emotionen auch in der NS-Erinnerungskultur und in der Wissensvermittlung in Gedenkstätten eine entscheidende Rolle.

Biographische Forschungen im Kontext des Nationalsozialismus stellen ein prominentes Forschungsgebiet der Neueren und Neuesten Geschichte, Oral History sowie der qualitativen und interpretativen Sozialforschung dar. Interviewpartner:innen für die leitfadengestützten, freien oder auch biographisch-narrativen Interviews sind häufig ehemalige KZ-Häftlinge sowie (ausländische) Zwangsarbeiter:innen, die über die Zeit in Gefangenschaft¹⁷ oder der medizinischen Diagnose ‚Kriegsneurosen‘ sprechen.¹⁸ Die Gespräche thematisieren hochemotionale und -sensible Erfahrungen und Erinnerungen von physi-

15 Vgl. Redlin et al. 2014.

16 Vgl. Diekwisch 1994, Davis et al. 2009, Fenske et al. 2010.

17 Vgl. Bertraux 1981, Straub 1996, Steinebach 2002, Przyrembel 2013 und Süselbeck 2014.

18 Vgl. Vorländer 1990, von Plato 1991, Blaßneck 2000.

scher, psychischer und emotionaler Gewalt, fungieren als Medium in der Aufbereitung traumatischer Erfahrungen oder aber sind ein Zeichen für die Sprachlosigkeit und die Verschwiegenheit im Zweiten Weltkrieg häufig weil es für die Grausamkeiten keine Worte gibt, aber auch weil die Verflechtungen zwischen Alltagswelt und politischem Regime so komplex sind, dass Erzählungen nicht ausreichen, um diese darzustellen.¹⁹ Weitere Studien nähern sich KZ-Zwangsarbeit, Gewalterfahrungen und den militärischen Disziplinierungsprozessen des Vernichtungsregimes sowie den Grenzen des Erzählbaren an.²⁰ Diese werden von uns ausgeklammert. In Studien zu historischen Quellen und der Oral History zu Kriegserfahrungen und Kindheit im Zweiten Weltkrieg sind vor allem zwei Forschungsstränge erkennbar: Zum einen Wahrnehmungen von Bombeneinschlägen und zum anderen die Schilderung von kindlicher Sehnsucht nach ihren Vätern, die in den Krieg zogen. Hier herrscht eine Forschungslücke, da Augenmerk auf weiß-deutsche, nicht als jüdisch-markierte Akteur:innen gelegt wurde und andere Formen von Vermissten außer Acht gelassen wurden. Unserer Meinung nach gibt es neben diesen zwei Perspektiven einen Bedarf an weiteren Fallstudien, die ihren Schwerpunkt auf individuelle Gefühlswelten und sinnliche Eindrücke legen. Dadurch kann das Spektrum an Alltagserfahrungen²¹ berücksichtigt und somit Kriegsdynamiken auch im Rahmen von sinnlichen und emotionalen Schilderungen greifbar gemacht werden.

Der akteur:innenspezifische Fokus auf den Zweiten Weltkrieg verdeutlicht Kriegskindheiten als eine zentrale Erfahrung der (post)Moderne.²² Beispiele dafür sind gegenwärtige Rekonstruktionen von Kindheit und Schule während der NS-Zeit²³ oder psychologischen Deutungsmustern, wie beispielsweise Kriegstraumata.²⁴

Forschungsfeld, Forschungsethik, Datenmanagement

Ethnografische Studien diskutieren Emotionen als ein Forschungsfeld, aber verhandeln auch methodische Fragen nach der Involviertheit der eigenen Emotionen, Körper und Gefühlslagen der Forschenden in der Auswertung und der Verschriftlichung des Materials.²⁵

Unser Forschungsfeld konstatiert sich zwischen Vergangenheit und Gegenwart über die narrativ vermittelten Erzählungen der Kindheits-erinnerungen in Hamburg von 1936 bis 1945, also eine Zeitspanne,

19 Vgl. Bauer 1988, Löffler 1992/ 1999/ 2017, Clauer 2012.

20 Vgl. Jureit 1994, Johnson et al. 2005, Plaßwilm 2011.

21 Vgl. Szarota 1991; Vogel/ Wette 1995; Lange/ Burkard 2000, Blank 2008.

22 Vgl. N.N. 2000, Ewers 2006, Bonwetsch/ Schalhorn 2009, Heinlein 2010, Janus 2012, Schreiner 2019.

23 Vgl. Bruckmüller/ Stekl/ Hämmerle 2015.

24 Vgl. Heintz 1994, Mortensen 2011, Radebold 2019.

25 Vgl. Beatty 2005, Mossiére 2007, Arantes/Rieger 2014, Bendiek 2014, Missfelder 2014.

die bis zu 80 Jahre zurückliegt. In der Analyse fällt uns auf, dass Herr Schmidt sinnliche und emotionale Erfahrungen benennt und imaginiert, als er über seine Kindheit während des Nationalsozialismus und die Zeit des Zweiten Weltkriegs spricht.

Die Erzählstrukturen von Herrn Schmidt weckten unser ethnografisches Interesse daran, mehr über die Bedingungen, Ausdrucksformen und Wirkungen von sinnlichen Eindrücken und ihren emotionalgeleiteten Bewertungen zu erfahren.²⁶

Die Interviewsituation wird in diesem Zuge auch von Herrn Schmidt als soziale Bühne genutzt, um den eigenen Lebenslauf und die eigene Biographie zu präsentieren, zu diskutieren und mit zeitlicher Distanz zu analysieren. Das gemeinsame Durchdenken eigener Lebenswelten zwischen Interviewer:innen und Interviewpartner ist eine Spezifik des ethnografischen und kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Die Interview- und Aufnahmesituation ist meist machtdurchzogen und durch die unterschiedlichen Status auch immer durch Hierarchien geprägt, die nicht ausschließlich auf Seiten der Forschenden entstehen können. So kann dem Gesprächspartner durchaus bewusst sein, welchen Einfluss er auf die Interviewsituation ausübt und welche Handlungsmacht er besitzt. Dadurch können Leitfragen ignoriert und umgedeutet, Leerstellen und Lücken für eigene Interessen genutzt und bespielt werden. Wir interpretieren dies keinesfalls als persönliches Defizit, sondern als spezifische sinnstiftende Praxis, die Rückschlüsse über gesellschaftliche Diskurse und Umgangsweisen mit Themen produziert.

In der Auswertung des Materials orientieren wir uns an dem Verfahren der "Grounded Theory".²⁷ In dem Sinne nutzten wir Strategien des Kodierens, um die Tonaufnahmen mit ihren auditiven, visuellen und inhaltlichen Ebenen aufzubrechen und ihre Verschränkungen aufzuzeigen.²⁸ Während unserer Auswertung müssen wir unsere Forscher:innenrollen kritisch reflektieren, auch um den Erkenntnisgewinn unseres Anliegens zu verdeutlichen. Dabei stellten wir uns spezifische Fragen, um unsere eigenen Positionen und Privilegien zu hinterfragen. Es geht uns weniger darum, diese Fragen abschließend zu beantworten als mehr darum, uns in unserer eigenen Rolle und innerhalb unseres Forschungsfeldes zu sensibilisieren:

- Welche Perspektiven haben wir, zwei Studierende, auf den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus? Wodurch ist unser Wissen über diese Zeit geprägt?

26 Vgl. Lieblch et al. 1998, Bamberg 2007, Aumüller 2012, Copley 2014, Früh et al. 2014, Meyer 2014, 2018, 2020, Strohmaier 2013, Livholts/ Tamboukou 2015, Bartsch 2019, Meyer 2020.

27 Vgl. Götzö 2013.

28 Vgl. Herlyn 2009, 2013.

- Welche überindividuellen, gesellschaftlichen Mechanismen werden in der Artikulation von Erinnerungen während des Zweiten Weltkriegs wirksam?
- Welche Fragen können und dürfen zwei Studierende an das Oral History-Material stellen, in dem ein Gesprächspartner mit einem Altersunterschied von über 60 Jahren von einem Nachkriegszeitzeugen interviewt wird?
- Welche Rolle spielen Sprache und Sprachlosigkeit im biographischen und narrativen Erzählen von Kriegskindheit?

Unsere eigene Körperlichkeit tritt während des Forschens in den Hintergrund. Dennoch haben wir sowohl in der Auswertung des Materials als auch in der Verschriftlichung des Beitrags Gefühle wie Ergriffenheit, Irritation, Diskussionsfreude, Momente der Langeweile und Anstrengung kritisch erlebt und diskutiert. Darüber hinaus ist uns die Sensibilität der Quellen sowohl in den erzählten biographischen Geschichten als auch in der visuellen Darstellung des Akteurs und seiner Wohnung bewusst.

Unsere Analyse wurde primär durch zwei Dimensionen begrenzt: Zum einen durch die äußeren Bedingungen, insbesondere zeitliche Ressourcen. Dies betraf den Aktionsradius des Seminars und unsere Handlungsreichweite als Studierende, die Corona-Situation und die dadurch eingeschränkten Mobilitäten, aber auch die begrenzten Kapazitäten dieser Forschungsarbeit. Gleichzeitig wurde unsere Forschung auch von dem Akteur selbst reguliert: Was möchte er erzählen, was nicht? Was verschweigt er? Was lässt sich schwierig in Worte fassen, da die Artikulation von eigenen Emotionen, Gefühlslagen und Sinnen auch immer ein Übersetzungsprozess von Erfahrungen ist? In unserer kulturwissenschaftlichen Annäherung geht es nicht darum, die erzählten biographischen Lebensgeschichten als "wahr" oder "falsch" zu bewerten oder gar nachzuzeichnen, ob die Erfahrungen und Erinnerungen tatsächlich so stattgefunden haben oder nicht. Uns interessieren die subjektiven Erzählelemente und die sinnstiftenden Rekonstruktionsprozesse von Herrn Schmidt. Unsere Perspektive muss daher als eine Interpretationsfolie von vielen möglichen gedacht werden, um seine Eigen- und Fremddeutungen zu verstehen.

In der Auswertung und Analyse unseres Materials stellen sich uns spezifische Herausforderungen. Diese betreffen zum einen Fragen der Forschungsethik²⁹:

- Wie anonymisieren und synonymisieren wir persönliche Informationen, um eine historische Fallgeschichte nachzuzeichnen, ohne die Akteur:innen in der Gegenwart zu gefährden?

²⁹ Vgl. Harper 2014.

- Könnte mit den vorgefundenen Informationen ein Persönlichkeitsprofil von Herrn Schmidt erstellt werden?

Gleichzeitig beschäftigten uns auch die Fragen des Datenmanagements:

- Wie und wo lagern wir die historischen Tonaufnahmen?
- Welche Server stehen zur Verfügung?
- Wer hat Zugriff auf die Aufnahmen und ggf. auch auf zusätzliche Quellen und Dokumente?
- (in den oberen Abschnitt)

Nachdem der Forschungsstand und unser ethnografisches Forschungsdesign besprochen wurden, möchten wir anschließend die sinnlichen und emotionalen Zuschreibungen von ausgewählten Kindheitserinnerungen an Ereignissen des Zweiten Weltkriegs vorstellen.

3. Sinnliche und emotionale Dimensionen von Kindheitserinnerungen während des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus

In unserer Lesart fokussieren wir uns auf sinnliche Eindrücke, insbesondere auf das Sehen, Hören, Schmecken, Riechen und Fühlen. Diese sind vor allem im akademischen Diskurs nicht allein, aber vor allem naturwissenschaftlich begründet und werden hier für die narrations-theoretische und kulturwissenschaftliche Deutung des empirischen Materials genutzt.³⁰ Dabei wird die soziale und kulturelle Konstruiertheit der zugrundeliegenden Inhalte beachtet.³¹ Die Kategorien, d.h. die fünf von uns vorgestellten Sinnesebenen sind analytisch getrennt, nicht aber in ihren Ausdrucksformen in der sozialen Wirklichkeit. Dort treten sie als Mischformen auf, sind durch Überlagerungen gekennzeichnet und vielfach miteinander verflochten.

Die kulturwissenschaftliche Nahrungskulturforschung arbeitet die sozialen, kulturellen und sinnstiftenden Dimensionen alltäglichen Essens und Trinkens heraus und zeichnet ihre historischen, wirtschaftlichen und politischen Kontexte nach.³² So ist es an dieser Stelle nicht nur wichtig, zeitgeschichtliche Perspektiven auf Ernährung, Versorgungs- und Lebensmittelangebote während des Zweiten Weltkriegs mit einzubeziehen, sondern auch den Fokus auf alltägliche Kriegskindheiten abseits militärischer Gruppierungen, beispielsweise erlebte Hungersnöte, Strategien der Lebensmittelbeschaffung, -produktion

30 Vgl. Einige Studien der französischen Mentalitätsgeschichte wie Raulff 1987, Chartier 1988, Dinzelbacher 2008.

31 Vgl. Bausinger 1952, Lehmann 1980, 1983, 1993, 1995, 2007 a/b, Hengartner et al. 2005, Brednich 2007, Koschorke 2012.

32 Vgl. Wiegelmann 1986, Tolksdorf 2001, Heimerdinger 2005, Bendix 2004.

und -verarbeitung bekannter und unbekannter Lebensmittel, etwa aus England oder den USA, während und nach dem Zweiten Weltkrieg, zulenken.³³

Doch wie schmeckt und riecht Kindheit im Zweiten Weltkrieg? Wie sieht Kindheit zu diesem Zeitpunkt aus, wie hört und fühlt sie sich an? Diese Fragen möchten wir uns im Folgenden annähern und kulturwissenschaftlich durchdenken. Unsere Analyse verfolgt nicht den Anspruch, eine allumfassende und systematische Auswertung des Interviewmaterials zu generieren. Stattdessen beziehen wir uns punktuell auf ausgewählte Gesprächsstellen und entwickeln theoriegeleitete Deutungsvorschläge.

Weltkrieg schmecken. Von Pfefferminztee, Vanillepudding, Kaugummi und Kochkäse

Das Schmecken von Speisen und Getränken bzw. der menschliche Geschmackssinn besteht nicht nur aus körperlichen Prozessen, Wissensbeständen und Deutungen, sondern ist auch sozial und kulturell kodiert. Das Konzept dieses Sinnes und auch der anderen Sinne, folgen wir kulturwissenschaftlichen Dekonstruktionsversuchen, besteht aus dem Zusammenspiel von sozialen und kulturellen Praktiken des Produzierens, Kaufens, Zubereitens und Essens, überindividuellen Deutungen, Debatten und Diskursen von Lebensmitteln und Ernährungsformen sowie den materiellen Grundlagen der Nahrung selbst. In den Tonaufnahmen scheint der Geschmackssinn einen bestimmten Stellenwert in den Kindheitserinnerungen und Kriegserfahrungen von Herrn Schmidt zu besitzen. So werden an verschiedenen Interviewstellen spezifische für ihn bedeutungsvolle Nahrungsmittel und Speisen thematisiert, die teils ohne konkrete Fragestellungen erzählt werden, aber auf ihre höchst sensible und soziale Dimension hinweisen. Sie sind also Kennzeichen der biografischen Narration.³⁴ Jedoch würden wir diese Praxis nicht als 'narrativen Habitus', d.h. als verfestigtes Muster im Erzählen, bezeichnen, die strukturell bedingt sind.³⁵ Dennoch ist diese Praxis kennzeichnend für das Sprechen über eigene Kriegskindheiten.

Die von Herrn Schmidt geschilderten sinnlichen und emotionalen Eindrücke zeigen, dass insbesondere Speisen und Getränke während seiner Kindheit im Zweiten Weltkrieg spezifische Geruchs- und Geschmackslandschaften formieren, die jeweils mit Bedeutungen verbunden werden.

33 Vgl. Schönberger 2011, Bendix/Fenske 2014, Barlösius 2016.

34 Vgl. Lucius-Hoene/ Deppermann 2002, McAdams et al. 2006.

35 Vgl. Pier 2008.

Aus der Artikulation von Herrn Schmidts Erfahrungen schließen wir nicht nur die Hierarchisierung und Bewertung seiner Geschmackserfahrungen, sondern auch die soziale Positionierung des Schmeckens während der Kindheit zu anderen sinnlichen Eindrücken. Beispielhaft dafür ist eine konkrete Erinnerung an einen Pfefferminztee, die im Rahmen einer Fluchterinnerung aus dem Jahr 1943 geschildert wird:³⁶

„Und in Lüneburch kam’ wir dann in eine’ Schule an – Und da in der Schule da wurden wir dann erstma’ – ich glaube da wurden wir dann aufgeteilt, weil da auf auf’m Flur gab es dann auch erstmal was zu essen – Und es gab den Pfefferminztee (lächelt). Der schmeckt jetzt noch genau so wie damals (lacht auf).“³⁷

Auffällig ist zunächst die Präzision und das Detailreichtum der Erinnerung an den Pfefferminztee im Kontrast zu der vagen Erinnerung an die Situation in der Schule: *„ich glaube da wurden wir dann aufgeteilt, (...)“* und auch im Kontrast zum dortigen Essen, das zwar thematisiert, aber nicht weiter ausgeführt wird. Die Erinnerung an den Pfefferminztee scheint hier eine prägende und intensive Erinnerung zu sein, die in der Erzählung und in der Erzählsituation durch ein Lächeln untermauert wird. Diese Situation könnte so interpretiert werden, dass das Erinnern an den Tee ein für ihn wohlwollendes und angenehmes Gefühl auslöst, wenn wir das Lächeln als körperliches Zeichen dafür deuten. Gleichzeitig lässt es auch einen Interpretationsspielraum offen: Eine weitere mögliche Lesart wäre, dass der Tee in seiner Form als Heißgetränk etwas Wohltuendes, also eine Unterbrechung innerhalb einer als leidvoll wahrgenommenen Extremsituation der Flucht, darstellt.

Der Satz *„Der schmeckt jetzt noch genau so wie damals“* zeigt, dass diese Erinnerung auch gegenwärtig präsent ist, im Gespräch vergegenwärtigt wird und das Schmecken von Pfefferminztee langfristig mit der Kindheitserinnerung von Pfefferminzteeengeschmack und den damit verbundenen Emotionen verknüpft ist. Deutlich wird dies auch durch ein Auflachen des Interviewten während des Satzes. Das Auflachen kann als Erinnerung und Aufleben bzw. Wiedererleben des kindlichen Gefühls von damals interpretiert werden, ohne sozialisationstheoretische oder psychologische Überlegungen zu überhöhen und sie damit auf rein naturwissenschaftliche Deutungen zu reduzieren. Der von Herrn Schmidt erinnerte Pfefferminztee kann in unserer Interpretation daher als ein sinnlicher und emotionaler Erinnerungsträger gesehen werden, über den kindliche Emotionen im Erwachsenenalter in sozialen Wirklichkeiten sichtbar und wirksam werden und (wieder) erlebt werden (können), also eine Verknötung von psychologisierten, sozialen und kulturellen Deutungen des Lebensmittels.

36 Vgl. Brunswig 1978, Lowe 2007, Thießen 2007 und das Kapitel zum *„Gomorra-Luftwaffenangriff“* im Jahr 1943 und die Folgen für den Alltag in Hamburg in diesem Buch.

37 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 31:40 – 32:10 Min.

Ein weiteres Beispiel stellt eine konkrete Erinnerung an einen Vanillepudding mit Himbeersoße dar, den es bei Bombenangriffen in einem Hamburger Krankenhaus gab, in dem Herr Schmidt wegen einer Verletzung seines Fußes über einen längeren Zeitraum liegen musste:

“Das Krankenhaus hatte auch ‘n Bunker. Unterirdischen Bunker. Da wur-den wir reingerollt - und da gab es dann, (...) na, Vanillepudding mit Himbeer - mit Himbeersoße (lächelt leicht). Den Geschmack den hab’ ich jetzt noch oder hatte den nachher noch (lächelt leicht, zieht Augenbrauen hoch).“³⁸

Auch hier wird von einem lebensbedrohlichen Ereignis in seinem historischen Alltag berichtet, in der ein bestimmtes Lebensmittel in der Erzählung als angenehm wahrgenommen, präzise erinnert und benannt wird.

Herr Schmidt schildert an dieser Stelle eine Erinnerung, die einen zentralen Moment in seiner Wahrnehmung von Kriegsgeschehen ausdrückt. In unserer Lesart interpretieren wir eine Verschiebung der Wahrnehmung weg von Bedrohungssituationen und Kriegsereignissen hin zu dem Lebensmittel. Die Bereitstellung von Pudding durch das Krankenhauspersonal interpretieren wir nicht als zufällig, sondern als ein strategisches Instrument zur Besänftigung von Kindern während Bombenangriffen. Die intensive Erinnerung an das Lebensmittel wird von Herrn Schmidt als erinnerungswürdig angesehen, während andere Erfahrungen ausgelassen werden. So treten Erzählungen über körperliche Schmerzen, den Luftschutzbunker und das Krankenhaus in den Hintergrund.

Die Erzählungen weisen dem Kriegszustand einen abenteuerlichen Charakter zu. Deshalb kann die Erinnerung an den Pudding mit Himbeersoße durch die veränderte Mimik des Erzählenden während des Gespräches als angenehm interpretiert werden. Diese geht während dieser Schilderung in ein leichtes Lächeln über. Nicht nur die Verknüpfung des Lebensmittels und einem erinnerungswerten Gefühl hält bis ins Erwachsenenalter an (Lächeln), sondern auch die konkrete Erinnerung an seinen Geschmack, u.a. durch Aussagen wie “Den Geschmack den hab’ ich jetzt noch oder hatte den nachher noch.“ Schmecken kann deswegen auch hier als intensiver Emotions- und Erinnerungsträger gesehen werden, wenn wir der praxistheoretischen Lesart folgen, dass Emotionen und Affekte erst durch Praxis (Emotionspraktiken) sichtbar werden. Leider wird in dieser Gesprächspassage nicht deutlich, welchen Einfluss der Pudding auf das gegenwärtige Essverhalten des Akteurs im Erwachsenenalter hat.

³⁸ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 19:15 - 19:30 Min und ca. 18:30 - 21:00 Min.

Die Bedeutung von Nahrung ist vor allem für Zeitspannen großer Hungersnöte während des Weltkrieges kennzeichnend. So schildert Herr Schmidt den Kontakt mit englischen Soldaten nach 1945. Auf die Frage hin, ob "die Engländer" nach dem Krieg immer noch 'die Feinde seien'³⁹, erzählt Herr Schmidt unter anderem:

"Und wir als Kinder war'n das (Pause, Schulterzucken) (...) Menschen (...) war'n keine Feinde. Das war'n Leute wo wir im' was besonderes zu Essen bekam'. Have you chewing gum (deutsch ausgesprochen). Wenn wir'n Engländer geseh'n haben, (unverst.) riefen wir immer hinterher: Have you chewing gum. (leichtes Lächeln) (...) ne. Oder ich weiß noch hier oben, Lämpelsstraße da war'n dann auch so'n paar Soldaten stationiert, die war'n da im Souterrain untergebracht - und - da ha'm wir dann immer vor'm Fenster gesessen, die ha'm uns da wohl manchmal wechgejacht, weil wir die wohl genervt haben (Schulterzucken). Da kriechten wir dann immer so weißes - was hieß immer das ist kanadisches Weißbrot. Die ham' da wohl (unverständl.) diese Art Toastbrot ham' die wohl auch gegessen damals. Ham' wir dann da bekomm'. Oder auch mal Corned Beef, so aus der Dose, Corned Beef (Pause) ja. (...)." ⁴⁰

Kulturwissenschaftlich betrachtet könnten bei diesen zwei Beispielen nach der Bedeutung sowie der Sozialität und Kulturalität des Essens und Trinkens bzw. des Schmeckens in Kriegszeiten, also in Zeitspannen großer Hungersnöte, Gefahren und Lebensbedrohungen, gefragt werden.

In seinen Kindheitserinnerungen beschreibt Herr Schmidt die englischen Soldaten als unabhängig von ihrem militärischen Status und ihrem politischen Regime und betont ihre Menschlichkeit abseits der propagierten Feindbilder. Diese werden in seiner Erinnerung mit dem Zugang zu konkreten Nahrungsmitteln verknüpft. Auffällig ist zunächst die genaue Erinnerung an den Satz "Have you Chewing gum?" und seine mehrfache Wiederholung in der Erzählung. Die Genauigkeit der Erinnerung könnte über ihre Bedeutsamkeit des Erlebten interpretiert werden. Nahrungsmittel nahmen in der Nachkriegszeit einen existenziellen Stellenwert ein und Kaugummi sei deshalb ein rares Luxusgut gewesen. Das Kaugummi - transportiert keine Nährstoffe und war selten verfügbar - kann auch in diesem Beispiel als ein erinnerungswürdiger und positiver Gegenstand in einer existenziell bedrohlichen Situation gedeutet werden, der wie auch die anderen Beispiele auf die sozialen Dimensionen der Speise und auf die durch sie hervorgebrachten sozialen Beziehungen verweist. Der Satz "Das war'n Leute wo

39 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 08:20 - 08:40 Min.

40 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 09:25 Min - 10:15 Min.

wir im' was Besonderes zu Essen bekamen.“ unterstützt diese Lesart und steht unmittelbar vor “Have you Chewing gum“. Bei diesem Satz lächelt Herr Schmidt.

Herr Schmidt charakterisiert sich aufgrund der spärlichen Versorgungssituation mit Nahrung in der (Nach)Kriegszeit und dem nur punktuell erfahrenen Überfluss als bescheiden. Dies betrifft vor allem die Lebensmittelauswahl und die Praxis, sich bereits während des Kriegs nicht über die Auswahl beschwert zu haben, sondern über das Vorhandene zufrieden gewesen zu sein:

“Wenn du das als Kind dann, wenn du wusstest so, heute abend kriegst du nur 'n Stück Schwarzbrot, nech, abends da gab's da' 'mer Kaisertorte. Kaisertorte war so'n (...) Stück Trockenbrot. Das war, das war schön, das war dann was, nech. Oder am nächsten Tag gab es nur irgendwas auf gab es dieses, dieses Maisbrot und dann gab es nur Kochkäse. Ich mochte Kochkäse als Kind mocht ich (Schulterzucken). Nech, Kochkäse, ich hab' mir den nochmal geholt jetzt – ich (stottern) ich kann's gar nicht essen. Nech, und und und dies Maisbrot auch, ich glaub nicht, dass ich das jetzt noch essen würde oder so. Dat is (...) ich glaub', wenn man (...) Ich wenigstens. Ich glaub (unverst. Viele sind auch?) Kinder, die immer 'Äh' gesagt haben, ich mach das nicht und das schmeckt mir nicht – und (...) da bin ich so (...) reingewachsen und (...) das sind andere wohl auch und da war man genügsam und ist da so (Pause) ist auch jetzt noch genügsam.“⁴¹

Auffällig ist in dieser Interviewpassage zunächst ein Kontrast in der Geschmackswahrnehmung Herrn Schmidts. Während der (Nach-)Kriegszeit beschreibt er einige spärliche und rationierte Nahrungsmittel als geschmackvoll, während er dieselben Speisen im Erwachsenenalter aus Geschmacksgründen ablehnt. Deutlich wird dies an der Schilderung „Ich mochte Kochkäse als Kind mocht ich (...) ich hab' mir den nochmal geholt jetzt – ich (stottern) ich kann's gar nicht essen.“

Interpretieren können wir diesen Kontrast von vergangener und gegenwärtiger Wahrnehmung dahingehend, dass die genannten Nahrungsmittel in der (Nach)Kriegszeit als Lebensgrundlage dienten. Die Auswahl an und der Vergleich von Nahrungsmitteln in der (Nach) Kriegszeit ist wesentlich geringer gewesen. Gegenwärtig spielen die Lebensmittel wie das Trocken- und Maisbrot sowie der Kochkäse in Herrn Schmidts Alltag keine wesentliche Rolle in seinem Ernährungsverhalten mehr. Über die eigene Erfahrung der spärlichen Versorgungssituation stellt Herr Schmidt auch eine Begründung für

41 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 4, ca. 38:00 - 39:00 Min.

seine Genügsamkeit auf. Diese kann sowohl als Rekonstruktion seiner Erfahrungen als auch als Reflektion seiner Charaktereigenschaften, vor allem den Umgang mit und das Verhältnis zu Lebensmitteln interpretiert werden. „(...) *da bin ich so (...) reingewachsen und (...) das sind andere wohl auch und da war man genügsam und ist da so (Pause) ist auch jetzt noch genügsam.*“

Weltkrieg riechen. Von Hühnerställen und Autobahntoiletten

Nicht nur der Geschmackssinn, sondern auch der Geruchssinn spielt in der Erinnerung an und in der Wahrnehmung von Kriegsergebnissen eine prägende Rolle. In dem Gespräch verweist Herr Schmidt auf zwei Kindheitserfahrungen, in denen die olfaktorischen Dimensionen historischer Alltage während des Zweiten Weltkriegs von Bedeutung sind.

Herr Schmidt beschreibt in diesem Zusammenhang seine Erinnerungen an den Keller der Schule im Bullenhuser Damm (Rothenburgsort). Diese kindliche Wahrnehmung des Kellers ist von einer retrospektiven Einordnung und Bewertung geprägt, als Herr Schmidt von den Gewaltverbrechen des nationalsozialistischen Regimes im Erwachsenenalter erfuhr.⁴² Herr Schmidt erläutert den Keller der Schule am Bullenhuser Damm anhand seines Geruchs, der von den Schüler:innen als Fahrradkeller genutzt wurde:

„Ich kann mich immer noch an den Geruch des Kellers erinnern. Der erinnert mich an ein' (Pause) Hühnerstall (Pause). Im Hühnerstall roch das immer, hat denn Hühnerstall hat (unverst.) ich war als Kind viel viel aufm Bauernhof, roch das immer (...) immer so'n - Eigengeruch. Und so roch der Keller immer.“⁴³

Bereits an dieser Stelle klingt an, dass sinnliche Erfahrungen, wie beispielsweise das Riechen, nur bedingt durch Sprache ausgedrückt werden können – reguliert von dem Akteur selbst, dem Medium Sprache und der Interviewsituation oder aber äußeren Bedingungen. Daher verweist Herr Schmidt auf ihm bekannte Orte wie den Hühnerstall und auf den Bauernhof, um die Atmosphäre und die sinnliche Wahrnehmung des Kellers zu beschreiben, die sich durch den regelmäßigen Schulbesuch verfestigte. Sein Verweis auf den Eigengeruch des Orts deuten wir als ein Merkmal dafür, dass er die Kindheitserfahrung nur bedingt in Worte fassen kann.

42 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 39:00 - 40:20 Min; vgl. Unterkapitel zu „Weltkrieg sehen.“ in diesem Beitrag.

43 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 38:00 - 39:00 Min.

Ein ähnlicher Verweis wird auch im zweiten Beispiel deutlich, als Herr Schmidt auf die Sanitäranlagen in einem Luftschutzkeller verweist, deren Geruch ihn stark an heutige "Autobahntoiletten"⁴⁴ erinnern – ein Verweis auf ungesäuberte und hygienisch fragwürdige Räume. So erinnert Herr Schmidt daran, dass diese "(...) immer eklig stanken."⁴⁵ In den Aussagen scheinen die Geruchswahrnehmungen präsen- te Erinnerungen darzustellen, nach der ähnlich unserer Interpretationen seiner geschmacksspezifischen Erinnerungen, nicht direkt gefragt wurde. Da sie dennoch geschildert werden, können wir ihnen eine zentrale Rolle in Herrn Schmidts Erinnerungen zuschreiben. Ob diese 'riechenden Räume' für die damaligen Kriegskontexte typisch waren, lässt sich an dieser Stelle nicht rekonstruieren.

Weltkrieg sehen. Von Gewaltformen, Luftschutzbunkern und Uniformen

Neben den Geschmäckern und Gerüchen, die Herr Schmidt rekonstruiert, verweist er im Gespräch auch auf visuelle Eindrücke, vor allem auf räumliche Anordnungen von Mobiliar in erinnerten Räumen, wie der Wohnung seiner Familie oder einem Luftschutz(bunker). Aber auch die soziale und materielle Konstellation von Menschen, Straßen und Nachbarschaften nimmt eine entscheidende Rolle in seinem Erinnern und Erzählen ein. Die Schilderungen dieser Anordnungen werden häufig zu Beginn einer lebensgeschichtlichen Passage aufgeführt und bilden eine ihm vertraute Atmosphäre.

Dies stellen in unserer Deutung spezifische Funktionen seines Erzählens dar: Herr Schmidt erinnert und erzählt mit Rückgriff auf selektierte mentale Bilder, die ihm im Gedächtnis geblieben sind. Dies betrifft unter anderem seine persönlichen Eindrücke im Elternhaus, in der Schule und im Luftschutz(bunker). Das Detailwissen wird in unserer Interpretation von Herrn Schmidt dafür genutzt, um der:dem Gegenüber historische Situationen und Handlungsweisen begreifbar und nachvollziehbar zu machen.

Neben den Aufenthalten im Luftschutz(bunker) äußert Herr Schmidt eine weitere aus heutiger Sicht gelesene 'Extremsituation', die psychologisierten Deutungen nach auch als 'traumatisch' eingestuft werden könnte. Herr Schmidt erfährt im Erwachsenenalter von den brutalen Gewaltverbrechen des nationalsozialistischen Regimes in seiner unmittelbaren Umgebung, in dem Keller seiner Schule im Bullenhuser Damm. Er verknüpft dieses Wissen mit seiner kindlichen Wahrnehmung an demselben Ort. Herr Schmidt erinnert:

44 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 35:40 - 35:45 Min.

45 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 37:30 - 37:40 Min.

“Und denn kann ich mich noch dran erinnern – da war denn an den Decken warn so wie in (verhasp.) Fleischerei, wie in der Schlachtereier, so Schien’ angebracht. Wo die ihre Haken (dran?) laufen hatten, wo denn die(...) die Tier(hälften?) da die Teile, Rinderviertel oder so dran hing, da warn aber nur die Schien drangebracht. Aber da ham’ als Kind sich nie so Gedanken drüber gemacht ich weiß auch gar nicht ob man ma ’n Lehrer oder so gefracht hat. Und (...) ich weiß nicht, aber das (...) jetzt wo man hinterher was erfahr’n hat, könnte das ja die (Schlucken) dass auch die Haken da noch dran hing und dass da die Kinder damals erhängt worden sind, nech, wo Versuche da (Schlucken) dran vorgenommen’ worden sind. Und die Kinder und auch die Ärzte und df die Pfleger von den Kindern“ (...) Aber jetzt hinterher kann ich mir gut vorstellen, dass in den Räum’, dass das da passiert ist, nech.”⁴⁶

Er vergleicht das Arrangement von Raum und Wandhaken mit dem einer Fleischerei bzw. Schlachtereier. Hierbei bedient Herr Schmidt sich einem bildlichen Vergleich, welches als ein Hilfsmittel für die Verbalisierung seiner visuellen Erinnerung interpretiert werden kann. Im Erwachsenenalter hinterfragt er das Wissen der Lehrkräfte durch das später gewonnene historische Wissen über die Verbrechen an Kinder und Pfleger:innen im Bullenhuser Damm und revidiert und korrigiert seine kindlichen Erinnerungen an seine Schulzeit.

Darüber hinaus illustriert Herr Schmidt die Veränderung des Bombenschutzes und die Gestaltung der ersten Luftschutzbunker in Hamburg durch visuelle Verweise. So wurden die ersten Maßnahmen eines Bombenschutzes im Hausflur und in den Treppenhäusern installiert, später in Keller ausgelagert und letztendlich zu Luftschutzbunkern institutionalisiert – also spezifische architektonische Räume des Schutzes bei Bombeneinschlägen eingerichtet:

“Der erste Luftschutz das war’n keine Keller und auch noch keine Bunker, das wurde so aufgebaut, da war’n in den Treppenhäusern, zum Beispiel bei uns im Treppenhaus wurden Bänke aufgestellt, und (...) dann mussten die Leute raus, wenn es Alarm gab, mussten die Einwohner aus ihren Wohnung’ und in Flur unten im

⁴⁶ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 38:50 - 40:25 Min; vgl. Klee 1997 und Schwarberg 2016 und die dortigen Hinweise auf die Ermordung von 20 jüdisch-gelesenen Kindern im Alter von fünf bis zwölf Jahren, zur Hälfte Jungen und zur Hälfte Mädchen, im Jahr 1944, deren vier Betreuer:innen sowie über 20 sowjetischen Kriegsgefangenen durch das nationalsozialistische Vernichtungsregime. Die Kinder kamen aus dem KZ Ausschwitz und wurden zum KZ Neuengamme gebracht. An den Kindern, den Betreuer:innen und den Kriegsgefangenen wurden Menschenversuche mit Tuberkolose-Injektionen durchgeführt, um einen Impfstoff zu entwickeln. Zur Beseitigung und Vertuschung der Gewalt- und Unrechtsverbrechen wurde die Abteilung aufgelöst, die Kinder, die Betreuer:innen und die Kriegsgefangenen mit Morphium getötet und an den Heizungsrohren des Kellers im Bullenhuser Damm erhängen.

Treppenhaus sich auf den Bänken setzen, dann stand (...) da so Pappeimer als Wassereimer uf und Feuerklatschen. Das war'n so (...) mit'n Lappen vorne dran, mit so'n Feudel und denn (...) ja, das war der erste Luftschutz. Und im Treppenhaus, die Fenster, die nach draußen ging' die wurden mit Sandsäcke wurden die dann verbarrikadiert."⁴⁷

Die Erinnerung an einzelne Gegenstände wie zum Beispiel Bänke, Wassereimer, Feuerklatschen und Sandsäcke und ihre räumliche Arrangements im Luftschutz, aber auch Details wie die Richtung der Fensteröffnungen, werden von Herrn Schmidt im Interview präzise erzählt und positioniert. Die Einrichtung von Luftschutzräumen und später Luftschutzbunkern in der Nachbarschaft verweist auf die Erwartbarkeit von Bombeneinschlägen, also die Kontinuität lebensbedrohlicher Situationen für Herrn Schmidt und seine Familie im Zweiten Weltkrieg. Herr Schmidt führt weiter aus:

"Ja. Und dann (...) der nächste Luftschutz das warn dann die wurden einige Keller wo' Bombensicher (Schlucken) was dann hieß ,Bombensicher' abgesichert von (Pause) draußen zum Beispiel Eisenluken angebracht - und Feldbetten aufgestellt und wenns dann Bombenalarm gab, dann hatten wir wurde uns der Luftschutzkeller in der Wolltmanstraße zugewiesen."⁴⁸

Unserem Verständnis nach haben sich die Vorstellungen des Luftschutzes in das Gedächtnis von Herrn Schmidt eingeschrieben und werden von ihm als erzähl- und erinnerungswürdig eingeordnet. Dies könnte daran gelegen haben, dass zum einen die materiellen Existenzgrundlagen, wie die Wohnung, aber auch sein sozialer Nahraum, wie die Familie und die Nachbar:innenschaft, permanenter Bedrohung ausgesetzt waren. Die Gefahrenpotenziale des Krieges beeinflussen sein Sicherheitsempfinden innerhalb des privaten Raumes.

Außerdem rekapituliert Herr Schmidt sein historisches Wissen über die schematischen und idealtypischen Abläufe bei (potentiellen) Bombeneinschlägen und der korrekten Nutzung des Luftschutzes durch mentale Bilder von Räumen wie dem Treppenhaus. Darüber hinaus benennt er aber auch auf die auditive Dimension des Kriegsgeschehens, wie den Alarm, der für ihn und die Einwohner:innen als Warnsignal fungierte. Des Weiteren wird in seiner Aussage die zeitgenössische Klassifizierung von Räumen als "bombensicher" oder -unsicher deutlich. Er begründet dies mit konkreten Gegenständen, wie Sandsäcke und Eisenluken, die in ihrer architektonischen Anordnung eine räumliche Stabilisierung geben und damit eine Schutzfunktion erfüllen.

47 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 15:30 - 16:20 Min.

48 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 16:15 - 16:45 Min.

Das Zusammenwirken von gebautem und sozialem Raum zeigt sich ebenso in einer anderen Aussage Herrn Schmidts, in der er den Wohnraum seiner Kindheit und die Platzierung eines spezifischen Möbelstücks im Flur rekonstruiert:

“Ich weiß noch auf’m Flur hatten wir ‘ne Kommode steh’n und da war auch sein Zeug, sein Dolch – die hatten ja auch so’n Dolch – war in eine Schublade drin und (...) sein (...) Halstuch und denn – so’n Knoten, so’n Lederknoten war das (...) und (...) so’n Lederknoten war das und (...) und auch sei (...) ne Hemden und so weiter war auf’m Kommode, die Kommode stand auf’m Flur, die stand so – quer vor unser’m Bett und da war’n die seine Uniform’ und so noch drin. Und die nach’m Kriech die Hemden und so hat meine Mutter nicht weggeschmissen. Da hat sie uns Nachthemden von genäht. Das war die hatten wir nachher als Nachthemden. Diese braun’ Hemden. Nech nachher war’n sie ja durch viele Waschen war’n sie nicht mehr braun, dann war’n sie nur noch gelblich.”⁴⁹

Herr Schmidt benennt die sich auf und in der Kommode befindenden Kleidungsstücke: ein Halstuch mit Lederknoten, braune Hemden sowie ein Dolch. Diese textilen Gegenstände und die Waffe gehörten seinem großen Bruder, der nationalsozialistisch eingestellt und Mitglied in der Hitlerjugend (HJ) war. Die beschriebenen Bestandteile verstehen wir vor diesem Kontext als seine HJ-Uniform. Die Uniform des großen Bruders können wir als Zeichen seiner Zugehörigkeit zur HJ und auch als politisches Symbol des Nationalsozialismus betrachten, zu dem sich der Bruder bekennt und das innerhalb eines sozialdemokratisch ausgerichteten Haushaltes zu Spannungen führte.⁵⁰ Wir interpretieren diese als ein persönliches, politisches und innerfamiliäres Konfliktfeld, das in Herrn Schmidts historischer Alltäglichkeit verortet ist.

Herr Schmidt betont im Gespräch außerdem den Umstand, dass seine Mutter die braunen Hemden nicht weggeschmissen, sondern zu Nachthemden umfunktioniert habe. Aufgrund der spärlichen Versorgungssituation in der Nachkriegszeit waren Stoffe sehr kostspielig. In diesem Gesprächsausschnitt zeigt sich, wie das textile Bekenntnis zum Nationalsozialismus durch die Uniform zweckentfremdet wird, indem die Hemden für eine ganz andere Praktik als die ursprüngliche, für das Schlafen, verwendet wird. Der Prozess der Umnutzung verweist auf eine Verschiebung der textilen und politischen Symbolik und ihrer Wirkmächte – weg von einem konkreten nationalsozialistischen Symbol, hin zu einem funktionalen Alltagsgegenstand in einer Zeit von Kleidungsnot und mangelnden Ressourcen. Dies hat zur Folge, dass

49 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 15:00 - 16:00 Min.

50 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 1, ca. 07:30 - 09:32 Min.

Herrn Schmidts Mutter sich die Kleidungsstücke aneignet und ihre intendierte politische Aussage abwertet.

In Herrn Schmidts Wahrnehmung spielt neben der HJ-Uniform seines großen Bruders auch die Uniform eines Blockwarts eine prägende und erzählwürdige Rolle:

“Das war der (...) das größte Schwein. (...) Der hat sich da auch was drauf e-eingebildet auf sein eh Uniform wohl auch, ne - oder auf sein' Posten, den er da hatte, nech.”⁵¹

Den Blockwart beschreibt er zunächst auf einer emotionalen und persönlichen Bewertungsebene, der er durch den Vergleich „Schwein“ eine Abwertung gegenüber dem Blockwart⁵² ausspricht. Darauf folgend beschreibt Herr Schmidt auch die Kleidung des Blockwarts, die im Gegensatz zur vorherigen emotionalen Dimension eher sachlichen oder aufzählenden Charakter hat:

“Der hatte Uniform, ja ja. Uniform (...) Da' hatte er so Brecheshosen oder wie die hießen Reiterhosen so mit mit diese Langschäfter oder auf jedenfall Gamaschen, Ledergamaschen und und dann ha'm die ja diese steife Mütze aufgehabt, diese steife Schirmmütze (...).”⁵³

Auch in dieser Aufzählung wird der differenzierte Blick von Herrn Schmidt deutlich, durch den er die Uniform in textile Einzelstücke zerlegt und von den Beinen hinauf zur Kopfbedeckung präzise benennt. An dieser Stelle teilt Herr Schmidt uns keine Informationen über das Schuhwerk oder die Bedeckung des Oberkörpers mit. Des Weiteren läßt er die Uniform als Ausweis militärischen Kriegsdienstes mit Bedeutung auf und ordnet ihn in die Hierarchien der Institution 'Militär' ein. Die von ihm wahrgenommene und identifizierte Uniform gibt Herrn Schmidt Rückschlüsse über den Rang der Berufstätigkeit, den er auf die Person überträgt.

51 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 01:10 - 01:40 Min.

52 „Welch wichtige Rolle die Partei bei der Durchsetzung ihrer politischen und weltanschaulichen Ziele in der Recklinghäuser Öffentlichkeit spielte, lässt sich am besten am Beispiel ihres untersten Dienstgrades, des Blockwartes, verdeutlichen. Hatte er zunächst nur die Aufgabe gehabt, die Beiträge der Parteimitglieder einzuziehen, so übernahm er im Laufe der Zeit immer mehr Pflichten; er sammelte die Spenden für die Volkswohlfahrt und das Winterhilfswerk ein, er verteilte seit Kriegsbeginn bisweilen auch Lebensmittel- und Kleiderkarten und achtete schließlich nicht selten darauf, ob jeder Bürger auf der Straße die Hand zum Hitler-Gruß erhob und an hohen Feiertagen die Hakenkreuzfahne hisste. Der Blockwart kannte alle Bewohner seines Bezirks und deren politische Einstellungen. Der Blockwart war sozusagen das Auge und das Ohr der Partei. Nicht wenige Blockwarte führten sogar eine Kartei über das politische Wohlergehen ihrer Mitbürger und denunzierten gegebenenfalls politisch missliebige Nachbarn bei der Geheimen Staatspolizei. Weil man sich vor ihnen hüten musste, hieß es in der Bevölkerung oft, wenn sich Menschen auf der Straße, beim Einkaufen, beim Friseur oder während des Flugalarms im Bunker unterhielten: „Psst! Der Blockwart hört mit“ vgl. Geck/ Möllers/ Pohl 2002, S. 57-59.

53 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 01.30 - 02.00 Min.

Herr Schmidt beschreibt auch eine weitere Situation, in der eine militärische Uniform eine Rolle spielt:

“Und an der Ecke war hier ein Blockwart, der war (Pause) der hatte auch (Pause) ich weiß ja nich’ ob er das war, der hatte schwarze Uniform. (Pause) Der war, das war ja kein Blockwart dann. Der war an der Ecke (Pause) d’ er war kein Blockwart. Aber der hatte schwarze Uniform. (...) Aber ich kann mich nur erinnern, dass der hier war, mit der schwarzen Uniform, weil der hatte eh (...) Töchter ‘n und Mädels oder zwei Mädchen. Und ich weiß nur, dass die im BDM warn (...).”⁵⁴

In diesem Kontext wiederholt Herr Schmidt mehrfach die Farbe der SS-Uniform: Schwarz. Durch die Schilderung verschiedener Erinnerungen zu Uniformen lassen sich Rückschlüsse über die Sichtbarkeit militärischer Akteur:innen und ihre Präsenz in den alltäglichen oder zumindest prägenden Kindheitserinnerungen Herrn Schmidts ziehen.

Diese haben für ihn Zeichencharakter. In der gegenwärtigen Erwachsenenperspektive rekonstruiert er seine kindliche Erinnerung *“der war ja da dann kein Blockwart”* und korrigiert seine (scheinbar) nicht korrekte Kindheitswahrnehmung. Das Verknüpfen und Vergleichen von Kindheitserinnerungen und gegenwärtigem Wissen über einzelne historische Situationen kommt an mehreren Stellen im Interview vor. Dabei wird deutlich, dass sich sozial-politische Kriegereignisse in Herrn Schmidts Biographie niederschlagen. Beispielhaft dafür ist ein Erlebnis von Herrn Schmidt, in dem er beim Spielen als Kind in Hammerbrook mehrere Sinti:zze und Rom:nja im Vorbeilaufen wahrnahm. Im Interview rekonstruiert er diese Erinnerung mit seinem gegenwärtigen Wissen dahingehend, dass jene Akteur:innen über den Lohseplatz hin zum Hannoverschen Bahnhof von nationalsozialistischen Soldaten getrieben worden sind. Erst im Nachhinein wird ihm die politische Gewaltsituation seiner kindlichen Wahrnehmung bewusst.⁵⁵ Vom Hannoverschen Bahnhof aus wurden Sinti:zze und Rom:nja in Konzentrationslager deportiert.⁵⁶

Dies stellt eine spezifische Praxis dar, die im Interview an mehreren Stellen vorkommt.⁵⁷ Die Farbe der Kleidungsstücke ist demnach ausschlaggebend für seine Einordnung des Gegenstandes im politischen System, zu Akteur:innen und spezifischen Praktiken der Kontrolle. Die Praxis des Sehens hilft Herrn Schmidt die Kriegssituation als Kind

54 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 02:20 - 03:10 Min.

55 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 22:30 - 25:00 Min.

56 Vgl. Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e.V. (IDA) für die Bezeichnung *“Sinti:zze und Rom:nja”* und siehe *denk.mal Hannoverscher Bahnhof auf der Homepage der Stadt Hamburg.*

57 Vgl. ebd. ca. 08:50 - 11:30 Min, ca. 19 - 21:00 Min und ca. 38:00 - 40:30 Min.

einzuordnen, zu plausibilisieren und zu verstehen. So erinnert er an anderer Stelle:

„Für mich kam auch immer der Kriech von (Pause, zeigt mit Arm nach rechts) immer aus einer Richtung. Die Flugzeuge kam' immer aus ei' - ob sie von aus weiß ich nicht, für mich kam immer der Kriech von einer Seite (zeigt mit beiden Armen nach rechts), also immer aus Richtung Chilehaus. Immer von der Seite kam der Krieg. Und da lag auch England für mich dann. Wieso, warum, das weiß ich nicht (Schulterzucken) vielleicht wurde uns das mal gesagt oder (...) nech.“⁵⁸

Herr Schmidt zog, wie er an einer Gesprächsstelle nennt, aus der Richtung der Flugzeuge am Himmel die Rückschlüsse über ihre Herkunft, diese müssten aus England kommen. Er positioniert sich in seiner Umgebung und bettete die Wahrnehmung seiner Umwelt, insbesondere den Raum über ihm im Gegensatz zum Erwachsenenalter unhinterfragt in kindliche Logiken ein und verknüpft diese miteinander.

Weltkrieg fühlen. Von Abenteuern, (fehlender) Angst, Mitgefühl und der Haptik von Laub

Während des Interviews beschreibt Herr Schmidt neben visuellen Eindrücken auch Gefühlslagen und Atmosphären, beispielsweise von (fehlender) Angst und Sicherheit in Gefahr- und Gewaltsituationen, dem Mitgefühl für einen Familienangehörigen und einer haptischen Wahrnehmung. Die Ebene des Fühlens betrifft daher nicht nur scheinbar innere Gefühlsregungen, sondern auch das Berühren seiner Umwelt und ihre stofflichen Qualitäten. So erinnert Herr Schmidt:

„Aber denn, als das immer schlimmer wurde mit den Bomben, es ja war so schlimm (unverst.), dass dann das Licht ausging und Fraun' noch - im - Bunker da anzuschreien fing' und äh - Kalk von den Decke(l) rieselte und so aber komisch, ich kann mich erinnern, dass ich als Kind nie Angst hatte (Schulterzucken) viel das oder ich hab das verdrängt, dass ich das nicht mehr weiß jetzt.“⁵⁹

Hier wird deutlich, wie er seinem kindlichen Selbst bzw. die Vorstellung seines jüngeren ichs die Fähigkeiten und ein emotionales und affektives Reaktionsvermögen zuschreibt, keine Angst gefühlt zu haben. Gleichzeitig hinterfragt er seine eigene Argumentation und die Gültigkeit seiner Erinnerung. Darüber hinaus wäre es möglich, dass er die kritische Einordnung seiner Aussage als Erzählstrategie nutzt, um die Ungewissheit seines kindlichen Fühlens abzusichern oder auf sie

58 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 11:25 - 12:00 Min.

59 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 36:50 - 37:10 Min.

hinzuweisen. Dies ist jedoch nicht nur spezifisch für das Nachdenken und Sprechen über Kriegserfahrungen, sondern eine verbreitete Leitlinie des alltäglichen Erzählens, um sich zu schützen.⁶⁰ So äußert Herr Schmidt selbst die psychoanalytisch-orientierte Vermutung, er könnte durch den Mechanismus der Verdrängung seine kindlichen Ängste vergessen haben.

Das Erinnern fehlender Angst schildert er exemplarisch an einem Ereignis im Bunker während der Bombeneinschläge. Die bereits erwähnte Stelle verweist auf schreiende Frauen als das Licht im Bunker erlosch und es für eine kurze Zeit dunkel wurde. Herr Schmidt, so betont er es, hatte als heranwachsender Junge in diesen sich wiederholenden Situationen jedoch keine Angst. Zumindest schreibt er es jenen kindlichen Erfahrungen zu, an die er sich erinnern kann.

Im Gegensatz dazu spricht Herr Schmidt von einer Angst, die er mit einer spezifischen Person verknüpft. Dies steht im Kontrast zu der rekonstruierten kindlichen Wahrnehmung, keine Angst gefühlt zu haben. So schildert er: *„Da hatten wir Angst vor. Vor den hatten wir vor alln’ Ding’ vor den’ ne. Angst (...) und, das war’n böse Menschen.“*⁶¹ Herr Schmidt erwähnt an dieser Stelle die kindliche Gefühlslage gegenüber dem bereits im vorherigen Kapitel erwähnten Blockwarts. Er und andere Kinder hatten seiner Erzählung nach Angst vor den als “böse” klassifizierten Blockwärttern. In diesem Zitat wird der Zusammenhang von einer spezifischen Gefühlslage und einer moralischer Bewertung des Blockwarts deutlich.

Als einen von Herrn Schmidt artikulierten Gegensatz zu diesen Formen von Angst, schildert er seinen kindlichen Eindruck davon, dass er den Weltkrieg als Abenteuer (‘Kriegseuphorie’ oder ‘Kriegsbegeisterung’) wahrgenommen hat, eine Sichtweise, die beispielsweise auch Kriegsenthusiast:innen und Kriegsfreiwillige teilen konnten.⁶² Weltkrieg konnte dabei als außeralltäglich interpretiert werden, obwohl er nach Beginn zu einem neuen bisher unbekanntem (Kriegs-)Alltag wurde, von dem ggf. von Akteur:innen aus dem sozialen Nahbereich und in Medien berichtet wurde.

Herr Schmidt erinnert sich an den abenteuerlichen Charakter von Kriegsalltagen, insbesondere an die Wahrnehmung von Abläufen während der Bombenalarme. Dabei spielt ein Luftschutzkeller in der Nachbarschaft eine zentrale Rolle in der Erzählung:

⁶⁰ Vgl. zum Zusammenwirken von traumatischen Kriegserlebnissen und Verdrängungsmechanismen für den Selbstschutz Reddemann 2017.

⁶¹ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 06:00 – 06:15 Min.

⁶² Vgl. Bohse 1988 und die Aufsätze in van der Linden/ Mergner/ de Lange 1991.

„Jo(a) und dann noch im Kriech, wenn wir immer äh wenn wenn's Voralarm gab, dann wurden wir Kinder oder Nachbarkinder 'mer schon voraus geschickt in Luftschutzkeller. Aber da gab's da war'n diese Luftschutzkeller der war wohl nicht mehr - wieso und warum wir nicht mehr zur Woltmanstraße in den Luftschutzkeller ging' oder kam' weiß ich nicht, da war dann im Sprinkenhof (...) da war dann unser zugewiesener sach ich jetzt mal zugewiesener Luftschutzkeller, da wurden wir als Kinder dann immer vorausgeschickt, das war für uns immer Abenteuer. Nich, also Krieg und so war für uns muss ich sagen, wenigstens für mich und ich glaube auch die Kinder in mein' Alter ungefähr d' dies damals denn so neun (...) zehn Jahre oder noch jünger war'n war das alles Abenteuer (...).“⁶³

Die angeführten Zitate zeigen eine Ambivalenz auf in der Rekonstruktion von kindlichen Gefühlslagen zwischen Angst und Abenteuer(lust) auf. Auf der einen Seite schildert Herr Schmidt eine personenbezogene Angst, deutlich gemacht an der Figur des Blockwarts. Auf der anderen Seite beschreibt eine fehlende raumbezogene Angst, an dessen Stelle ein Gefühl von Abenteuer treten konnte. Deutlich gemacht wird dies an der Schilderung des Bombenschutzes. Dies steht im Kontrast zu der kontinuierlichen Bedrohlichkeit einer Kriegssituation.

Jedoch bleiben nicht nur die kindlichen Vorstellungen von Abenteuer und Angst in Erinnerung, sondern auch Formen von Mitgefühl gegenüber seinem Onkel, der 12 Jahre lang in einem Konzentrationslager inhaftiert war. Herr Schmidt erzählt:

„Ja und ich hab auch i.. immer gezweifelt dann als er zu bei uns eh zu uns kam (...) weil ich hab immer ich hab immer gedacht - 12 Jahre das geht ja gar nicht. Das hält ja gar keiner aus so wenn der - und (...) Ich hab immer gedacht der übertreibt. Aber (...) es muss wohl doch alles schlimm gewesen sein, der hat ja auch ne' große Abfindung dann gekriecht.“⁶⁴

Herr Schmidt rekonstruiert seine Kindheitswahrnehmung und äußert die Vermutung, dass sein Onkel bereits zu Beginn des NS-Regimes in den 1930er Jahren deportiert worden sein müsste. Als Kind habe er gedacht, dass sein Onkel in den wenigen Erzählungen über die menschenverachtende Gewalt- und Unrechtserfahrungen in dem KZ übertrieben haben müsse. Erst jetzt im Nachhinein formuliert er die Einsicht, dass die Zustände vor Ort problematischer waren als er als Kind gedacht hat. Im Gespräch verweist Herr Schmidt außerdem auf die hohe Abfindung, die sein Onkel für die Inhaftierung erhalten

63 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 21:00 - 22:00 Min.

64 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 10:00 - 11:15 Min.

hat. Dies unterstreicht seine gegenwärtige Lesart, die Zeit im KZ sei "schlimm" gewesen, da der Abfindungsbetrag hoch ausfiel. Erst in dieser kausalen Verknüpfung zeigt sich die Nachvollziehbarkeit und das Mitgefühl von Herrn Schmidt sowie die (ökonomische) Eigenlogik, sich die Lebenswelt des Onkels zu plausibilisieren.

Darüber hinaus nennt Herr Schmidt eine historische (Gewalt-)Situation aus seiner Kindheit, in der er die haptischen Dimension von Kriegstagen anspricht. So erzählt er:

"So viel ich weiß war'n das Italiener. Den ha'm wir nämlich dann auch immer so (Pause) Tabak gegeben. Ha'm wir ges-nicht immer, ich kann mich nur an ein' Tach erinnern. Da hatt'n wir so Laub kleingemacht (reibt beide Hände aneinander) als Kinder wohl mit den größeren zusamm' weil wir da sonst nicht drauf gekomm' und dann ha'm wir von den' so diese diese äh Sterne (zeigt auf linke Schulter) d'äh diese (unverständ.) auf den Orden wann wa-wissen Sie? Diese diese viereckigen Zeichen. Die ha'm die uns dann gegeben für den Tabak. Was 'an (unverst.) - Aus Laub."⁶⁵

Herr Schmidt erinnert sich noch an die Praxis, für italienische Kriegsgefangene Tabak herzustellen, indem er Laub in seinen Händen gerieben und dadurch zerkleinert hat. Er spricht seinen Tastsinn an, welcher als Medium für die Rekonstruktion von Erfahrung wirkt. So vergegenwärtigt er die historische Situation der Tabakherstellung mit dem Verweis auf das Gefühl, Laub berührt zu haben.

Weltkrieg hören. Von weiblich-gelesenen Schreien und Kriegsliedern

Die letzte und fünfte Perspektive, Kindheit im Zweiten Weltkrieg fassbar und kulturwissenschaftlich analysierbar zu machen, ist in unserer Lesart der Gehörsinn. Studien über Weltkriege untersuchen die akustischen Dimensionen von Bombeneinschlägen.⁶⁶ Auch Herr Schmidt weist in seiner Erzählung auf die auditive Dimension seiner Kindheits-erinnerungen hin. Er beschreibt das Schreien von Frauen im Bunker als das Licht während Bombeneinschlägen versagte: *"dass dann das Licht ausging und die Fraun' noch - im - Bunker da anzuschreien fing."⁶⁷*

Weitere für Herrn Schmidt erzählwürdige akustische Eindrücke während des Krieges stellen Lieder und das individuelle und kollektive Singen von ihnen dar:

⁶⁵ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 4, ca. 40:40 - 41:15 Min.

⁶⁶ Vgl. Homberger 1975, Evangelische Akademie Bad Boll 2000, Radebold/ Bohleber/ Zinnecker 2007, Alberti 2010, Quinkert/ Rauth/ Winkler 2010, Bode 2008/ 2011, Weinrich 2013.

⁶⁷ Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2, ca. 36:50 - 37:00 Min; siehe auch das Unterkapitel „Weltkrieg sehen.“ in diesem Beitrag.

“Ich weiß noch die Lieder, mein Bruder der hat ja auch (unverständlich) Lieder gesungen im Bett. Der irgend so’n Kampflied war ‘Wir fliegen gegen England’ und so weiter, nech. Also für mich war an und für sich England - gar nicht mal Amerika und so. England war der Feind so.”⁶⁸

So benennt er eine Hymne gegen England, die sein großer Bruder regelmäßig gesungen hat. Die Gesänge, das bereits erwähnte Tragen der Uniform sowie die damit verbundene politische Einstellung von Herrn Schmidts großem Bruder standen in einem starken Kontrast zu der sozialdemokratischen Einstellung seiner Mutter. Dieser Kontrast wird auch in einer Gesprächspassage zu Beginn des Interviews deutlich: Seine Mutter habe sich in ihrem Verhalten vor Herrn Schmidts großem Bruders *“auch manchmal so’n bisschen (...) vorsehen”* müssen, aus den Bedenken heraus, dass er Informationen über nicht NS-konforme Handlungsweisen, wie beispielsweise dem Hören von verbotenen Radiosendern, verraten könnte.⁶⁹ Herr Schmidt erzählt weiter:

“Und vorne raus war irgendwie so’n Versammlungsraum von der Hitlerjugend. Und da wollt’ ich e’m die ha’m ja auch dann da ihre Lieder gesung’ (...) und für mich als Kind war das ja (irgendwo?, unverst.) reizvoll. Und da hat meine Mutter mich auch hochgehoben und wenn die uns dann geseh’n haben oder mich am Fenster dann ha’m sie da losgebrüllt: ‘Verschwinden hier!’ und so weiter, ne. Und dann ist meine Mutter auch gleich mit mir los. Gleich wech dann (Pause) nech.”⁷⁰

Herr Schmidt hörte als Kind zusammen mit seiner Mutter heimlich den Gesängen der Hitlerjugend zu, deren Versammlungsraum in unmittelbarer Nähe zu der Wohnung von Familie Schmidt gewesen sein muss. Seine Mutter achtet darauf, dass sie beim Lauschen nicht gesehen oder gehört werden, gerade weil öffentliche Kontrollinstanzen existierten. An dieser Stelle verweisen wir auf die öffentliche Kontrolle politischen Agierens und die eingeschränkte Meinungsfreiheit während des NS-Regimes hin, welches Disziplinierungsmaßnahmen und Sanktionen verhängt.

Interessant scheint hier die Bereitschaft von Herrn Schmidts Mutter gewesen zu sein, ihren Sohn an Musik teilhaben zu lassen, welche eine starke politische Ausrichtung hat, die sie ablehnt. Interpretieren können wir dies so, dass seine Mutter ihrem Sohn in einer Kriegssituation musikalische Sinneseindrücke gewähren möchte, diese jedoch von ihren stark polarisierenden, emotionalisierenden und moralisierenden Inhalten abgrenzt.

68 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 10:40 - 11:00 Min.

69 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 1, ca. 08:10 - 09:32 Min.

70 Vgl. Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3, ca. 13:00 - 13:40 Min.

Zwischenfazit: Das biografische und narrative Interview als soziale Bühne

Im biografischen Material wird deutlich, wie unser Gesprächspartner Herr Schmidt konkrete Erfahrungen und damit verbundene Empfindungen in seiner Kindheit in der Gegenwart erinnert und in eine lineare Erzählweise bringt. Der Praxis des Erzählens seines Lebensverlaufes kann deshalb eine ordnende, produktive und auch (re)aktivierende soziale Funktion zugeschrieben werden, die über das Gespräch hinaus wirksam werden kann.⁷¹

In den biografischen Erzählungen wurden die Kindheitserinnerungen von Herrn Schmidt mit spezifischen für ihn relevante und erzählwürdige Zeitspannen, Orte, Ereignisse, Personen, soziale Beziehungen und Gegenstände verbunden. Vor diesem Hintergrund eröffnet sich uns ein Problembewusstsein dafür, welche Fragen wir und auch Herr Schmidt aus der Gegenwart in die Vergangenheit stellen und projizieren, welche Fragen sich aus der Zeit während des Zweiten Weltkriegs aber auch selbst aufdrängen und wie diese zu zeitgenössischen häufig pathologisierenden Deutungen von emotionalen und sinnlichen Eindrücken einzuordnen sind. In den Tonaufnahmen der narrativen Interviews ist ebenso bedeutsam, wie die Aufnahmesituation als Bühne für Inszenierungs-, Repräsentations- und Darstellungsformen genutzt wird.⁷² Dies dient vor allem dazu, Entwürfe des eigenen Selbst und seine emotionalen Qualitäten, wie beispielsweise Mut, Tapferkeit, Durchhaltevermögen, Ehrgeiz, Angst, Zweifel, Schuld oder Scham auszuweisen. Gleichzeitig verweist er durch die Inszenierung im Gespräch auf seine moralischen Wertvorstellungen. Darüber hinaus können wir durch seine Erzählform gesellschaftliche Mechanismen, die das Denken und Sprechen über Kindheiten im Zweiten Weltkrieg regulieren und formen, ableiten.

Die sinnlichen Eindrücke werden von Herrn Schmidt hierarchisiert, miteinander verglichen und bewertet. Oftmals werden die Kindheitserinnerungen von ihm nachträglich korrigiert, da die Komplexität der Situation oder soziale und historische Kontexte zu der Zeit der Ereignisse nicht bekannt waren oder nicht eingeordnet werden konnten. Historisches Wissen wird demnach dem Erleben spezifischer Lebensspannen zugeschrieben, dem in der Gegenwart gegenübergestellt und von der gegenwärtigen Sprechsituation in die Vergangenheit projiziert.

⁷¹ Vgl. Kraus 2000, Henning 2009, Albes 2010, Fahrmeir 2013, Albert-Armenat 2016, Häusler/ Schneider 2016.

⁷² Vgl. Goffmann 2003 (Original: 1956).

4. (K)ein Fazit.

Gefühlsstrukturen im Zweiten Weltkrieg? Zur sinnlichen und emotionalen Mikrogeschichte von Kindheitserinnerungen in der Zeit des Nationalsozialismus

Die Analyse der Tonaufnahmen mit den Zeitzeugeninterviews zeigt spezifische sinnliche und emotionale Dimensionen von biographischem Erfahrungswissen in der Kindheit während des Zweiten Weltkriegs in Hamburg.

Wir haben zu zeigen versucht, wie eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf die sinnlichen und emotionalen Qualitäten historischer Alltage aussehen kann: Indem wir konkrete sinnliche Eindrücke, unter anderem aus dem (persönlichen) Bereich von Lebensmitteln, soziale und gebaute Räume, Gegenstände und ihre Stofflichkeiten und politische Aktivitäten, vorgestellt und ihre akteur:innenspezifischen emotionalen Bedeutungen herausgearbeitet haben. Wir argumentieren für die soziale und kulturelle Dimension menschlicher Sinneserfahrungen. Hier spielt vor allem die prägende Kraft von sinnlichen Wahrnehmungen während der Kindheit eine entscheidende Rolle, vor allem im Erinnern und Erzählen von einer biographischen Vergangenheit abseits von sozialisationstheoretischen und psychologisierende Deutungen.⁷³ Dies betraf detailreich beschriebene Praktiken des Sehens – Metallhaken, räumliche Arrangements und Uniformen, des Hörens – Gesänge und Geschrei, des Tastens – Laub, des Riechens – Luftschutzbunker und Keller der Schule am Bullenhusener Damm, des Schmeckens – Vanillepudding, Pfefferminztee, Kaugummi oder Kochkäse und des (Mit) Fühlens – Abenteuer oder (fehlende) Angst.

Unser Beitrag liefert eine kulturwissenschaftliche Annäherung an 'Sinn-Welten' von Kindheit im Zweiten Weltkrieg in Hamburg. Unsere Mikrostudie konnte das Themenfeld Emotionen, Sinne und Zweiter Weltkrieg nur anreißen. Hier müssen weitere Mikrostudien zu den sinnlichen und emotionalen Dimensionen des Zweiten Weltkriegs anschließen, um ethnografisches Wissen über historische Alltage, Akteur:innen und soziale Beziehungen, aber auch über politische Prozesse zu generieren. Die kulturanthropologische Linse hilft dabei, ein historisiertes, kontextualisiertes und differenziertes Bild von Geschichte zu entwerfen und gleichzeitig nach den methodischen Potenzialen einer Mikrogeschichte im 21. Jahrhundert und allgemeineren Zugängen einer Historischen Anthropologie zu fragen. Betonen möchten wir vor allem die Narrativität und den Konstruktionscharakter von Geschichte.

⁷³ Vgl. Wulf 2014.

Wieso sollte und wieso kann eine einzelne Lebensgeschichte relevant sein? Was sagt die Biographie des einzelnen Akteurs (Herrn Schmidt) über Kindheit, den Zweiten Weltkrieg oder gar den Nationalsozialismus aus? Welche Rückschlüsse können aus der Wahrnehmung von Sinnen und Emotionen überhaupt gezogen werden und was sagt dies über ihren Konstruktionscharakter aus?

In unserem Verständnis von Mikrogeschichte können anhand von Herrn Schmidts Aussagen abstrakte Begriffe und Meta-Geschichtsschreibungen konkretisiert, kontextualisiert und spezifiziert werden. Auch wenn unser nachgezeichnetes Bild nicht den Anspruch hat, vollständig zu sein, kann es als Fallbeispiel und Brennglas für viele Biographien jener Zeit stehen – von Menschen, die während des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus in Hamburg geboren und/oder aufgewachsen sind. Zeitgenössische Erinnerungen und Erfahrungen von als besonders interpretierten Momenten wirken auch noch in die Gegenwart hinein. Zeitzeug:innen fungieren damit als Teil eines kommunikativen Gedächtnisses, das mit ihrem Ableben Teil eines nationalen kulturellen wird. Dieses ist immer auch mediengebunden.⁷⁴ und stellt darüber hinaus eine fruchtbare Analyseperspektive dar. Aufgrund der Fülle an Perspektiven haben wir unser Augenmerk konkret auf ihre sinnlichen und emotionalen Kodierungen gelegt.

Ausblick

Weitere Feinstudien in der historischen Emotions- und Affektforschung können hier ansetzen und untersuchen, inwieweit von Gefühlsstrukturen während des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus gesprochen werden kann. Hier würden vor allem in Bezug auf Alltagsakteur:innen und ihre erfahrungsbasierten Eigen- und Fremddeutungen abseits von politisierten Emotionen oder dem Propagandaapparat, einen Mehrwert für die Geschichts- und Kulturwissenschaften geben. Erst dann kann anhand verschiedener historisch-orientierter Mikrostudien eine differenzierte Gefühls-, Emotions- und Affektgeschichte des Zweiten Weltkriegs und des Nationalsozialismus (in Hamburg) produziert werden.

⁷⁴ Vgl. Assmann 1993, 1999 und 2007.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Albert-Armenat, Ina: Sinn und Ordnung: Biographien als Deutungsmuster im Diskurs. In: *Bios* 29 (2016), S. 14-27.

Alberti, Bettina: *Seelische Trümmer: Geboren in den 50er- und 60er-Jahren: Die Nachkriegsgeneration im Schatten des Kriegstraumas*, 4. Auflage. München 2010.

Albes, Claudia (Hrsg.): *Vom Sinn des Erzählens: Geschichte, Theorie und Didaktik*. Frankfurt am Main 2010.

Alheit, Peter/ Hoerning, Erika M. (Hrsg.): *Biographisches Wissen: Beiträge zu einer Theorie lebensgeschichtlicher Erfahrung*. Frankfurt am Main 1989.

Arantes, Lydia Maria/ Rieger, Elisa (Hrsg.): *Ethnographien der Sinne: Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen*. Bielefeld: transcript 2014.

Aschmann, Birgit (Hrsg.): *Der Einfluss von Emotionen auf die Politik des 19. Und 20. Jahrhunderts*. Berlin 2005.

Assmann, Aleida: *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der deutschen Bildungsidee (= Edition Pandora, Band 14)*. Frankfurt am Main u. a. 1993.

Assmann, Aleida: *Zeit und Tradition. Kulturelle Strategien der Dauer (= Beiträge zur Geschichtskultur, Band 15.)*. Köln u. a. 1999.

Assmann, Aleida: *Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung (= Krupp-Vorlesungen zu Politik und Geschichte am Kulturwissenschaftlichen Institut im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Band 6)*. München 2007.

Aumüller, Matthias: *Narrativität als Begriff: Analysen und Anwendungsbeispiele zwischen philosophischer und anthropologischer Orientierung*. Berlin 2012.

Barlösius, Eva: *Einleitung: Gesellschaften sind so, wie sie essen. In: Dies.: Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung. 3., durchgesehene Auflage Weinheim/Basel 2016, S. 11-24.*

Barth, Friedrich G.: *Vom Sinn der Sinne: Sinnesorgane zwischen Umwelt und Verhalten*. Wiesbaden 1989.

Bamberg, Michael G. W. et al: *Selves and identities in narrative and discourse*. Amsterdam 2007.

Bartsch, Christoph/ Bode, Frauke (Hrsg.): *Welt(en) erzählen: Paradigmen und Perspektiven*. Berlin 2019.

Bauer, Gerhard: *Sprache und Sprachlosigkeit im „Dritten Reich“*. Köln 1988.

Bausinger, Hermann: *Lebendiges Erzählen. Volkskundliche Gegenwartsuntersuchungen im schwäbischen Dorf*. Tübingen 1952.

Beatty, Andrew: *Emotions in the Field: What are we talking about? In: Journal of Royal Anthropological Institute 11/1 (2005), pp. 17-37.*

Becker, Verena: *Gelebter Geschmack. Eine sensorische Ethnographie über das Verflochten-Sein von Mensch, Wahrnehmung und Umwelt*. Magisterarbeit 2017. Universität Koblenz-Landau.

Beitl, Matthias/ Schneider, Ingo (Hrsg.): *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen und Gefühlswelten*. Wien 2016.

Bendiek, Lisa: *Die Emotionen der Ethnologin: ein Plädoyer für mehr Gefühl in der Feldforschung. In: Cargo. - Bayreuth Junge Ethnologie e.V. 33 (2014), S. 7-14.*

Bendix, Regina: *Reden und Essen. Kommunikationsethnographische Ansätze zur Ethnologie*

- der Mahlzeit. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 107 (2004), S. 211-238.
- Bendix, Regina/ Fenske, Michaela: Politisch Essen - Essen in der Politik. In: Bendix, Regina F.; Fenske, Michaela (Hrsg.): Politische Mahlzeiten/Political Meals (Wissenschaftsforum Kulinaristik, Band 5). Berlin 2014, S. 5-16.
- Bendelow, Gillian/Williams, Simon J. (Hrsg.): Emotions in social life: critical themes and contemporary issues. London 1998.
- Benthien, Claudia/Fleig, Anne/Kasten, Ingrid (Hrsg.): Emotionalität: zur Geschichte der Gefühle. Köln u.a. 2000.
- Bertaux, Daniel: Biography and society: the life history approach in the social sciences. Beverly Hills, Cal. 1981.
- Blank, Ralf: Hagen im Zweiten Weltkrieg: Bombenkrieg, Kriegsalltag und Rüstung in einer westfälischen Großstadt 1939-1945. Essen 2008.
- Blaßneck, Klaus: Militärpsychologie im Nationalsozialismus: Kriegsneurotiker im Zweiten Weltkrieg. Würzburg 2000.
- Bode, Sabine: Die deutsche Krankheit - German Angst, 3. Auflage. Stuttgart 2008.
- Bode, Sabine: Die vergessene Generation - Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, 5. Auflage. Stuttgart 2011.
- Bömer, Brigitte/ Fahrenhorst, Hartmut/ Rist, Uwe (Hrsg.): Sinne erschließen die Umwelt: wie Mensch, Tier und Pflanze ihre Umwelt wahrnehmen. Mühlheim an der Ruhr 1995.
- Bohnsack, Ralf/ Marotzki, Winfried: Biographieforschung und Kulturanalyse: transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Opladen 1998.
- Bonwetsch, Bernd/Schalhorn, Bernhard (Hrsg.): Kriegskindheit und Nachkriegsjugend in zwei Welten: Deutsche und Russen blicken zurück. Essen 2009.
- Bohse, Jörg: Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille: Meinungslenkung und Propaganda im Nationalsozialismus. Stuttgart 1988.
- Braun, Karl/Dieterich, Claus-Marco/Hengartner, Thomas/Tschofen, Bernhard: Kulturen der Sinne: Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Würzburg: Königshausen & Neumann 2017.
- Brednich, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung. In: Lehmann, Albrecht/ Göttisch, Silke: Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 57-79.
- Bruckmüller, Ernst/ Stekl, Hannes/ Hämmerle, Christa (Hrsg.): Kindheit und Schule im Ersten Weltkrieg. Wien 2015.
- Brunswig, Hans: Feuersturm über Hamburg. Stuttgart 1978.
- Burkett, Ian: Emotions and Social Relations. London 2014.
- Chakkalakal, Sylvy: Margaret Meads Anthropologie der Sinne. Ethnographie als ästhetische und ästhetische Praxis. In: Hoffmann, Beatrix (Hrsg.): Objekt, Bild und Performance. Berlin 2014, S. 14-28.
- Chartier, Roger: Cultural History. Between practices and representations. Cambridge u. a. 1988.
- Classen, Constance: Worlds of sense: exploring the senses in history and across cultures. London u.a. 1993.
- Clauer, Jörg: Scham und Sprachlosigkeit in den Kriegsfolgengenerationen. Körperdialoge und Begegnungsmomente im Kontext transgenerationaler Traumatisierung: Eine persönliche therapeutische Zeitreise. In: systemam 2(26 (2012), S. 133-151.

Cobley, Paul: Narrative. London 2014.

Davis, Belinda Joy/Lüdtke, Alf/Lindenberger Thomas/Wildt, Michael (Hrsg.): Alltag, Erfahrung, Eigensinn: historisch-anthropologische Erkundungen. Frankfurt am Main 2009.

Diekwisch, Heike (Hrsg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte: zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte (= Berliner Geschichtswerkstatt). Münster 1994.

Dietrich, A. & L. Heise (Hrsg.): Männlichkeitskonstruktionen im Nationalsozialismus. (= Zivilisation & Geschichte, Band 18). Frankfurt am Main 2013.

Dinzelbacher, Peter (Hrsg.): Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen (= Kröners Taschenausgabe, Band 469), 2., durchgesehene und ergänzte Auflage. Stuttgart 2008.

Ehrlich, Konrad (Hrsg.): Erzählen im Alltag. Frankfurt am Main 1980.

Evangelische Akademie Bad Boll (Hrsg.): Kriegskinder gestern und heute. Tagung vom 17-19. April 2000. Bad Boll 2000.

Ewers, Hans-Heino (Hrsg.): Erinnerungen an Kriegskindheiten: Erfahrungsräume, Erinnerungskultur und Geschichtspolitik unter sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektive. Weinheim 2006.

Fahrmeir, Andreas: Rechtfertigungsnarrative: zur Begründung normativer Ordnung durch Erzählungen. Frankfurt am Main 2013.

Febvre, Lucien: Sensibilität und Geschichte. Zugänge zum Gefühlsleben früherer Epochen. In: Dies./ Bloch, Marc/ Braudel, Fernand/ Honegger, Claudia (Hrsg.): Schrift und Materie der Geschichte. Vorschläge zur systematischen Aneignung historischer Prozesse. Frankfurt am Main 1977, S. 313-334.

Felden, Regina Klein/ Macha, Hildegard/ Marotzki, Winfried: Erinnerung - Reflexion - Geschichte: Erinnerung aus psychoanalytischer und biographietheoretischer Perspektive. Wiesbaden 2008.

Fenske, Michaela/Lipp, Carola (Hrsg.): Alltags als Politik - Politik im Alltag: Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin u.a. 2010.

Frevert, Ute: Angst vor Gefühlen?: die Geschichtsmächtigkeit von Emotionen im 20. Jahrhundert. In: Nolte, Paul (Hrsg.): Perspektiven der Gesellschaftsgeschichte. München 2000, S. 95-111.

Frevert, Ute (Hrsg.): Geschichte der Gefühle. Göttingen 2009.

Frevert, Ute: Emotions in history: lost and found. Budapest 2011.

Frevert, Ute/Scheer, Monique/Schmidt, Anne/Eitler, Pascal/Hitzer, Bettina u.a. (Hrsg.): Gefühlswissen: eine lexikalische Spurensuche in der Moderne. Frankfurt am Main 2011.

Frevert, Ute/Schmidt, Anne (Hrsg.): Geschichte, Emotionen und visuelle Medien. Göttingen: 2011.

Frevert, Ute: Die Bildung der Gefühle. Wiesbaden 2012.

Frevert, Ute: Vergängliche Gefühle. Göttingen 2013.

Frevert, Ute (Hrsg.): Emotional Lexicons. Continuity and Change in the Vocabulary of Feeling 1700-2000. Oxford 2014.

Frevert, Ute: Mächtige Gefühle. Von A bis Angst bis Z wie Zuneigung - Deutsche Geschichte seit 1900. Frankfurt am Main 2020.

Frings, Stephan/ Müller, Frank (Hrsg.): Biologie der Sinne: Vom Molekül zur Wahrnehmung. Berlin u.a. 2014.

Früh, Werner/ Frey, Felix/ Blümler Jette (Hrsg.): Narration und Storytelling: Theorie und empirische Befunde. Köln 2014.

Gammerl, Benno: Emotional styles - concepts and challenges. In: Rethinking History 16/2 (2012), pp. 37-62.

Gieschler, Sabine: Leben erzählen: von der Wiederbelebung einer Kulturtätigkeit in postmoderner Zeit. Münster 1999.

Ginzburg, Carlo: Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß. In: Medick, Hans (Hrsg.): Mikro-Historie. Neue Pfade in die Sozialgeschichte. Frankfurt am Main 1994.

Goffmann, Erving: Wir alle spielen Theater. München 2003, Original: 1959.

Götzö, Monika: Theoriebildung nach Grounded Theory. In: Leimgruber, Walter/ Bischoff, Christine/ Oehme-Jüngling, Karoline (Hrsg.): Methoden der Kulturanthropologie Stuttgart 2013, S. 444-458.

Griese, Birgit (Hrsg.): Subjekt - Identität - Person?: Reflexionen zur Biographieforschung. Wiesbaden 2010.

Harding, Jennifer/ Pribram, Deidre (Hrsg.): Emotions. A Cultural Reader. New York/ London 2009.

Häusler, Anna/ Schneider, Martin (Hrsg.): Ereignis erzählen. Berlin 2016.

Haraway, Donna: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive, in: dies.: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt / M., New York 1995, 73 - 98.

Harper, Ian: Ethics. In: Konopinski, Natalie (Ed.): Doing Anthropological Research. A practical guide. London u.a. 2014.

Heinlein, Michael: Die Erfindung der Erinnerung: deutsche Kriegskindheiten im Gedächtnis der Gegenwart. Bielefeld 2010.

Heimerdinger, Timo: Schmackhafte Symbole und alltägliche Notwendigkeit. Zu Stand und Perspektiven der volkskundlichen Nahrungsforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 101 (2005), S. 205-218.

Hengartner, Thomas/ Lehmann, Albrecht/ Schmidt-Lauber, Brigitte: Leben - erzählen: Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Berlin/ Hamburg 2005.

Henning, Tim: Person sein und Geschichten erzählen: eine Studie über personale Autonomie und narrative Gründe. Berlin 2009.

Herlyn, Gerrit: Tonträger. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Band 13/2 (2009), S. 754-759.

Herlyn, Gerrit: Kulturwissenschaftliche Beiträge auf, über und mit akustischen Speichermedien. In: Vokus. Volkskundlich-kulturwissenschaftliche Schriften 22 (2013). S. 24-28.

Hermann, David: Narratologies: new perspectives on narrative analysis. Columbus, Ohio 1999.

Herzberg, Heidrun/ Alheit, Peter (Hrsg.): Biographie und Gesellschaft: Überlegungen zu einer Theorie des modernen Selbst. Frankfurt am Main 2011.

Hessenberger, Edith: Gefühle erzählen. Über die Rolle von Gefühlen in autobiografischen Erzählungen. In: Beitzl, Matthias/ Schneider, Ingo (Hrsg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen und Gefühlswelten. Wien 2016.

Homburger, Esther Fischer: Die traumatische Neurose - Vom somatischen zum sozialen Leiden. Bern u.a. 1975.

Janus, Ludwig (Hrsg.): Geboren im Krieg. Kindheitserfahrungen im 2. Weltkrieg und ihre Auswirkungen. Gießen 2012.

Johnson, Eric Arthur/Reuband, Karl-Heinz (Hrsg.): What we know: terror, mass murder, and

everyday life in Nazi Germany: an oral history. Cambridge, MA 2005.

Jureit, Ulrike: Verletzungen: lebensgeschichtliche Verarbeitung von Kriegserfahrungen. Hamburg 1994.

Kauppert, Michael: Erfahrung und Erzählung: zur Topologie des Wissens. Wiesbaden 2010.

Keppler, Angelika: Beispiele in Gesprächen: Zu Form und Funktion exemplarischer Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde (1988) 84, S. 39-57.

Klee, Ernst: Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer (= Die Zeit des Nationalsozialismus). Frankfurt am Main 2001.

Klein, Christian/ Martinez, Matias (Hrsg.): Wirklichkeitserzählungen: Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. Stuttgart 2009.

Kraimer, Klaus: Die Fallkonstruktion: Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt am Main 2000.

Kraus, Wolfgang: Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Herbolzheim 2000.

Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung: Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt am Main 2012.

Lange, Herta/ Burkard, Benedikt (Hrsg.): Abends wenn wir essen fehlt uns immer einer: Kinder schreiben an die Väter 1939-1945. Reinbek bei Hamburg 2000.

Lange, Dirk: Die Alltagsgeschichte in der historisch-politischen Didaktik: zur politischen Relevanz alltagsorientierten Lernens 2002.

Lindner, Rolf: Zum Wesen der Kulturanalyse. In: Zeitschrift für Volkskunde 99/1 (2003), S. 177-188.

Lutz, Catherine/Geoffrey, White M.: The Anthropology of Emotions. In: Annual Review of Anthropology 15 (1986), pp. 405-436.

Lutz, Catherine A.: Unnatural emotions: everyday sentiments on a Micronesian atoll & their challenge to western theory. Chicago 1988.

Lehmann, René/ Ochsner, Florian/ Sebald, Gerd (Hrsg.): Formen und Funktionen sozialen Erinnerens: Sozial- und kulturwissenschaftliche Analysen. Wiesbaden 2013.

Lehmann, Albrecht: Autobiographische Erhebungen in den sozialen Unterschichten: Gedanken zu einer Methode der empirischen Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 73 (1977), S. 161-180.

Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 21 ½ (1980), S- 56-69.

Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf: autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main 1983.

Lehmann, Albrecht: Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, Thomas/ Müller-Dohm, Stefan (Hrsg.): „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main 1993.

Lehmann, Albrecht: Vom Verstehen des Selbstverständlichen: Fragestellungen und Methoden der Volkskunde. In: Die Standortpresse. Hamburg 1995, S. 87-91.

Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung: kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007a.

Lehmann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Lehmann, Albrecht/ Götsch, Silke: Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007b, S. 271-289.

Lieblich, Amia/ Tuval-Mashiach, Rivka/ Zilber, Tamar: Narrative research: reading, analysis

and interpretation. Thousand Oaks, Cal. 1998.

Livholts, Mona/ Tamboukou, Maria (Eds.): Discourse and narrative methods. Los Angeles, Calif. 2015.

Löffler, Klara: Aufgehoben. Soldatenbriefe aus dem Zweiten Weltkrieg. Eine Studie zur subjektiven Wirklichkeit des Krieges. Bamberg 1992.

Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999.

Löffler, Klara/ Gehmacher, Johanna: Storylines and Blackboxes. Autobiographie und Zeugenschaft in der Nachgeschichte von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg (= Beiträge des VWI zur Holocaustforschung). Wien 2017.

Lowe, Keith: Inferno: The Fiery Destruction of Hamburg. New York 2007.

Lucius-Hoene, Gabriele/ Deppermann, Arnulf: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002.

Heinl, Peter: „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg ...“: seelische Wunden aus der Kriegskindheit. München 1994.

McAdams, D. P./ Josselson, R./ Lieblich, A. (Eds.): Identity and story: creating self in narrative. Washington 2006.

Meyer, Silke: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110/2 (2014), S. 243-267.

Meyer, Silke (Eds.): Narrative analysis and identity politics. Berlin 2018.

Meyer, Silke: Narrativität. In: Heimerdinger, Timo/ Tauschek, Thomas (Hrsg.): Kulturtheoretisch argumentieren: ein Arbeitsbuch. Münster 2020, S. 323-351.

Missfelder, Jan-Friedrich: Ganzkörpergeschichte. Sinne, Sinn und Sinnlichkeit für eine Historische Anthropologie. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (= Schwerpunkt: Reserven Historischer Anthropologie) 39/2 (2014), S. 457-475.

Mortensen, Dörte: Kriegskindheit im Spiegel der Erinnerung: Lebensgestaltung und -bewältigung früher traumatischer Erfahrungen. Eine empirische Untersuchung auf der Basis des persönlichen Gesprächs als Weg in der psychologischen Forschung. Hamburg 2011.

Mossière, Géraldine: Sharing in ritual effervescence: emotions and empathy in fieldwork. In: Anthropology Matters 9/1 (2007), pp. 1-14.

Nussbaum, Martha: Politische Emotion: Warum Liebe für Gerechtigkeit wichtig ist. Frankfurt am Main 2014.

Pier, John (Eds.): Theorizing narrativity. Berlin 2008.

Pink, Sarah: Doing sensory ethnography. Los Angeles, Calif. 2015.

Plamper, Jan: Geschichte und Gefühl: Grundlagen der Emotionsgeschichte. München 2012.

Platzwilm, Regina (Hrsg.): Grenzen des Erzählbaren. Erinnerungsdiskurse von NS-Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern in Ost- und Westeuropa. Essen 2011.

Przyrembel, Alexandra: „Ambivalente Gefühle - Sexualität und Antisemitismus während des Nationalsozialismus“ - In: Geschichte und Gesellschaft 39 (2013), S. 527-554.

Quinkert, Babette/ Rauth, Philipp/ Winkler, Ulrike: Krieg und Psychiatrie 1914-1950 (= Beiträge zur Geschichte des Nationalsozialismus, Band 26). Göttingen 2010.

Radebold, Hartmut/ Bohleber, Werner/ Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten: Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen, 2. Auflage. Weinheim 2007.

Radebold, Hartmut/ Radebold, Hildegard (Hrsg.): Spurensuche eines Kriegskindes. Stuttgart

2019.

Raulff, Ulrich (Hrsg.) Mentalitäten-Geschichte. Zur historischen Rekonstruktion geistiger Prozesse (= Wagenbachs Taschenbücherei. Bd. 152). Berlin 1987.

Reckwitz, Andreas: Praktiken und ihre Affekte. In: Schäfer, Hilmar (Hrsg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: 2016, S. 163-180.

Reddemann, Luise: Kriegskinder und Kriegsenkel in der Psychotherapie: Folgen der NS-Zeit und des Zweiten Weltkriegs erkennen und bearbeiten - Eine Annäherung, 4. Auflage. Stuttgart 2017.

Reddy, William M.: Against Constructionism: The Historical Ethography of Emotions. In: *Current Anthropology* 38/3 (1997), S. 327-340.

Redlin, Jane/Neuland-Kitzerow, Dagmar/Klar, Christoph (Hrsg.): Der gefühlte Krieg: Emotionen im Ersten Weltkrieg (Ausstellungskatalog vom 27.06.2014 - 28.0.2015 im Museum Europäischer Kulturen - Staatliche Museen zu Berlin). Dresden 2014.

Rosenwein, Barbara H.: Worrying about Emotions in History. In: *American Historical Review* 107 (2002), S. 821-845.

Scheiner, Peter: Himmelskreuze: Erinnerung an eine Kriegskindheit in Berlin und in Wien und im Bregenzerwald. Hamburg 2019.

Schönberger, Gesa: Die Mahlzeit und ihre soziale Bedeutung: Simmel, Wiegmann, Douglas, Tolksdorf, Barlösius. In: Dies.; Methfessel, Barbara (Hg.): Mahlzeiten. Alte Last oder neue Lust? Wiesbaden 2011, S. 17-25.

Schützeichel, Rainer (Hrsg.): Emotionen und Sozialtheorie: Disziplinäre Ansätze. Frankfurt am Main 2006.

Schwarberg, Günther: Der SS-Arzt und die Kinder vom Bullenhuser Damm. Göttingen 2016.
Seitz, Hartmut: Lebendige Erinnerungen: Die Konstitution und Vermittlung lebensgeschichtlicher Erfahrung in autobiographischen Erzählungen. Bielefeld 2004.

Seifert, Manfred: Alltagsleben biografisch erfassen: zur Konzeption lebensgeschichtlich orientierter Forschung. Dresden 2009.

Shoshan, Nitzan: Managing Hate, Political Delinquency and Affective Governance in Germany. In: *Cultural Anthropology* 29/1 (2014), S. 150-172.

Straub, Jürgen: Zur narrativen Konstruktion von Vergangenheit: erzähltheoretische Überlegungen und eine exemplarische Analyse eines Gruppengesprächs über die „NS-Zeit“. In: *Bios* 9 (1996), S. 30-58.

Straub, Jürgen: Das erzählte Selbst: Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität. Gießen 2019.

Steinebach, Christoph: Tabu zwischen Stolz und Scham. Gespräche mit alten Menschen über den Nationalsozialismus. Freiburg 2002.

Stoller, Paul: The taste of ethnographic things: the senses in anthropology. Philadelphia 1989.

Strohmaier, Alexandra et al (Hrsg.): Kultur - Wissen - Narrationen: Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld 2013.

Spieß, Constanze/ Tophinke, Doris (Hrsg.): Alltagspraktiken des Erzählens. Stuttgart 2018.

Süselbeck, Jan (Hrsg.): Familiengefühle. Generationengeschichte und NS-Erinnerung in den Medien, Berlin 2014.

Szarota, Totnasz: Der Alltag in den besetzten Hauptstädten Europas als Gegenstand der Forschung. In: Hiller, Marlene P. (Hrsg.): Städte im Zweiten Weltkrieg: ein internationaler Vergleich. Essen 1991, S. 10-28.

Thießen, Malte: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005. Hamburg 2007.

Tolksdorf, Ulrich: Nahrungsforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. 3. überarbeitete und erweiterte Auflage Berlin 2001, S. 239-254.

van der Linden, Marcel/ Mergner, Gottfried/ de Lange, Herman (Hrsg.): Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung: interdisziplinäre Studien. Berlin 1991.

Vogel, Detlef/Wette, Wolfram (Hrsg.): Andere Helme - andere Menschen? Heimerfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg. Ein internationaler Vergleich. Essen 1995.

von Plato, Alexander: Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der mündlichen Geschichte in Deutschland. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung (= Oral History und Lebensverlaufsanalysen) 4/1 (1991), S. 97-119.

Vorländer, Herwart (Hrsg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990.

Watson, Lawrence Craig/ Watson-Franke, Maria-Barbara (Eds.): Interpreting life histories: an anthropological inquiry. New Brunswick, N.J. 1985.

Weinrich, Arndt: Der Weltkrieg als Erzieher: Jugend zwischen Weimarer Republik und Nationalsozialismus. Essen 2013.

Wiegelmann, Günter: Was ist der spezielle Aspekt ethnologischer Nahrungsforschung? In: Teuteberg, Hans Jürgen; Ders. (Hg.): Unsere tägliche Kost. Geschichte und regionale Prägung (Studien zur Geschichte des Alltags, Band 6). Münster 1986, S. 21-31.

Wulf, Christoph: Emotion. In: Wulf, Christoph/ Zirfas, Jörg (Hrsg.): Handbuch pädagogische Anthropologie. Wiesbaden 2014, S. 113-123.

Wundrak, Rixta: Biographie als Praxis-Diskurs-Formationen. In: Alber, Ina/ Griese, Birgit/ Schiebel, Martina (Hrsg.): Biografieforschung als Praxis der Triangulation. Wiesbaden 2018, S. 83-105.

Online-Quellen

Auszug auf der Homepage der Stadt Recklinghausen, aus Möllers, Georg/ Geck, Helmut/ Pohl, Jürgen: „Wo du gehst und stehst...“ – Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes in Recklinghausen 1933-1945. Recklinghausen 2002, S. 57-59, URL: www.recklinghausen.de/Inhalte/Startseite/Ruhrfestspiele_Kultur/Gedenkbuch/Staetten_der_Herrschaft/_2.02_NS-Ueberwachungssystem.asp (21/09/2021).

Call for Papers: Nationalsozialismus und Emotionen. Emotionshistorische Konzepte und Methoden in der NS-Forschung (09.-10.11.2017), Fernuniversität Hagen, URL: www.univie.ac.at/Geschichte/salon21/?p=28443 (04/02/2021) und <https://www.hsozkult.de/event/id/event-82444> (24/06/2021).

Hannoverscher Bahnhof. In: hannoverscher-bahnhof.hamburg.de, URL: <https://hannoverscher-bahnhof.hamburg.de> (21/09/2021).

Harvard Sensory Lab, URL: <https://sel.fas.harvard.edu> (04/02/2021).

Informations- und Dokumentationszentrum für Antirassismusbearbeitung e.V. (IDA): Sinti*zze und Rom*nja In: weiterdenken.de (Heinrich Böll Stiftung Sachsen), URL: <https://weiterdenken.de/de/sintizze-und-romnja> (21/09/2021).

Jensen, Uffa Jensen: „Emotionen und Gemeinschaft“ (Vortrag), URL: www.bpb.de/veranstaltungen/dokumentation/154049/das-mimetische-erzeugen-von-emotionen (04/02/2021).

Tanner, Jakob: Historische Anthropologie, Version 1.0. In: Docupeia-Zeitgeschichte, 3.1. (2012), URL: https://docupedia.de/zg/Historische_Anthropologie (08/02/2021).

Empirisches Material

Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 1 2019-06-26 at 10_25_52.

Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 2 2019-06-26 at 10_35_44.

Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 3 2019-06-26 at 11_18_45.

Interview mit Herrn Schmidt am 26.06.2019 Teil 4 2019-06-26 at 11_51_52.

Rundgang mit Herrn Schmidt am 03.07.2020, Audiodatei 200703.



Das sozial-politische Milieu Hammerbrooks zum Ende der Weimarer Republik – Eine historische Kulturanalyse.

1. Erforschung des politischen Alltags in einem ehemaligen Arbeiterviertel

Im Fokus dieser Arbeit steht das politische Milieu des Hamburger Stadtteils Hammerbrook in der Spätphase der Weimarer Republik vor der Machtübertragung an die Nationalsozialist:innen. Die Arbeit verfolgt das Ziel einen sozial-historischen Überblick über den sozialen und gebauten Raum des Stadtteils zu entwerfen. Durch die Zusammenarbeit mit dem Begründer des „Münzviertel Archivs“¹, Günter Westphal, und eines Zeitzeugens wurde der Standort eines ehemaligen „SA-Sturmlokales“ im damals größtenteils von Kommunist:innen und Sozialdemokrat:innen bewohnten Arbeiterstadtteils bekannt. Ich zielen in dieser Arbeit daher auch darauf ab, die sozialpolitischen Strukturen zu eben jener Zeit nachzuerfolgen und zu skizzieren.

Eine Hauptschwierigkeit lag im Zusammentragen von Informationen und Quellen zu eben diesem (scheinbar) vergessenen Stadtteil. Der Versuch, bisher unbekannte empirische Quellen über Social Media², durch einen Aufruf in der Webausgabe eines lokalen Wochenblattes³ oder in den Archiven ansässiger Geschichtswerkstätten⁴ zu finden war aufgrund fehlender Belege leider wenig erfolgreich.

Ich beleuchte die Lebens- und Wohnverhältnisse Ende der 1920er, Anfang der 1930er-Jahre und skizziere die sozial-politischen Lage „auf der Straße“, um anschließend ausgewählte Organisationen und Akteur:innen der politischen „Kampfbünde“⁵ vorzustellen und ihr Prak-

1 Ein Teil der „Stadtteilinitiative Münzviertel/Kunstlabor naher Gegenden (KuNaGe) e.V.“ und deren Projekt „Viertelzimmer“ (Siehe: <https://www.viertelzimmer.net/ueber-uns/>).

2 Facebook-Gruppen: bspw. „Erzählcafé Unser altes Hamburg“ (Siehe: www.facebook.com/groups/624030454684475) oder „Hier in Hammerbrook“ (Siehe: www.facebook.com/groups/495624240847676).

3 Vgl. Timm 2020: „Elbe Wochenblatt“.

4 Hier speziell: „Geschichtswerkstatt St. Georg“ (Siehe: www.gw-stgeorg.de) & „Stadtteilarchiv Hamm“ (Siehe: www.hh-hamm.de/home/stadtteilarchiv/).

5 Hierbei bitte ich zu beachten, dass der Fokus auf den Hauptorganisationen: den „Rotfrontkämpferbund“ (KPD), dem „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ (SPD, Zentrum, DDP) und der „Sturmabteilung“ (SA) der NSDAP liegen wird. Die Unter- und Jugendorganisationen der vorher genannten sowie weitere zu der Zeit bestehende Organisationen, wie z.B. der „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten“ werden keine nähere Betrachtung in diesem Kontext erfahren.

tiken kulturanalytisch zu durchdringen.⁶

2. Eine historische Kulturanalyse - Begriffsannäherung

Unter „Kulturanalyse“⁷ wird ein erkenntnistheoretisch geleitetes Methodenbündel⁸ verstanden, welches Menschen als zentrale Protagonist:innen des sozialen und kulturellen Wandels voraussetzt. Der individuelle Mensch erscheint als „Teil, Spiegel und Auge gesellschaftlicher Wandlungsprozesse“.⁹ Dies bedeutet, dass Akteur:innen in ihrem Alltag als kommunizierend, rezipierend, handelnd und interagierend wahrgenommen werden und die Analyse der historischen Begebenheiten auf deren Wahrnehmungen fußt. Diese Analyseverfahren ermitteln u.a. die Art und Weise, „wie Menschen auf Strukturveränderungen reagieren, sie selbst reproduzieren“.¹⁰

Um eine, wie in diesem Fall historisch-kulturwissenschaftliche Archivforschung, durchzuführen, gilt es, so Malinowskis¹¹ Methodenpostulat, ein partielles Vertraut-machen und damit Verstehen der historischen Situation zu erreichen.¹² Für Lindner¹³ bedeutet es „sich in ein Thema, einen Gegenstand ‚hineinbegeben‘ [...], dieses Thema, diesen Gegenstand auf Zeit [zu] ‚leben‘“.¹⁴ Dies erscheint im Kontext von Partei-/Verkehrs-/Agitationslokalen von politisch extremen Parteien in der Endphase der Weimarer Republik und nicht mehr existenten Raum schwierig und kann forschungsethisch als umstritten betrachtet werden.

6 „Als eine Grundannahme der Kulturanalyse kann gelten, daß[sic!] der Sinngehalt kultureller Phänomene erst durch die Untersuchung des Beziehungsgeflechts entschlüsselt wird, dem sie ihre spezifische Gestalt verdanken. Kulturelle Phänomene bedeuten nichts ‚an sich‘, sondern lassen sich in ihrem Sinn und ihrer Funktion nur in Relation zu etwas anderem begreifen: als Ausdruck der Abgrenzung und Zuordnung, als Dissens oder Konsens, als Kompromiß[sic!] oder Kontrast. Der den kulturellen Formen immanenten Ambivalenz kommen wir nicht auf die Spur, wenn wir kulturelle Praxis und Symbolik nur aus einer Perspektive, die gewöhnlich ‚von oben‘ ist, wahrnehmen.“ - (Lindner, Rolf: Bandenwesen und Klubwesen im wilhelminischen Reich und der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur historischen Kulturanalyse. In: Geschichte und Gesellschaft, 1984, 10. Jahrg., H.3, Sozialgeschichte und Kulturanthropologie, S.353.).

7 Vgl. Lindner 2003.

8 Auch: Methodologie.

9 Becker/Merkel 1997; S. 27.

10 Katschnig-Fasch 2002, S.S. 62.

11 Bronisław Kasper Malinowski (*1884; †1942); polnischer Sozialanthropologe. Er stellte methodische Überlegungen an, welche die Grundlage der ethnographischen Feldforschung im Sinne einer lang andauernden, teilnehmenden Beobachtung geworden sind.

12 Vgl. Lindner 2013 (2); S. 18.

13 Prof. i. R. Dr. Rolf Lindner (*1945); Soziologe und Volkskundler (Europäische Ethnologie). Lindner hat intensiv zur Geschichte der Kulturwissenschaften, namentlich im Bereich der Stadtforschung und der Cultural Studies, geforscht und publiziert.

14 Lindner 2003, S. 186.

Ausgehend einer Betrachtung der Milieus¹⁵ und der Lebensbedingungen Hammerbrooks, teilweise durch Vergleiche mit dem angrenzenden Stadtteil St. Georg Süd, werde ich im Folgenden versuchen, ein differenziertes und historisiertes Bild der politischen Lage, der Partei-/Verkehrs- Agitationslokale, der Vorstellung von politischen Kampfbünden bis zu Erfahrungsdimensionen ausgewählter Alltagsakteur:innen zu entwerfen. Zu diesem Zweck versammele ich mediale Berichte und populäre Kulturgüter, zeitgenössische Literatur und historische Quellen aus dem Zeitraum der Jahre 1914-1933.

3. Die politische & soziale Verortung Hammerbrooks der 1920/30er Jahre

Der Stadtteil Hamburg-Hammerbrook im heutigen Sinn existiert erst seit dem „Groß-Hamburg-Gesetz“ von 1937/38¹⁶, dennoch war das Gebiet seit jeher „Hammer-Brook“ oder eben „Hammerbrook“ benannt und unter diesem Namen kartiert und verwaltet. Dies führte bisweilen zu Missverständnissen, wenn zum Beispiel von dem „alten Arbeiterviertel St. Georg“ die Rede ist. Der Stadtteil St. Georg umfasste vor der Neugliederung die späteren Stadtteile ‚Hammerbrook‘, ‚Klostertor‘ und das heutige ‚St. Georg‘. Während die Bewohner:innen des nördlichen Teiles St. Georgs in einer bürgerlichen Wohngegend lebten, so gestaltete sich das Leben derer, die im südlichen Teil wohnten, davon gänzlich verschieden. Der Publikation „Kein Ort für anständige Leute“ des Stadtteilarchives St. Georg ist zu entnehmen, dass:

„St. Georg -Süd [...] zu den einkommensschwächsten Vierteln Hamburgs [gehörte] - auf jeden Bewohner kamen 508,- Reichsmark versteuertes Einkommen, während die Bewohner St. Georg -Nords mit 883,- RM sogar knapp über dem städtischen Durchschnitt von 875,- RM lagen (Stand 1910). [...] Im Hammerbrook betrug der Anteil der Arbeiter und Arbeiterinnen 1925 genau 56,7 Prozent und lag damit um 12 Prozentpunkte über der Stadt (44,7 Prozent) und sogar um gut 20 Prozent höher als in St. Georg-Nord (36,5 Prozent).“¹⁷

Bis zum Verbot der Arbeiterparteien KPD und SPD im Jahr 1933 erhielten diese im Quartier Hammerbrook fast zwei Drittel der Stimmen,

15 Der Milieubegriff, so wie er hier angewendet liegt dem von Rainer M. Lepsius vorgeschlagenen Idealtypus des „sozialen-moralischen Milieus“ zugrunde. Dies bezieht sich neben objektiven Kategorien, wie wirtschaftliche Lage und Schichtenzugehörigkeit auch auf subjektive Faktoren, beispielsweise kulturelle, politische und regionale Traditionen. In diesem Fall ist speziell das sozialdemokratische, sozialistische Arbeitermilieu der 1920/30er Jahre gemeint.

16 Für weitere Informationen siehe: www.geschichtsbuch.hamburg.de/epochen/nationalsozialismus/das-gross-hamburg-gesetz-1937-38/ (zuletzt aufgerufen am 19.12.2020).

17 Joho (Hg.) 1990, S.54.

dies setzte sich auch bei späteren Wahlen in Form eines weit überdurchschnittlichen Anteils ungültiger oder ablehnender Stimmen fort. Die KPD St. Georg hatte bereits 1930 570 eingeschriebene Mitglieder, davon waren 108 arbeitslos und 77 in Betriebszellen, der Rest in Straßenzellen¹⁸ organisiert.¹⁹ Hierzu führt die oben genannte Publikation näheres aus: „Der Anteil der arbeitslosen Mitglieder in der KPD stieg zum Ende der Weimarer Republik beträchtlich; oft ist daher auch von einer ‚Erwerbslosenpartei‘ gesprochen worden.“²⁰

Die SPD hatte in dem gleichen Gebiet, St. Georg-Nord & -Süd, eine bei weitem höhere Anhänger:innenschaft. Allein in St. Georg-Nord waren es Anfang 1931 insgesamt 934 Mitglieder, davon 230 Genossinnen. Auch hier zeigt sich die stärkere Arbeiterschaft in den Mitgliederzahlen St. Georg-Süds, dort kam die Partei auf 2.910 Mitglieder, von denen 702 Frauen waren.²¹

Dies führte so weit, dass die NS-Wohlfahrtsstelle bei der Reichstagswahl vom 7. April 1936 ein vertrauliches Dokument aufsetzte, in welchem aus den Wahlergebnissen einzelner Straßenzüge Rückschlüsse auf deren Bewohner:innen geschlossen wurden. Die Bewohner:innen des Straßenareals Hammerbrookstraße, Süderstraße, Idastraße, Nagelweg wurden beispielsweise wie folgt charakterisiert:

„Bis heute wird von diesen Leuten alles negiert; Versammlungen besuchen sie grundsätzlich nicht. Die Leute müssten einzeln in den Wohnungen bearbeitet werden, und zwar möglichst von Leuten, die am besten selbst Arbeiter sind und die die plattdeutsche Mundart beherrschen, auch überzeugend reden können. Es müssen hier im Bezirk unbekannte Pg.s [Parteigenossen] sein, also nicht bodenständige Männer, da deren Schwächen und ev. Fehler hier zu sehr bekannt sind.“²²

Für das Einzugsgebiet Friesenstraße, Thüringerstraße, Heidenkampsweg heißt es im gleichen Dokument:

„In der Zusammenballung dieser fraglichen Arbeitermassen auf bestimmte Straßenzüge sowie in der Anwendung eines ungeschriebenen und falsch verstandenen Verpflichtungsgefühles des Zusammenstehens beruht m. E. diese gegenseitige Stützung des

18 Diese wurden aus Genoss:innen, welche allein in Kleinbetrieben arbeiteten, Hausfrauen oder HeimarbeiterInnen gebildet. (Vgl. Kommentar des Arbeitskollektiv „Proletarisch-revolutionäre Romane“ in: Bredel, Willi: Rosenhofstrasse. Roman einer Hamburger Arbeiterstrasse. Berlin 1974; S.167).

19 Vgl. Joho, (Hg.)1990; S. 59.

20 Ebd.

21 Ebd.

22 Dokument in: Staatsarchiv Hamburg, Bestand Sozialbehörde I, VG 30.70.

negativ zum Staat eingestellten Bevölkerungsteiles.“²³

Ganz anders verhielt es sich im mittelständisch geprägten St. Georg-Nord. Die Nationalsozialist:innen hatten in diesem bürgerlich geprägten Milieu bereits früh Fuß gefasst und unterhielten dort, nach Erinnerungen des NSDAP-Gauleiters Albert Krebs, seit 1926 eine der lediglich sieben durchgängig aktiven Bezirksgruppen.²⁴ Bereits bei der Reichstagswahl am 20. Mai 1928 erreichte die NSDAP in St. Georg-Nord mit 3,5% Stimmen den größten Anteil im Vergleich zu Gesamt-Hamburg mit 2,6%. In den folgenden Jahren lag der Stimmanteil für die NSDAP durchschnittlich bei 6-7% über den Hamburger Durchschnitt. Im Vergleich zu den in Hammerbrook abgegeben Stimmen waren es sogar 12-18%.²⁵ Diese „brisante Nachbarschaft“ liest sich in den Erinnerungen eines „alten Kämpfers“ der in St. Georg agierenden „Marine-SA“ folgendermaßen:

„St. Georg ist eins der wenigen Gebiete, in denen sich Kommune²⁶, Eiserne Front²⁷ und SA in fast gleicher Stärke und Aktivität einander gegenüberstehen. In dem Straßenviereck Lohmühlenstraße, Langereihe [sic!], Bahnhofplatz und Große Allee liegen Sturmlokale und Kommunistenkneipen fast nebeneinander. Ungefähr alle 100 Meter weht eine andere Fahne, hat eine andere Weltanschauung ihre Festung.“²⁸

Jedoch war die Spaltung bereits viel früher und auch bereits bei den jüngeren Bewohner:innen deutlich sichtbar. Die gebürtige St. Georgerin Carla Rabe (Jahrgang 1907) beschrieb die Gegensätze zwischen St. Georg-Nord und St. Georg-Süd nach dem Ersten Weltkrieg am Beispiel ihrer Erinnerungen an die Schulzeit in ihrer Schule Stiftstraße 69:

„Da gingen viele aus Hammerbrook hin; ein Teil der Klasse war aus Hammerbrook, ein Teil aus St. Georg. Wer St. Georger war, trug eine schwarz-weiß-rote Schleife, bis der Schulleiter dahinterkam, daß wir die Hammerbrooker immer als ‚Kommunisten‘ und ‚Rote‘ beschimpften. Die aus Hammerbrook betrachteten wir als minderwertig, sie paßten nicht zu uns. Das entwickelte sich auf einmal in der Klasse; wir hatten eine Schülerin, deren Vater im Elternrat und strikt dagegen war, daß wir mit Kindern aus Hammerbrook zusammentrafen – wir sollten nur St. Georger

23 Ebd.

24 Vgl. Krebs 1959, S. 41.

25 Vgl. Behörde für Schule und Berufsbildung Hamburg, N.N.

26 „Roter Frontkämpferbund“/ „Rotfrontkämpferbund“ (RFB) der KPD, gegründet 1924.

27 Die Eiserne Front war ein 1931 gegründeter Zusammenschluss des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), des Allgemeinen freien Angestelltenbundes (Afa-Bund), der SPD und des Arbeiter-Turn- und Sportbundes (ATSB).

28 Ehrenreich 1935, S. 104f.

sein. [...] Insbesondere die Oberrealschule, die damalige Oberschule St. Georgs, war ein Hort der deutschnationalen Reaktion. Ende November 1919 hatte dort ein ehemaliger Schüler vor dem Kollegium den skandalösen Satz ‚Schmach über die, die unsere schwarz-weiß-rote Fahne in einen Judenbanner verwandelt haben‘, gesprochen, ohne dafür gemäßregelt zu werden. Dies war symptomatisch für das antirepublikanisch-antisemitische Klima an den hamburgischen Oberschulen.“²⁹

Eine unpolitische Sicht auf die Umbrüche 1932/33 lieferte Erika Möller³⁰:

„Ich war siebzehn Jahre alt, arbeitete als Verkäuferin in einem Gardinengeschäft, Danziger Straße. Da war jeden Abend eine Schlägerei, von den Parteien. Jeden Abend so um sechs ging es los. [...] So konnte man schon gar nicht mehr ruhig auf die Straße gehen. Als nun [19]33 kam, war das ja dann besser, es war alles ruhig. Und das fanden wir schön.“³¹

4. Der (Wohn-)Alltag in Hammerbrook

Bevor ich weiter auf das politische Milieu und dessen Akteur:innen im Quartier eingehe, möchte ich die alltagsweltliche Perspektive vorstellen. Das Bild der Wohngegend wurde wie folgt beschrieben:

„[...] so entstanden im Hammerbrook einträgliche Mietskasernen für Arbeiterfamilien. Es bildete sich das Hammerbrooker ‚Arbeiterparadies‘ mit seinen grauen schmucklosen Häusern mit Wohnkellern, einem Erdgeschoß und vier Obergeschossen, in jedem Stockwerk drei oder vier Wohnungen. Auf jeden Hektar kamen 1000 Bewohner und mehr. Unter der Vorderfront jedes zweiten Hauses führte ein Durchgang [...], ein ‚Torweg‘. Dort befand sich ein mit Kopfsteineinen gepflasterter ‚Hof‘ mit weiteren Wohnhäusern an beiden Seiten. Auch sie hatten Wohnkeller und darüber vier bis fünf Stockwerke.“³²

Selbst wenn diese Beschreibung aus einem Text stammt, der die Zeit bis 1919 behandelt, so ist die Beschreibung auch in den 1930er Jahren noch aktuell, wie der untenstehende Bericht aus dem „Hamburger Echo“ von 1930 zeigen wird. Die Vorderhäuser, zum Teil mit Balkonen ausgestattet, waren anspruchsvolleren Mieter:innen zugedacht. Die Masse der einfachen Arbeiter:innenfamilien lebten in den Hinterhäusern, welche nur selten das Sonnenlicht erreichte. Diese Bauweise ist

29 Zitat: Hildegart Milberg 1988, abgedruckt in: Joho (Hg..) 1990, S. 55.

30 Der Name der 1982 interviewten Person wurde geändert.

31 Zitiert aus: Brodersen et. al (Hg.) 1983, S. 86 u. 88.

32 Schult 1967, S. 28.

auch unter dem Begriff „Terrassenhaus“ geläufig.

Eine weitere gängige Gestaltung von einfachen Wohnräumen war die Schlitzbauweise, fünf- bis siebenstöckige Mietshäuser aneinandergereiht, mit jeweils vier Kleinwohnungen je Etage angebunden an ein Mitteltreppenhaus (dem sog. „Vierspänner“). Auch hier erhielt nur ein Teil der Zimmer Tageslicht. Die Fenster der Küchen und Aborte, zum Teil aber auch der Wohnräume, lagen am ebenfalls lichtlosen Treppenhaus oder einem dunklen Schacht zwischen den einzelnen Mietskasernen. Bedingt durch diese Bauweise war eine Durchlüftung nicht möglich.³³ In der sozialdemokratischen Zeitung „Hamburger Echo“ vom 31. Dezember 1930 heißt es in dem Artikel „Romantik des Hinterhauses. Ein Streifzug durch Hamburgs Höfe.“ über die damalige Wohnsituation in Hamburg allgemein und in den Arbeitervierteln im Besonderen:

„[...] Am schlimmsten sieht es jedoch in der Neustadt, in Hammerbrook in Teilen von Barmbek, Eimsbüttel und in Rothenburgsort aus. [...].

Es genügt in diesen Wohnvierteln nicht, daß die Straßen jeden Augenblick das Gefühl der Freudlosigkeit, der Oede [sic!] und Kälte hervorrufen, nein, die langen Häuserreihen sind eine durchsichtige Fassade, hinter der man fortwährend an Tuberkulose erinnert wird. das erste, was man sieht, wenn man durch dunkle Torwege gegangen ist, sind hohe schwarze Wände. Wie eine große, dunkle Stube, fünf bis sieben Meter im Quadrat, [...]; dann stößt man auf Häuserwände, auf Anbauten, Aufbauten oder Vorbauten. [...]. Jeder Meter Boden ist geizig ausgenutzt. Die Häuser sitzen sich so eng aufeinander, daß mitunter nur ein Meter Abstand ist von einem Hinterhaus zum anderen. Und dieser schmale Streifen, [...], ist dann Lichtschacht. [...]. In diesen Mauern, [...], gibt es noch Fenster, [...]. Diese Fenster aber sind beinahe völlig überflüssig; zu sehen ist nichts und den ganzen hellen Tag sind die Bewohner gezwungen, Licht zu brennen [...].

Das Erdrückende, das Niederdrückende aber ist etwas anderes: das sind die schwarzen, grauen Wände! Wohin man schaut, nichts als schwarze, graue Mauerflächen; höchstens unterbrochen durch farblose, schmale Fenster, [...].

[...] Kinder müssen auf der Straße spielen, zwischen Rollfuhrwerken, Autos, Motor- und Fahrrädern. In den dunklen Höfen dürfen sie sich nicht aufhalten, die werden von Klempnereien, Schlachtereien, Bäckereien, Destillationen oder von Lägern und Stallungen gebraucht. [...] Wo noch ein wenig Helle ist, da fressen die

33 Vgl. Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 68.

schwarzen Balkone sie auf. Diese Balkone sind mit allem möglichen Hausrat vollgestellt. [...].

Mitten in diesem Durcheinander und Häusergewirr liegen Schulen, Volksschulen³⁴ natürlich. Die Schulhöfe erinnern an Zuchthaushöfe; eng, rings von hohen Hauswänden umstellt. [...].³⁵

Die KPD-Broschüre „Mieter kämpft – Gegen Mietwucher und Wohnungsnot“ aus dem Jahre 1927 beschreibt die Lage im „inneren Hammerbrook“ folgendermaßen:

„[...] Im Stadtteil Hammerbrook wohnen die Menschen in engen Höfen und stockfinsternen Kellern, die von Feuchtigkeit triefen und Krankheiten züchten. Nahezu 70% der Hammerbrooker Kinder leiden mehr oder minder stark an tuberkulöser Erkrankung. Unter den Erwachsenen ist der Prozentsatz nicht geringer.

Die einzelnen Terrassen und Wohnungen sind die Brutstätten dieses verseuchten Stadtteils. [...]. In der Gothenstrasse 3-5 z.B. wohnen 35 und mehr Familien, zwei Partien in einer Wohnung. Die Küchen und Stuben sind so dunkel infolge der nur einen halben Meter abstehenden Wände der gegenüberliegenden Mietskasernen, daß von morgens bis abends Licht gebrannt werden muss. Die Tapeten fallen von den Wänden. Die Lichthöfe sind der Lieblingsaufenthalt der Ratten und Mäuse. [...] Wie von den Fleeten steigen hier die selben[sic!] Dünste und Gerüche auf. In einer solchen Mietskaserne wohnen durchschnittlich 40 bis 50 Kinder.

In der Süderstraße 15 muß man erst zehn Stufen in die Tiefe klettern, um zu den ‚Wohnungen‘ zu gelangen. [...] Durch die Hoffenster wird das Licht ‚gespendet‘. Die hinteren Stuben sind so dunkel, daß man nicht die Hand vor Augen sehen kann. [...]

Die ‚Toiletten‘, Holzverschläge und muffig riechende Schalen, wie der ‚Handstein‘ liegen auf dem Hof. [...]

Das Spielen der Kinder auf den Höfen und in den Treppenhäusern ist verboten. Der etwaige freie Platz, soweit er nicht durch Pferdeställe, Autogaragen oder Karrenschuppen ausgenutzt wird, wird für Müllaufbewahrung in Anspruch genommen. [...]

34 Der Begriff Volksschule ist historisch mit dem Gedanken einer Bildungseinrichtung für das Volk und mit der Einführung einer Schulpflicht verbunden. Mit „Volk“ ist dabei die einfache Bevölkerung gegenüber den gehobenen Ständen oder Bevölkerungsklassen gemeint. Zudem waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die öffentliche Volksschule häufig nach Konfession und Geschlecht getrennt.

35 Hamburger Echo, Ausgabe vom 31. Dezember 1930, Artikel: „Romantik des Hinterhauses“.

Das in diesem Elendsviertel die Straßenreinigung seitens des hamburgischen Koalitionssenates als unnötiger Luxus betrachtet wird, versteht sich am Rande. Ebenso ist es mit der Reinigung der Flotte, die während der heißen Jahreszeit einen pestartigen Geruch ausströmen.

Inmitten dieser Mietskasernen sind die Darmhandlungen, Fellverarbeitungsfabriken und nicht zuletzt die Blei- und Zinnwerke U.-G. Bernstein in der Süderstraße mit ihren Abgasen und ‚Wohlgerüchen‘ so recht geeignet, den letzten Rest von Gesundheit bei den Erwachsenen und Kindern zu vernichten.“³⁶

Dass die aufgezeigten Umstände keineswegs neu waren, belegen weitere Quellen aus den Jahren 1913 und 1923: die „Hamburger Volkszeitung“, ein KPD-Organ, beschreibt in ihrem Artikel „Hammerbrook – ein Seuchenherd – Die Proletarierviertel Hamburgs als Seuchenbrutstätten“ die Situation in 1923 drastisch. Obwohl dieser Artikel von politischer Agitationspolemik durchsetzt ist und zuletzt gar zur Weltevolution aufruft, gehen die Schilderungen auf eine Begehung des Stadtteiles durch Vertreter von verschiedenen Behörden, Parteien und Pressemitarbeiter:innen zurück und erscheinen glaubhaft. Die Polemik bezieht sich meist auf Schuldzuweisungen und Unterlassungen der regierenden SPD. Auch in diesem Bericht wurde bereits die hohe Anzahl von tuberkulösen Kindern hervorgehoben und die unhygienischen, sowie lichtarmen Wohnverhältnisse dafür verantwortlich gemacht. Diese Verhältnisse und das hohe Aufkommen der Tuberkulose Erkrankungen lassen sich nicht nur in Hammerbrook finden, so gibt es beispielsweise auch in Ottensen (bezeichnenderweise zur damaligen Zeit auch als „Mottenburg“³⁷ bekannt) Nachweise über eine hohe TBC-Quote in der Bevölkerung. Nur dort waren es meist die Arbeitsbedingungen und weniger der Wohnraum an sich, die der Krankheit zu Grunde lagen. Generell war die „weiße Krankheit“ oder auch {„galoppierende“} Schwindsucht“ eine „Volkskrankheit“, welche in den Jahren 1891-1910 ein Drittel der Bevölkerung Preußens³⁸ im Alter von 15-30 Jahren und im Bereich der 20-30-jährigen sogar die Hälfte befiel.³⁹

Dabei handelte es sich, ebenso wie bei Rachitis um eine sog. „sociale Krankheit“⁴⁰ die sich im Laufe der Industrialisierung und der Unterbringung von, besonders, Arbeiterfamilien in engen Mietskasernen unter den Kindern verbreitete. Als 1908 in großstädtischen Schulen ehren-

36 Zitiert aus: Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg) 1982, S. 69.

37 Tuberkulose wurde im Volksmund auch „Die Motten“ genannt, Grund hierfür waren die krankheitsbedingt ‚zerfressenen/ durchlöchernten‘ Lungen der Erkrankten.

38 Inkl. dem damaligen Altona & Ottensen, aus der Freien Hansestadt Hamburg sind keine Zahlen bekannt.

39 Vgl. „Der Einfluß der sozialen Lage auf die Tuberkuloseverbreitung“, in: Der Zimmerer N.39 – Hamburg 27. September 1913.

40 Vgl. Susanne Ehlers et. al. 2020, S. 23.

amtliche Untersuchungen der Kinder durchgeführt wurden, stellte man bei mehr als einem Drittel der Erstklässler:innen Anzeichen von Rachitis fest.⁴¹

Die Hamburger Genossenschaftszeitung „Der Zimmerer“ machte, bereits 1913, die sozialen Zusammenhänge der Herkunft und der Erkrankung deutlich; die Tuberkulose kennt Klassenunterschiede – „Bezüglich der Tuberkulosehäufigkeit spielt die Wohlhabenheit der Bevölkerung eine kolossale Rolle“. Bei dieser Aussage beziehen sie sich auf eine Statistik von 1909 aufgestellt durch den „Nationalökonom“ Professor Lexis. Demnach beträgt bei den niedrigsten Einkommensstufen die Sterblichkeit das sechsfache gegenüber den Höchsten. Was, laut dem „Hygieniker“ von Gruber mit der schlechteren Ernährung und eben dem Lichtmangel der Wohnungen zusammenhängt. Laut dem Mediziner Robert Koch handelt es sich somit um eine „Krankheit des geschlossenen Raumes, einer Wohnungs Krankheit“. Neben dem familiär bedingten engen Wohnen kommen zudem noch fremde „Schlafgänger“ hinzu.⁴² Neben der armutsbedingten Untervermietung und der schlechten Ernährung führte die mangelnde Pflege von Kranken zu einer raschen Verbreitung. Für diese stand oftmals niemand zur Verfügung, da alle Bewohner:innen ihren Teil zum Erwerb beitragen mussten.⁴³

Laut Johannes Schults „Geschichte der Arbeiter 1890-1919 begann der Arbeitstag eines Arbeiters zwischen fünf und sechs Uhr morgens, wenn sie aus ihren oben beschriebenen Wohnungen zur Arbeit aufbrachen. Um 12 Uhr mittags bewegte sich eben dieser Strom wieder zurück in diese, zum Mittagessen, um eine Stunde später wieder zur Arbeit zurückzukehren. Zwischen 18 und 20 Uhr kehrten sie, nach Feierabend, wieder zurück. Viele zog es jedoch, in Angesicht der engen Wohnverhältnisse, vorerst in eine der zahlreichen Gaststätten.⁴⁴

Nach den Erinnerungen der Tochter des letzten Pastors, Irmela Fliedner, soll es zeitweise auf 40 Einwohner:innen eine Kneipe im Stadtteil gegeben haben.⁴⁵ Diese lagen zumeist in Kellern. „Jede Gastwirtschaft hatte ein oder mehrere Klubzimmer, deren Wände dicht mit Vereinsschränken besetzt waren. Das Vereinsleben blühte.“⁴⁶ Diese Beschreibung bezieht sich wiederum auf die Zeit bis 1919, jedoch hatten Arbeitervereine jeglicher Couleur auch später noch einen großen Anteil an der Freizeitgestaltung der proletarischen Schicht. Zudem

41 Ebd.

42 Vgl. „Der Einfluß der sozialen Lage auf die Tuberkuloseverbreitung“, in: „Der Zimmerer“ N.39 – Hamburg 27. September 1913.

43 Vgl. Koch 1901.

44 Vgl. Schult 1967; S. 34.

45 Hamburger Abendblatt, Ausgabe vom 22. November 2012, Artikel: „Warum der Kaiser das Derby nicht leiden konnte“.

46 Schult 1967, S. 34.

gewannen politische Parteien im Laufe der Weimarer Republik und der Weltwirtschaftskrise eine immer gewichtigere Rolle.

Bevor auf die Rolle von Gastwirtschaften oder Kneipen, deren sozialer und politischer Bedeutung in Arbeitervierteln und den damit verbundenen Kampfbünden eingegangen wird, soll noch das Leben der Arbeiterfrauen⁴⁷, zumindest ansatzweise, beschrieben werden: Sofern sie noch unverheiratet und kinderlos waren, gingen auch sie einer festen Tätigkeit nach. Spätestens nach der Geburt der ersten Kinder waren sie aber zumeist an den Haushalt gebunden, das in §218 Strafgesetzbuch (StGB) normierte Abtreibungsverbot schränkte deren Selbstentfaltung, verbunden mit der sozialen Not, erheblich ein. Dies heißt jedoch nicht, dass sie von Arbeiten eines zusätzlichen Nebenberufs (beispielsweise der Wertstoffsammlung, bei der auch die Kinder mithalfen, oder Reinigungsdienste in bürgerlichen Haushalten) befreit waren oder sich nicht ebenfalls im Rahmen von Parteiarbeiten engagierten. Wenn auch „im Vergleich zu ihrem Anteil an der Hamburger Bevölkerung [...] die Frauen in den Arbeiterorganisationen aber nur gering vertreten [waren]: Rund 24 Prozent der SPD-Mitglieder Hamburgs zwischen 1919 und 1931 waren Frauen. Der Anteil der Frauen in der KPD war vermutlich noch geringer. Anfang der 20er Jahre lag er im Reichsdurchschnitt bei 12%.“⁴⁸ Auch wenn sie sich nicht im öffentlichen Raum, in Form von Partei-Mitgliedschaften, politisch betätigten, soll dies nicht heißen, dass sie keine politischen Arbeiten unternahmen oder Aktionen unterstützten. So können auch reproduktive Tätigkeiten wie bspw. nachbarschaftliche Vernetzung, Fürsorge- und emotionale Arbeit für Haushaltsmitglieder, welche meistens im als privat definierten Raum stattfinden, als politischer Aktivismus betrachtet werden.

5. Arbeitergaststätten und -kneipen - Verkehrs- und Agitationslokale

Zunächst soll ein Einblick in die allgemeine soziale Funktion von Gaststätten, Kneipen und Lokalen für die arbeitende Schicht in den 30er Jahren und den Jahrzehnten davor gegeben werden, bevor auf die spezifisch politische Bedeutung von Arbeiterlokalen eingegangen wird. Bereits in der Zeit des Kaiserreiches überwachte die Hamburger Polizei Arbeiterlokale, um ein Bild über die Meinungslage des „einfachen“ Volkes zu erlangen. Zu diesem Zweck wurden verdeckte Er

47 Diese Arbeit ist aufgrund ihrer Thematik der „Parteilokale“ und „Kampfbünde“ und des damit verbundenen Zeitgeistes der damaligen Zeit stark auf das männliche Geschlecht ausgerichtet, was das Vorhandensein von arbeitenden Frauen; Arbeiterinnen nicht ausschließen soll. Die Geschichte der Arbeiterfrauen (zeitgen. ugs. für die Ehefrauen und z.T. älteren Töchter der männlichen Arbeiterschaft), ist ein weiteres komplexes wie interessantes Thema, welches den hiesigen Rahmen bei Weitem sprengen würde.

48 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 163.

mittler eingesetzt. Dies war seinerzeit die einzige Herangehensweise. Auch wenn es in den 1930er Jahren bereits Radios für den heimischen Gebrauch und Kinos zur medialen Informationsverbreitung und Unterhaltung gab, behielten die Gaststätten ihre zentrale Rolle, gerade in den einkommensschwächeren Arbeitervierteln bei. Ein eigenes Radio war bei den zum Teil prekären Arbeitsverhältnissen und dem geringen Einkommen oftmals unerschwinglich, auch Kino- und Theaterbesuche oder Konzerte kamen äußerst selten vor.⁴⁹ Die Wohnungen in den Terrassen und Mietskasernen waren sehr klein. Sie boten keinerlei Gelegenheit zur Ruhe und Entspannung nach der Arbeit.

„Der Arbeiter“, so Karl Kautsky⁵⁰, „hat keinen Salon zur Verfügung, er kann seine Freunde und Genossen nicht in seiner Stube empfangen; will er mit ihnen zusammenkommen, will er mit ihnen die Angelegenheiten besprechen, die sie gemeinsam berühren, dann muß er ins Wirtshaus.“⁵¹

Auch wenn vorstehendes Zitat aus dem Jahre 1890 stammt, so hat es doch auch in der Zeit um 1930 noch Bestand, wie die oben genannten Lebens- und Wohnbedingungen aufzeigen. Zudem gab es zu der Zeit, neben Zeitungen kaum eine andere Möglichkeit des Informationszugangs, geschweige denn des Austausches.

In der Regel waren die von Arbeiter:innen frequentierten Gaststätten einfache, kleine Keller- oder Eckkneipen. Die Gastwirte waren meist ehemalige Handwerker oder Arbeiter. Sie verkauften Bier, Schnaps und boten zuweilen auch einfache Mahlzeiten an. Den Gästen standen zum Teil auch Karten, Würfel oder gar Billard zur Verfügung. Vielen Gasträumen waren auch Klubzimmer angeschlossen, wo Vereine Sitzungen und Feste veranstalteten – diese waren es meist auch, wo die politische Arbeit ihren Anfang nahm. Arbeiter gingen in der Regel nicht in die Kneipen, um sich zu betrinken, denn meist fehlte es schlichtweg an Zeit und Geld.^{52,53}

Laut Richard J. Evans Studie über die Beschimpfung von Arbeitern durch die Polizei zu Zeiten des Kaiserreiches „[...] besuchte man die Kneipe für etwa eine Stunde auf dem Heimweg oder nach dem Abendbrot; man trank ein Glas Bier, vielleicht auch einen Kümmel, und ging dann nach Hause.“⁵⁴ Ähnliche Beschreibungen finden sich

49 Hierbei beziehe ich mich auf diverse Lebensschilderungen, zum Teil aus dem Gedächtnis, verschiedener Quellen aus Gesamtdeutschland.

50 Deutsch-tschechischer Philosoph und sozialdemokratischer Politiker († 17. Oktober 1938).

51 Kautsky, Karl: „Der Alkoholismus und seine Bekämpfung“. In: Die Neue Zeit (1890) 30, S.106.

52 Siehe obige Beschreibung des Arbeitsalltages.

53 Vgl. Evans 1989.

54 Ebd., S.27.

jedoch auch über spätere Zeitpunkte in vielen Arbeiten im Kontext der Arbeiterbewegung und lassen sich noch heute, in ‚traditionellen‘ Arbeiterlokalen beobachten.

Über die Rolle der Frauen (und männliche Subjektivität) in diesem Kontext schrieb der Historiker R. J. Evans:

„Frauen tauchen als Gesprächspartnerinnen in den Berichten [der Politischen Polizei Hamburgs 1892-1914] nur sehr selten auf. [...] Frauen waren selten in den Kneipen zu finden. In der Kneipe konnten Männer sich mit einer Subjektivität und Emotionalität ausdrücken, die man in anderen Kontexten – wie etwa auf Versammlungen oder am Arbeitsplatz – für unangemessen gehalten hätte. Diese männliche Subjektivität reflektiert in ihrer Ausdrucksform bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit, die durch die oft harte und schwere körperliche Arbeit im Hafen, auf der Baustelle oder in der Fabrik bedingt war.“⁵⁵

Auch diese, sich auf die Zeit des Kaiserreiches, vor dem Ersten Weltkrieg, beziehende Beschreibung, lässt sich auf die darauffolgenden Jahrzehnte umlegen, da sich das gesellschaftliche „Männlichkeitsbild“ erst in späterer Zeit langsam wandelte. Laut der Ottenser Stadtteilhistorikerin Brigitte Abramowski trafen „Frauen [...] sich eher vor der Haustür, im Treppenhaus, in der Waschküche oder beim Einkaufen und tauschten sich dort aus.“⁵⁶

Was sich im Laufe der Zeiten jedoch änderte war die Art der Gesprächsführung: Damals waren längere Ausführungen und Erzählungen üblich, welche von den Zuhörer:innen eine größere Aufmerksamkeit und Geduld erforderte.. Die Arbeiter:innen waren, bzw. die Gesellschaft als Ganzes war es noch eher gewohnt längeren Reden und Ausführungen zu folgen. Auch war die Streitkultur bei solchen Zusammenkünften oftmals noch eine andere, Richard Evans hierzu:

„Offensichtlich [waren sie] dazu bereit sich zu streiten, ohne die gemeinsame sozialdemokratische Grundfassung⁵⁷ zu verletzen oder den Streit zu weit zu führen. Die empathische Sprache und die Bereitschaft, Einspruch gegen Ansichten der anderen zu erheben, bildeten eine Kultur des Sich-Streitens, die heute nicht mehr in dem Maße vorhanden ist, wahrscheinlich schon in der gereizten Atmosphäre der Weimarer Zeit zu verschwinden begann.“⁵⁸ – Eben jener Zeit der instabilen

55 Ebd. S.31.

56 Abramowski 2005, S. 23.

57 Eine Form der Solidarisierung die, wahrscheinlich, auf das damalige „Sozialistengesetz“ und dem damit verbundenen Verbot sozialdemokratischer Aktivitäten zurückzuführen ist und durch dessen Abschaffung und der späteren Zergliederung der linken Parteien ein Ende fand.

58 Evans 1989, Fußnote 26.

Weimarer Republik, welche diese Arbeit fokussiert. – „Schlägereien, wie sie in der späteren Weimarer Zeit aus [...] politische Konstellationen heraus oft entstanden, waren vor dem Ersten Weltkrieg äußerst selten. Kämpfe um diese Zeit [1892 - 1914] waren vorwiegend Wortgefechte.“⁵⁹

Die politische Rolle von Arbeiterkneipen fasste Kautsky 1891 folgendermaßen zusammen:

„[...] Das einzige Bollwerk der politischen Freiheit des Proletariers, das ihm so leicht nicht konfisziert werden kann, ist – das Wirtshaus. Es ist der einzige Ort, an dem die niederen Volksklassen frei zusammenkommen und ihre gemeinsamen Angelegenheiten besprechen können. Ohne Wirtshaus gibt es für den deutschen Proletarier nicht bloß kein geselliges, sondern auch kein politisches Leben.“⁶⁰

Die politische Ausrichtung eines Lokals wurde derzeit seitens des Wirtes oft durch die Bereitstellung der Zeitung übermittelt.⁶¹ Wobei die Wahl der politischen Ausrichtung auch für den Wirt eine wirtschaftlich bedeutsame Entscheidung darstellte.⁶² Dabei konnte diese Entscheidung wiederum mit dem Standort des Lokales zusammenhängen. So wurden Wirte mit „falschen“ politischen Ansichten in Arbeiterquartieren häufig boykottiert und damit zum Schließen oder Umdenken gezwungen.⁶³ Diese Art von Heimlichkeit war zu Zeiten der Weimarer Republik nicht mehr vonnöten, in der dem Kaiserreich nachfolgenden Demokratie konnte offen mit der politischen Ausrichtung geworben werden. Boykottierungen hielten wahrscheinlich weiterhin an, doch wurde dem Unmut über politische Abweichler:innen oder Gegner:innen, wie oben bereits angemerkt, nun auch direkter „Luft gemacht“⁶⁴.

In der Weimarer Zeit entstanden, nach dem Vorbild der „Verkehrslokale“⁶⁵ verschiedenster Vereine und Vereinigungen, nun auch speziell politisch ausgerichtete „Partei- und Agitationslokale“. Der Begriff „Verkehrslokale“ bezeichnet hier Gaststätten jeglicher (Arbeiter-)Vereine, -bünde, deren Stammpublikum einer bestimmten (unpolitischen) Organisation zugehörig ist und als Stammtisch dient. Als „Parteilokale“ sollen hier Lokale, gebunden an einer bestimmten politischen Partei der damaligen Zeit, bezeichnet werden. „Agitationslokal“ wird als Begriff für Kneipen, welche die Basis der verschiedenen politischen

59 Evans 1989, S. 28.

60 Vgl. Kautsky 1891.

61 Vgl. Evans 1989, S. 30.

62 Vgl. ebd. S.27.

63 Vgl. ebd. S.28.

64 Ebd.

65 Ich nutze den Begriff „Verkehrslokal“ in dieser Arbeit, bewusst, abgrenzend zu denen der „Partei- & Agitationslokale“.

Kampfbünde bildeten, gebraucht.⁶⁶

Dass diese Begrifflichkeiten und die Bedeutungen eines Lokales und deren Aneignung oder die Nutzung der Räumlichkeiten vielfältig waren, zeigt ein Bericht über die „Gaststätte W. Bauke“, Kohlhöfen 23, nahe dem Gängeviertel der Neustadt aus den 1920er Jahren. Wilhelm Bauke (sen.) war ursprünglich Drechsler, der sich nach seiner Wanderschaft in den 1880er Jahren in Hamburg niedergelassen und nach Aufhebung des Sozialistengesetzes (1890) eine Gastwirtschaft mit angeschlossenem Klubzimmer eröffnete. In diesem tagten verschiedene politische Organisationen wie Kommunist:innen, Syndikalist:innen, Freie Sozialist:innen -Anarchist:innen, die Antrosoph:innen⁶⁷ oder Gewerkschaften. Es stand aber auch für kulturelle Zwecke zur Verfügung, wie beispielsweise dem „Arbeiter-Schachbund“ oder dem „Arbeiter-Streichorchester Soermus“. Aus seinen überlieferten Erinnerungen lassen sich die ökonomisch-politischen Verschränkungen von Gaststätten erkennen:

„Mit steigender Arbeitslosigkeit war viel Betrieb in Baukes Gaststätte, denn die Stempelstelle, wo sich die Arbeitslosen täglich melden mußten, lag nebenan, Kohlhöfen Nr. 22.

„Das Lokal [...] wurde Agitationslokal der Kommunistischen Partei: Anlässlich der Wahlen wurde es außen mit roten Transparenten versehen.“⁶⁸

Neben dem aktiven Wahlkampf nutzten die Parteien, in diesem Falle SPD und KPD, die Gaststätten für Kurse politischer Bildung. Auch die politische Rechte, speziell die NSDAP, setzte auf die Präsenz in Arbeiterkneipen. Sie setzten ihre sogenannten „SA-Sturmlokale“ jedoch vermehrt als Stützpunkte für den politischen Straßenkampf ein. Die Nationalsozialist:innen bemühten sich in den Arbeiterbezirken, um Unterstützung der Gewerbetreibenden und gingen gezielt auf die Gastwirte zu. Da die SA den oftmals rein geschäftsmäßig motivierten Wirten einen größeren Umsatz garantieren konnte als die kommunistische Kundschaft, die gerade in der allgemeinen Krise zum wirtschaftlich schwächsten Teil der Arbeiterschaft gehörte, kam es nicht selten vor, dass ein Wirt die Flagge wechselte. So handelte es sich bei vielen neuen SA-Lokalen um ehemalige KPD-Verkehrslokale. Da sich die meist sozialistische Stammkundschaft vielfach allerdings nicht so ohne

⁶⁶ Diese Aufgliederung ist jedoch frei gewählt und entspricht nicht unbedingt der allgemeinen Unterscheidung. Eine derart scharfe Abgrenzung ist und war in der Realität nicht möglich!

⁶⁷ Wörtlich übersetzt bedeutet Anthroposophie „Weisheit vom Menschen“. Rudolf Steiner begründete am Anfang des 20. Jahrhunderts die Anthroposophie als eine Wissenschaft zum Verständnis von Natur, Geist und menschlicher Entwicklung. - Vgl. [https:// www.filderklinik.de/die-filderklinik/ueber-uns/anthroposophische-medizin/grundlagen-der-anthroposophie/](https://www.filderklinik.de/die-filderklinik/ueber-uns/anthroposophische-medizin/grundlagen-der-anthroposophie/) (zuletzt aufgerufen am 13.08.2021).

⁶⁸ Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg) 1982, S. 65-67.

Weiteres aus ihrer Stammkneipe vertreiben ließ und die Sturmlokale ihrerseits zum Ausgangspunkt für das weitere Vordringen der Nationalsozialist:innen in die Umgebung wurden, entbrannten in den betreffenden Quartieren zwischen den Lokalen immer wieder Konflikte.⁶⁹ – Ob dies auch in Hammerbrook der Fall war lässt sich aufgrund der spärlichen Quellenlage leider nicht rekonstruieren, jedoch sind zwei ehemalige „SA-Sturmlokale“ im Stadtteil bekannt: Eines in der Hammerbrookstraße, wo der („sehr umtriebige und radikale“) „SA-Sturm 14“ ein Versammlungslokal „hielt“⁷⁰. Sowie die Gaststätte „W. Husen“, ein Kellerlokal in der Woltmannstraße 27.⁷¹ Leider ist es kaum möglich genaue Informationen zu einzelnen Kneipen im Raum Hammerbrook zu ermitteln.

Durch Rekonstruktion des historischen Geschehens anhand der wenigen Quellen lässt sich die These aufstellen, dass die bereits beschriebene (Arbeiter-)Gaststättenkultur mit der „Gleichschaltung“ der Gewerkschaften und Vereine durch Verbote politischer Parteien nach 1933 ein jähes Ende fand. Anstelle der (politisch ausgerichteten) Arbeiterkneipen errichtete die „Deutsche Arbeitsfront“ sogenannte „Gefolgschaftsräume“ als Kantinen in Betrieben, um Propaganda und Freizeit zu verbinden. Diese wurden zu Schulungs- und Versammlungsräumen erweitert, aber auch für private Veranstaltungen genutzt – ähnlich den Klubzimmern der Lokale, die nun erhebliche Einbußen erlitten.⁷²

6. Der politische Alltag auf den Straßen Hammerbrooks und Umgebung Anfang der 1930er Jahre

Die Machtübernahme der Nationalsozialist:innen am 30. Januar 1933 hatte direkte Auswirkungen auf das soziale und politische Leben in Hamburg, besonders in den von Arbeitern und linken Parteien dominierten Stadtteilen. Die katastrophale Wirtschaftslage, ausgelöst durch die Weltwirtschaftskrise 1929, vertiefte politische Gräben. Die daraus entstandene angespannte Situation hatte direkte Auswirkungen auf die vorgenannte „Kneipen-“ und „Streitkultur“. Die von Evans zuvor beschriebenen „wortreich geführte Kontroversen traten mehr und mehr hinter physisch ausgetragenen Kämpfen zurück. [...] Demonstrationen bestimmten das Straßenbild, in den Häuser und Kneipeneingängen standen Hunderte von Arbeitslosen Menschen.“⁷³ Dies hatte auch direkte politische Auswirkungen:

⁶⁹ Vgl. Schmiechen-Ackermann 1998, S. 374-382.

⁷⁰ Lucks/ Stutte 2015, S. 15.

⁷¹ Aus den Erinnerungen eines Zeitzeugen (Der Name ist bekannt, wird jedoch hier nicht veröffentlicht).

⁷² Vgl. Abramowski, Brigitte: „Am Anfang war der Krug. Kneipenbummel durch Ottensen 1510 bis 1939“. In: „Lokalgeschichte Ottensen; Stadtteilarchiv Ottensen“; Hamburg 2005, S.28-29.

⁷³ Joho, Michael (Hg.) 1990; S. 62.

„Zwar registrierte man seit 1930 auch in Hamburg Übergriffe von SA-Trupps auf Reichsbanner- und KPD-Mitglieder, die eine wachsende Aggressivität anzeigten, aber mit dem Reichstagswahlergebnis⁷⁴ hatte niemand gerechnet: 145.000 Stimmen für die NSDAP, die damit zweitstärkste Partei in Hamburg wurde.“⁷⁵

Der Großteil der Stimmen wurde in den bürgerlichen Vierteln und landwirtschaftlich geprägten Außenbezirken erzielt, ein Einbruch in die Arbeiterviertel gelang ihnen nicht.⁷⁶ „Während der Weimarer Republik verging, kaum ein Jahr, in dem nicht, zum Teil mehrfach, gewählt wurde. So hat Hamburgs Bevölkerung allein bis 1931 je sechsmal über die Neubesetzung von Reichstag und Bürgerschaft abgestimmt, [...]“⁷⁷

Vor diesen Wahlen wurde intensive Propaganda betrieben, unterstützt durch die jeweiligen Freiwilligen- und Kampfbünde der Parteien, welche sich nicht nur auf die Wahlwerbung und den Schutz der Wahlveranstaltungen beschränkten. Gewalt spielte im zeitlichen Umfeld von Wahlen eine immer präsentere Rolle: „Nach den Reichstagswahlen 1930 steigerten sich die Naziübergriffe vor allem gegen Einrichtungen, Mitglieder und Funktionäre der Arbeiterparteien.“⁷⁸ Aber auch die Parteien des linken Lagers führten z.T. „Vergeltungsangriffe“ auf Veranstaltungen und Lokale der NSDAP aus. Ein Beispiel im Stadtteil Hammerbrook ist der Überfall auf das SA-Sturmlokal „Wilhelm Husen“⁷⁹ in der Woltmannstraße am 28. Februar 1933⁸⁰. Susanne Rosendahl hat diesen Vorfall und dessen Folgen wie folgte recherchiert:

„An diesem Abend kurz nach 23 Uhr verübten Mitglieder des 3. Verbandes der RFB⁸¹-Einheit von St. Georg und Hammerbrook einen bewaffneten Überfall auf das ‚SA-Verkehrslokal‘ von W. Husen in der Woltmannstraße 27. Bei dem Überfall, nach ihrem Verständnis eine Gegenmaßnahme, weil kurz zuvor Nationalsozialisten ein KPD-Lokal angegriffen hatten, [...]“⁸² ⁸³

74 14. September 1930, Wahl zum 5. Deutschen Reichstag der Weimarer Republik.

75 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg) 1982; S. 130.

76 Vgl. ebd.

77 Ebd.; S. 112.

78 Ebd.; S. 130.

79 Vgl. Hamburger Adressbuch 1932, S. „Husar“ 11/577.

80 Am 5. März 1933 fand die Wahl zum achten Deutschen Reichstag in der Weimarer Republik statt.

81 Rotfrontkämpferbund.

82 Der verantwortliche Sturmführer der RFB-Einheit Wilhelm Gaston Volk wurde am 24. März 1933 festgenommen und am 08.08.1933 wegen Polizistenmordes (der vor dem Lokal postierte Polizeihauptwachtmeister Kopka wurde angeschossen und erlag am folgendem Tag seinen Verletzungen) im Untersuchungsgefängnis Holstenglacis hingerichtet. - An ihn erinnert heute ein „Stolperstein“ an seinem ehemaligen Wohnsitz im Rademachergang 15.

83 Rosendahl 2018.

Die Hochburgen der verschiedenen Parteien befanden sich jedoch im nördlichem Teil St. Georgs. Dort hatten die verschiedenen Organisationen der rivalisierenden Parteien ihre Verkehrs- und Agitationslokale. Auch hier sind verschiedene Übergriffe dokumentiert:

„Ein Beispiel für die Verrohung der politischen Sitten schildert der Zeitzeuge H. Rabe, der ei[n]mal miterlebt hatte, wie eine kleine Reichsbanner-Demonstration auf dem Weg zum Gewerkschaftshaus⁸⁴ aus dem Keller einer Wäscherei im Kreuzweg beschossen wurde. [...]“⁸⁵

Zu dieser Erinnerung ist leider keine zeitliche Zuordnung aus der Quelle ersichtlich, weitere Überlieferungen finden sich jedoch aus dem Jahr 1932:

„Zu besonders schweren Krawallen kam es am 17. Juni 1932. An diesem Tag hatte die KPD zu antifaschistischen Demonstrationen im Stadtteil aufgerufen. Die SA war natürlich alarmiert; man rechnete offenbar mit Schlägereien um den eigenen Kneipenstützpunkt. Die Polizei hatte vor den einschlägigen St. Georger Verkehrslokalen Aufstellung genommen. Emotionen peitschten hoch, Schüsse fielen, zwei Polizisten erlagen ihren Verletzungen. [...]“⁸⁶

Diese Auseinandersetzungen wurden wiederum auch propagandistisch ausgenutzt:

„Ein von den Nazis zum Märtyrer hochstilisiertes Opfer der gewalttätigen Auseinandersetzungen war der SS-Mann Hans Cyran-ka⁸⁷, [...]. Unter ungeklärten Umständen wurde er im November 1932, einen Tag vor der Reichstagswahl⁸⁸, durch Schüsse vor dem SS-Lokal ‚Besenbiel‘ tödlich verletzt.“⁸⁹

Diese „latente Bürgerkriegsstimmung“⁹⁰ zog sich über die letzten Jahre der Weimarer Republik vor der Machtübernahme der Nationalsozialist:innen. Die Parteien begriffen ihre Wahl-Hochburgen als „Festungen“, die es gegen Eindringen politischer Feinde zu sichern gelte. Dies führte immer wieder zu schweren Kämpfen während der Demonstrationen, die eine häufige Begleiterscheinung dieser waren.

84 Besenbinderhof 60, 20097 Hamburg.

85 Joho (Hg.) 1990, S. 64.

86 Ebd.

87 Die Nazis brachten eine Tafel am Ort des Geschehens an, benannten einen Alsterdampfer und zwei Straßen nach ihm und nahmen ihn auf Reichsebene in die „Ehrenliste der gefallenen Kämpfer der NSDAP“ auf.

88 31. Juli 1932, Wahl zum 6. Reichstag der Weimarer Republik.

89 Ebd.

90 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 128.

Zudem wurden die Polizisten sowohl von den linken sowie rechten Radikalen als Gegner und je nach Kontext als „Sozialfaschisten“ oder „Systemknechte“ angesehen. Die damaligen Sozialdemokrat:innen hingegen standen zu dem Exekutivvorgang „ihrer“ Republik. Während ein Vorfall von 1930 im Gängeviertel der Neustadt von Seiten der Kommunist:innen in der „Hamburger Volkszeitung“ als „Strafexpedition“ betitelt wurde, sprach das sozialdemokratische „Hamburger Echo“ von einem „KPD-Verbrechen“.⁹¹ Dies wirkte sich auch stark auf die allgemeine Stimmungslage der dort ansässigen Bewohner:innen der jeweiligen Quartiere aus und schürte den Konflikt somit weiter.

Zum Ende der Weimarer Republik prägte eine uns heute kaum vorstellbare Militarisierung das politische Geschehen. Nahezu alle Parteien verfügten über uniformierte und teilweise bewaffnete Einheiten. In dem folgenden Kapitel sollen drei der aktivsten (Kampf-)Bünde näher beleuchtet werden: der „Rotfrontkämpferbund“ der KPD, das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“ bzw. der „Eisernen Front“⁹² der SPD, Gewerkschaften und DDP/DStP⁹³ sowie die „Sturmabteilung“ der NSDAP.

7. Die „Kampfbünde“ der Parteien in der Weimarer Republik

7.1 Allgemeines

Die Kampfbünde der politischen Parteien aus der Zeit der Weimarer Republik stellen ein besonderes Phänomen in einem demokratischen Staat dar. Daher soll zuvor auf deren Entstehungsgeschichte eingegangen werden. Dem Ansatz der historischen Anthropologie folgend habe ich mich hier bewusst um eine zeitgenössische Quelle entschieden. Diese ermöglicht eine dichtere Betrachtung der damaligen Wahrnehmung. Die Beschäftigung mit dem historischen Hintergrund dieser neuen Kampfbünde begann schon zu Zeiten ihrer Existenz. So schrieb Ernst H. Posse⁹⁴ bereits 1930:

„Um die neuartigen politischen Verbände im Nachkriegsdeutschland zu verstehen müßte man die Sinnesänderung zeigen, die durch den Einfluß der Jugendbewegung im Vorkriegsdeutschland begonnen hatte. Von 1813-1913 waren mehr Wandlungen im Typ des politischen Menschen in Deutschland vor sich gegangen als in einem halben Jahrtausend vorher: der nationaldemokratische Kämpfertyp von

91 Vgl. ebd., HVZ v. 27.01.1930 & Hamburger Echo v. 31.01.1930.

92 Die Eisernen Front war ein 1931 gegründeter Zusammenschluss des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold, des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB), des Allgemeinen freien Angestelltenbundes (Afa-Bund), der SPD und des Arbeiter-Turn- und Sportbundes (ATSB).

93 „Deutsche Demokratische Partei“, ab Juli 1930 „Deutsche Staatspartei“ – linksliberal.

94 Posse bezieht sich bei seiner bereits 1930 beginnenden Betrachtung der SA hauptsächlich auf Hitlers Buch „Mein Kampf“, genauer auf das Kapitel ‚Grundgedanken über Sinn und Organisation der S.A.‘ – Vgl. Plöckinger 2013, S. 228.

den Befreiungskriegen bis zur Revolution 1848, die Resignation vor 1870/71; endlich der Rauschzustand, der nach dem siegreichen französischen Krieg einsetzt und zu der Verbindung von Patriotismus und flachen Materialismus in der Wilhelminischen Epoche führt. An die Stelle des patriarchalischen Unternehmertums trat der industrielle Großkapitalismus, der in wachsendem Tempo traditionelle Bindungen auflöste.“⁹⁵

Des Weiteren beschreibt er die Rolle der Gewerkschaften für die Arbeiter, deren politische Emanzipation und die Auswirkungen auf das Unternehmertum. Aber auch die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, das Soldatentum sowie die Änderungen was die Beziehungen von Frontoffizieren zu dem einfachen Soldaten im Schützengraben anging, werden beschrieben:

„An Stelle des Befehls, der dem Offizier von oben erteilt werden sollte, im Kampf jedoch sein Ziel nicht erreichte, trat die eigene Initiative des Offiziers. An Stelle der dauernden Überwachung der Mannschaften durch die Offiziere trat die bestmögliche Erreichung der dem einfachen Soldaten verständlich gemachten Ziele- also auch bei ihm ein Erwachen der Initiative.“⁹⁶

Diese Gleichberechtigung der Klassen hielt jedoch dem Leben im Übergangsort der Etappe⁹⁷ und später in der Heimat nicht stand, war jedoch wie die Geschichte zeigt, nicht mehr aufhaltbar. Der deutsche General und spätere Reichswehrminister Wilhelm Groener kam bereits 1916 zu dem Schluss:

„[Dass] der [Erste Welt-]Krieg [...] die größte demokratische Welle [sei], die jemals über den Planeten gegangen ist. Wer sich ihr entgegenstellt, den wird sie über den Haufen werfen; es handelt sich darum, auf ihr zu steuern. Folglich muß Steuermann und Kurs so gewählt werden, daß wir auf dieser Welle getragen werden und in den Hafen kommen, auch wenn der Krieg schlecht ausgeht.“⁹⁸

95 Posse 1930, S. 3.

96 Ebd. S.5.

97 Die Etappe bezeichnet den Bereich zwischen Front und Heimat. Es ist das Gebiet, in dem zwar keine Kampfhandlungen stattfinden, das aber militärisch besetzt ist. Im Ersten Weltkrieg befinden sich dort sowohl die rückwärtigen Dienste der Armee, die für die Versorgung der Streitkräfte verantwortlich sind, als auch die für die Besatzung zuständige Militärverwaltung. Die Etappe dient außerdem als Ort der Erholung für die Soldaten zwischen ihren oft mehrwöchigen Fronteinsätzen. Als Bindeglied zwischen Front und Heimat, zwischen dem Chaos des Krieges und der Aufrechterhaltung von Ordnung sowie zwischen ständig drohender Gefahr und simulierter Normalität ist die Etappe ein vielfältiger Ort des Übergangs. (vgl. Europeana, N.N.).

98 Groener-Geyer 1955, S. 58.

Demnach hatten sie Erfahrungen, die eine Vielzahl von Arbeitern während ihres Kriegseinsatzes im Ersten Weltkrieg machten und die denen der zivilen Ordnung, zum Teil, gegenüberstanden, Auswirkungen auf deren Sicht der Nachkriegsverhältnisse und Ordnungen. Bereits während und nach der Novemberrevolution 1918 gab es zahlreiche Verbände und Gruppierungen in den politischen Lagern.⁹⁹ Auf Basis dieser zeitnahen Beschreibung der historischen und sozialen Begebenheiten mag die „Erhebung“ und Organisation der damaligen Parteimitglieder und deren (para-)militärische Erscheinungsform nachvollziehbarer sein.

7.2 „Der Rote Frontkämpferbund“ (RFB)

Der Rote Frontkämpferbund (auch Rotfrontkämpferbund) unterstützte die Agitation und Propaganda der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD). Gegründet hat sich dieser Mitte Juli 1924 in Halle an der Saale und bestand offiziell bis zu ihrem Verbot am 3. Mai 1929 durch den preußischen Innenminister. Trotz des Verbotes bestand die Organisation jedoch weiter. Der Ministerialdirektor und spätere Staatssekretär im Wirtschaftsministerium Hans Ernst Posse schrieb in seinem 1930 erschienen Buch über die damaligen Kampfbünde:

„Der RFB [wird durch ein Verbot wahrscheinlich nur die Masse der Lauen verlieren, der Kern der Anhänger aber wird zusammengeschweißt. Der Staat verschafft sich notgedrungen durch ein Verbot die Ruhe auf der Straße, aber eine Schicht ihm bereits feindlich gesinnter bestärkt er in der Feindschaft. Ein Jahr nach dem Verbot schreibt die illegal, [...] erscheinende Zeitung der RFB in dicken Lettern: ‚Wir sind da und wir bleiben da!‘“¹⁰⁰

Die Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg stellte in ihrer 1982 erschienenen Publikation fest: „Ziel dieser Vereinigung war die Zusammenfassung aller klassenbewussten Arbeiter, insbesondere aber der Soldaten des Weltkrieges, zum Kampf gegen das Wiedererstarken des deutschen Militarismus und die internationale Kriegsgefahr.“¹⁰¹ Eine andere Quelle nennt die Gründung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold¹⁰² als ausschlaggebend: „Erst das Vorbild des Reichsbanners veranlasste Kreise, die der Kommunistischen Partei nahestanden, zur Gründung einer eigenen proletarischen Wehrorganisation, [...]“¹⁰³

⁹⁹ So gab es bspw. die „Freikorps“ der Rechten und den „Spartakusbund“, hervorgegangen aus der von der SPD abgespalteten Partei USPD und Vorläufer der KPD.

¹⁰⁰ Posse 1930, S. 68.

¹⁰¹ Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 127.

¹⁰² Gegründet wenige Monate zuvor, am 22. Februar 1924 in Magdeburg.

¹⁰³ Posse 1930, S. 68.

Entgegen anfänglichen Interpretationen war es keine militärische Organisation der Partei. Die spezifischen Aufgaben des RFB bezogen sich auf politische Massenarbeit in Form von Demonstrationen, Kundgebungen und Umzügen mit Tambour & Schalmei-Kapellen begleitet von Gesang revolutionärer Kampflieder. „Die Mehrzahl der Mitglieder [etwa 150.000 bis 1929] gehörte nach eigenen Angaben nicht der KPD an.“¹⁰⁴. Der vorgenannte E. H. Posse schrieb 1930 dazu: „Er [der RFB] war eben nur gedacht als ein Sammelbecken radikal fühlender Arbeitermassen, die noch politisch ungeschult sind. In der Vorschule des RFB sollten sie reif werden für die wahre Schule, die Kommunistische Partei.“¹⁰⁵

Bedingt durch die speziellen Aufgaben des RFB, der „Abwehrorganisation gegen den Faschismus und gegen die imperialistische Kriegsgefahr“¹⁰⁶ sollte der Arbeiter in diesem Verbund erst einmal die universelle Schulung erhalten, um dann durch die KPD das nötige politiktheoretische Rüstzeug erhalten.¹⁰⁷ Die räumliche Organisation war in sogenannte „Gau“¹⁰⁸ aufgeteilt, Hamburg gehörte organisatorisch zu dem „RFB-Gau Wasserkante“ mit Sitz im Besenbinderhof 70. Gauleiter war der populäre KPD-Funktionär Etkar André. Laut der Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg “[existierten] 1928 [...] in Hamburg 17 RFB-Abteilungen, die beispielsweise mit Agitprop [sic!]“¹⁰⁹ und Saalschutz im Bürgerschaftswahlkampf oder als Streikposten beim Aufstand der Hafen- und Werftarbeiter die Politik der KPD unterstützt hatten.“¹¹⁰

Durch die Zuspitzung der politischen Lage auf den Straßen kam es jedoch neben der Abwehr der KPD von nationalistischen und faschistischen Veranstaltungen¹¹¹ seitens des „Stahlhelms“ und der SA auch zu Konfrontationen mit der Polizei, welche die Politik des sozialdemokratischen Innensenators Schönfelder¹¹² durchsetzen sollte. Dies führte zu wiederholten Konfrontationen der KPD und ihrer Organisationen mit der Ordnungsmacht:

„Wiederholt wurden auch in Hamburg kommunistische Büros durchsucht, Zeitungen verboten, Flugblattverteiler oder Streikposten arretiert. Die Straßen waren Schauplatz zahlreicher

104 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 127.

105 Posse 1930, S. 68.

106 Ebd. S. 69.

107 Vgl. Posse 1930, S. 68.

108 Der „Gau“ als Bezeichnung einer Landschaft reicht mit den Belegen in die frühmittelalterliche Zeit zurück.

109 „Agitationspropaganda“; bspw. Aufmärsche, Demonstrationen.

110 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 127.

111 Zu denen auch (Vergeltungs-)Angriffe auf Agitationslokale gegnerischer Parteien gehörten.

112 Adolph Schönfelder (SPD) gehörte vom 18. März 1926 bis zum 3. März 1933 dem Hamburger Senat als Polizeisenator an.

schwerer Schlächten zwischen Polizeikräften und Demonstranten. Dabei ging die Polizei häufig mit Schlagstöcken und Schußwaffen vor.“¹¹³

Die SPD-Regierung sah sich zu wiederholten Forderungen nach der Auflösung des RFB veranlasst. Das Verbot trat nach den blutigen Mai-Unruhen in Berlin 1929¹¹⁴ letztlich in Kraft und das Gaubüro Wasserkante wurde polizeilich geschlossen. Das Verbot steigerte sicherlich nochmals die antisozialdemokratische Haltung vieler Mitglieder, die sich nun in anderen Massenorganisationen der KPD trafen, beispielsweise dem „Rotsportvereinen“ oder „Schalmeienkapellen“. Dort setzten sie ihre Demonstrationen fort, so dass der RFB trotz des Verbots, wenn auch verdeckt, weiter existierte. „So hieß es nach schweren Auseinandersetzungen von jungen Erwerbslosen mit der Polizei Anfang 1930 [in der „Hamburger Volkszeitung“¹¹⁵ vom 21.02.30]: „Das ist der nicht zu verbotende RFB!“¹¹⁶ Diese feindliche Haltung der Polizei gegenüber gründete nicht allein auf deren wahrgenommene Zuordnung zu dem Erzfeind SPD-Regierung, sondern verstärkte sich nochmals in der Tendenz des härteren Vorgehens der Polizeikräfte gegen linke Demonstrant:innen im Vergleich zu dem der rechten Gruppierungen. Die Projektgruppe „Arbeiterkultur Hamburg“ sah Ursachen hierfür in der meist ländlichen Herkunft der einzelnen (vor Ort agierenden) Beamten und deren sozialer Prägung, die zu den eher konservativen Rechtsparteien neigte und unter anderem durch die kasernierte Unterbringung verstärkt worden sei.¹¹⁷ Ein KPD-Flugblatt verglich das Vorgehen der Polizei, im Rahmen einer illegalen Demonstration am 10. Dezember 1930 in Hamburg¹¹⁸, mit dem der Niederschlagung von „Kolonialklaven“ durch die Obrigkeit – eine Aussage, die die damals vorherrschende Wahrnehmung zu spiegeln vermag.¹¹⁹

Die Gründungen der Ortsgruppen des RFB im Gebiet Hamburgs wurden meist unauffällig in Kneipen vollzogen und lediglich in der parteieigenen Hamburger Volkszeitung angekündigt. So kündigte die HVZ vom 4.2.1925 eine Gründungsveranstaltung der Ortsgruppe Hammerbrook für Freitag, den 11. Februar um 7:30 Uhr bei „Ekhof“ Lorenzstraße 1 an. Die erste Gründung einer Rotfront Frauenliga (RFFL) im Hamburger Ortsteil Hammerbrook wurde für den 5. März 1925 be-

113 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 129.

114 Auch bekannt als „Blutmai“; Unruhen vom 1.-3.Mai 1929 in Berlin, als die dortige Polizei hart gegen eine ungenehmigte KPD-Demonstration vorging, dabei 33 Zivilist:innen tötete und zahlreiche weitere Verletzte.

115 Die Hamburger Volkszeitung war eine deutschsprachige kommunistische Zeitung. Gegründet 1918, zunächst USPD nah, dann ab 1920 zunehmend kommunistisch und Ende 1920 gänzlich von der KPD übernommen. Sie wurde erstmals 1933 verboten (1946 wiedergegründet, 1956 erneut verboten).

116 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 127.

117 Vgl. Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 129.

118 Bei dieser wurde ein junger Bäcker Geselle durch Kopfschuss getötet (siehe Quelle!).

119 Ebd.

kannt gegeben.¹²⁰ Am darauffolgenden 8. März folgte die Gründung eines Trommler- und Pfeiferkorps der Hammerbrooker Ortsgruppe.¹²¹ Trotz des formellen Verbotes fanden weiter Demonstrationen der Organisation statt, bei denen weiterhin ein besonderes Gewicht auf die Uniformierung der Mitglieder:innen gelegt wurde. Beispielsweise am 1. September in Hammerbrook.¹²² Nach diesem letzten größeren demonstrativen Auftritt von ca. 600 uniformierten Rotfrontkämpfer:innen brachten nur noch zwei Prozesse in Altona und Harburg im Mai und Juli 1931 die Frontkämpfer:innen auf die Titelseite der Hamburger Volkszeitung.

7.3 „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold“/„Eiserne Front“

Das „Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold - Bund der republikanischen Kriegsteilnehmer“, gegründet am 22. Februar 1924 in Magdeburg als überparteiliche Organisation¹²³ zum Schutz der Weimarer Republik gegen ihre (inneren) Feinde, war in Hamburg so wie anderorts in ihrer Zusammensetzung und Führung überwiegend sozialdemokratisch geprägt.¹²⁴ Diese Organisation führte die später vom Rotfrontkämpferbund und den Nationalsozialisten übernommene, oberste territoriale Gliederungsebene in „Gäue“ (wieder) ein. Hamburg gehörte zum Gau Hamburg-Bremen-Nordhannover und lag in den Händen führender SPD-Funktionäre. Innerhalb dieser Einteilung bildete Hamburg wiederum einen „Kreis“, der nochmals in „Abteilungen“ und „Kameradschaften“¹²⁵ gegliedert war.¹²⁶ Der Republikanische Bund des Reichsbanners stellte sich gegen jedwede Gegner:innen der sozialdemokratischen Republik: „Die Führung des Reichsbanners war betont antikommunistisch eingestellt. Der Rotfrontkämpferbund (RFB), [...], wurde als Feind verstanden.“¹²⁷ Wobei sie sich um das gleiche Klientel der Arbeiter:innen bemühten: „Außerordentlich schnell dehnte sich das Reichsbanner zunächst in den Industriebezirken aus, in denen der Einfluß der Sozialdemokratischen Partei und der Gewerkschaften groß war.“¹²⁸ – „1930 zählte man in Hamburg etwa 18.000 ‚Reichsbanner-Kameraden‘.“¹²⁹

120 Hamburger Volkszeitung v. 05.03.1925.

121 Hamburger Volkszeitung v. 18.01.1925.

122 Vgl. Hamburger Volkszeitung v. 02.09.1930.

123 Von den drei Parteien der Weimarer Koalition (SPD, Zentrum, DDP).

124 Vgl. Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 126.

125 Andere Quellen nennen „Distrikte“ als weitere Untergliederung. – (Siehe: Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Zeitung des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold. Bund aktiver Demokraten e.V. gegründet 1924. Ausgabe 1 / 45. Jahrgang / Juli 2010: https://reichsbanner.de/media_rb/rb_heute/4_Zeitschriften/2010-2019/2010_01_RB_Das_Reichsbanner.pdf.)

126 Vgl. ebd.

127 Ebd.

128 Posse 1930, S. 65.

129 Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.) 1982, S. 126.

Ähnlich dem Rotfrontkämpferbund war die Aufgabe des Reichsbanners in erster Linie die politische Agitation und der Schutz von Wahlveranstaltungen. Neben traditionellen Wahlwerbemethoden, wie Flugblättern, Plakaten o.ä., setzten sie jedoch auch bereits neue technische Mittel ein, wie beispielsweise Lautsprecherwagen, die durch die Arbeiterviertel fuhren. Auch Filmvorführungen gehörten zum Repertoire, so der Film „Vorstoß“ für den „sozialdemokratischen Aufbau in Hamburg“ während der Bürgerschaftswahl 1931.¹³⁰

Im Laufe des Jahres 1930 spitzte sich die politische Lage auf den Straßen Hamburgs zu: Die Angriffe der SA-Trupps auf Angehörige des Reichsbanners häuften sich. Dies führte dazu, dass die Organisation, die eigentlich keinerlei Gewaltaktionen auf der Straße duldete¹³¹, zu Teilen in diese einbezogen wurde und mit dem Aufbau besonderer Schutzformationen (Schufo) begann. „Vor allem körperlich kräftige jüngere Arbeiter wurden in dieser Elite [...] zusammengefasst“, um ein Gegengewicht zur SA der NSDAP zu bilden. Ihre Ausbildung wurde durch Offiziere der Hamburger Polizei unterstützt.¹³² Auch nach der Machtübernahme der Nationalsozialist:innen blieben etliche dieser Schutzformationen illegal bestehen und verteilten weiterhin Flugblätter, Zeitungen sowie Schriften der illegalen SPD und legten mehrere Waffenlager an. Erst 1937 gelang es der Gestapo, die letzten illegalen „Schufo“-Gruppen zu zerschlagen, wobei weit über 100 Mitglieder verhaftet wurden.¹³³

Im Dezember 1931 gründete sich die „Eiserne Front“ als Zusammenschluss der Freien Gewerkschaften, der Arbeiterturn- und Sportverbände mit dem Reichsbanner. Ziel war es dem erstarkenden Nationalsozialismus gegenüberzutreten. Die rechtsradikalen Kräfte hatten zuvor im Oktober, die „Harzburger Front“ gegründet. Eine zentrale Rolle spielte die Koordination und Gestaltung des sozialdemokratischen Wahlkampfes 1932.¹³⁴ „Wenn Hitler-Hugenberg¹³⁵ Deutschland regieren wollen, so soll dank des Zusammenstehens der Eisernen Front Deutschlands Wirtschaft keine ruhige Minute mehr haben“, so schrieb der sozialdemokratische Funktionär und Hamburger Gewerkschaftsvorsitzende John Ehrenteit im Hamburger Anzeiger vom 15.01.1932.¹³⁶

130 Vgl. ebd., S. 114.

131 Vgl. McElligott 1983.

132 Vgl. Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.), S. 126.

133 Vgl. Dierks.

134 Vgl. Elsbach 2019.

135 Alfred Ernst Christian Alexander Hugenberg, deutscher Montan-, Rüstungs- und Medienunternehmer, Politiker (DNVP), Gründer der „Harzburger Front“. Während der ersten Monate nach Hitlers Machtübernahme 1933 Minister für Wirtschaft, Landwirtschaft und Ernährung; Juni: Rücktritt von allen Minister- und Parteiämtern, Auflösung der DNVP. Er gilt als bedeutendster bürgerlicher Wegbereiter des Nationalsozialismus.

136 Zitiert aus: Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.), S. 126.

Neben diesem Kampf gegen den anwachsenden Faschismus stand jedoch die gegenseitige Feindschaft mit der KPD, wie diese zeitgenössische Beschreibung einer KPD/Rotfrontkämpferbund-Demonstration in Hammerbrook September 1930 zeigt:

„Aus den einzelnen Stadtteilen kommend, durchzogen die Erwerbslosen die Viertel der Mietskasernen und vereinigten sich auf dem Lübecker-Tor-Feld. [...] Über St. Georg gelangte man nach Hammerbrook, einem typischen Reichsbannerviertel. An den Balkonen hängen SPD-Transparente, denen die der Liste 4 etwas schwächer entgegenstehen. Im Sprechchor, mit den Fingern auf die verlogenen Versprechungen, die auf den SPD-Transparenten verkündet werden, zeigend, ertönt aus dem Munde der Marschierenden:

„Wer hat uns verraten?
Die Sozialdemokraten!
Wer macht uns frei?
Die Kommunistische Partei!
Andere Gruppen rufen:
„Tod den Faschisten!
Wählt Kommunisten, Liste 4!
[...].

Ihnen folgten Propagandawagen. Einer dieser fährt die bürgerliche Presse auf, an denen die Fliegen hängen geblieben sind wie an einem Fliegenfänger. Darunter steht:
„Wollt ihr nicht auf den Leim gehen, wie diese Fliegen, dann lest die Hamburger Volkszeitung! [...]“¹³⁷

Dieser Bericht veranschaulicht den Ablauf einer Straßenkundgebung und Demonstration der damaligen Zeit, solche Abläufe und Beschreibungen finden sich auch bezüglich anderer Stadtteile in verschiedenen Quellen, so dass man die gegenseitigen Anfeindungen und Propagierungen als charakteristisch ansehen kann. Auch zeigt er deutlich die verschiedenen Wahrnehmungen Hammerbrooks, welches in den meisten Quellen als kommunistisch bezeichnet wird, hier jedoch seitens der Kommunist:innen als sozialdemokratisch wahrgenommen wird. Diese Feindschaft wirkte auch in die einzelnen Familien hinein, so aus dem Bericht der Zeitzeugin Herta Brüggmann (Jahrgang 1907) aufgewachsen am Vierländer Damm¹³⁸, Rothenburgsort:

„Als Herta 1923 heiratet, will ihr Vater Heinrich die Kapelle des sozialdemokratischen Reichsbanners engagieren. Daraufhin droht

137 Hamburger Volkszeitung v. 11.9.1930, S. 2.

138 Heute „Vierländer Straße“.

Rudolf Schütt, der Verlobte: ‚Wenn du das tust, lass ich die Kapelle des Rotfrontkämpferbundes kommen.‘ - Das Aufeinandertreffen wäre blutig verlaufen, deshalb musste das Brautpaar auf Musik verzichten.“¹³⁹

Auch wenn es im letzten Jahr der Weimarer Republik kaum Zusammenstöße und zuweilen gar gemeinsames Vorgehen gegen SA-Trupps, welche in die Arbeiterviertel einzudringen versuchten, gab, so kam es zu keiner wirklichen gemeinsamen Arbeit gegen die drohende faschistische Gefahr seitens der beiden linken Organisationen.¹⁴⁰ 1932 veröffentlichte die Zeitung „Der Funke“ des Internationalen Sozialistischen Kampf-Bundes in seinem Leitartikel „Einheitsfront wächst weiter! Verständigungsbereitschaft bei KP und SP Rote Front und Eiserner Front verbunden?“ den Aufruf zu einem Zusammenschluss, unter neuen Namen. Jedoch wurde dieses Vorhaben nicht umgesetzt.¹⁴¹

7.4 „Sturmabteilung“ (SA)

Die „paramilitärische Kampforganisation der NSDAP“ wurde als „Turn- und Sportabteilung“ im November 1920 gegründet und am 5. Oktober 1921 in „Sturmabteilung“ umbenannt.¹⁴² Ernst H. Posse – Autor des Buches „Die politischen Kampfbünde Deutschlands“ von 1930, stellt die Besonderheit innerhalb der Kampfbünde und Wehrorganisationen des rechten Lagers heraus: „Die [vorherig beschriebenen] Verbände haben eine bestimmte historische Funktion gehabt und erfüllt, die nicht primär die der Nationalsozialisten war.“¹⁴³ Die strikte Parteigebundenheit jedoch findet sich, ebenso wie das militärisch uniformierte Auftreten in allen politischen Lagern. Historisch gesehen ist die SA mit ihrer (Erst-)Gründung 1921 der erste „Kampfbund“ aus den drei hier aufgeführten. Jedoch wurde sie nach dem erfolglosen Hitler-Ludendorff-Putsch 1923¹⁴⁴ verboten und aufgelöst und im Rahmen der Reorganisierung der NSDAP 1925 reaktiviert.¹⁴⁵

Vormals diente die „Turn- und Sportabteilung“ als Auffangbecken für Angehörige früherer Einwohnerwehren, Freikorps und Wehrverbänden aus der direkten Nachkriegszeit und dem Zeitraum der Novemberrevolution 1918/19, welche 1921 aufgelöst wurden.¹⁴⁶ In dieser ersten Phase war die SA noch durch das offizielle Verbot der Partei

139 Hamburger Morgenpost 2021.

140 Vgl. Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.), S. 128.

141 Vgl. Eichler 1932.

142 Vgl. Hoser (N.N.) & Posse 1930, S. 39.

143 Posse 1930, S. 39.

144 Ein am 8. und 9. November 1923 unternommener, gescheiterter Putschversuch der NSDAP in München.

145 Vgl. ebd., S. 43.

146 Vgl. Hoser (N.N.).

lokal auf den Süden und Teile der Mitte Deutschlands¹⁴⁷ beschränkt, eine flächendeckende Ausbreitung und somit auch auf Norddeutschland wurde so vorerst verhindert.¹⁴⁸

Durch die Aufhebung des Partei-Verbotes im Februar 1925 war eine offizielle Neugründung¹⁴⁹ der SA einhergehend mit ihrer Neustrukturierung und Ausdehnung möglich. Dies entsprach Hitlers bereits früh formulierten Ansätzen der Ausrichtung der Organisation: „Im Laufe des Herbst 1926 vollendeten Kapitel ‚Grundgedanken über Sinn und Organisation der SA‘ im zweiten Band von ‚Mein Kampf‘ wiederholte Hitler seine Kritik an den Konzepten Wehrverband und Geheimbund. Die SA sollte künftig mit Massenaufmärschen die Straße erobern und durch ihre Größe wirken.“¹⁵⁰ Dabei stand auch bereits die Gewaltausübung als zusätzlich kalkuliertes Machtmittel im Fokus:

„Wichtig für das Bestehen und Wirken der S.A. [sic!] ist, daß nach Hitler die nationalsozialistische Idee die tiefe Überzeugung von der Notwendigkeit der Gewaltanwendung enthält. Was nutzt die beste Überzeugung, das feinste Gehirn, wenn es zertrampelt wird.“¹⁵¹

Die Bedeutung der Gewalt wurde bereits 1944 als das „entscheidende Prinzip der nationalsozialistischen Gesellschaftsorganisation“ durch Franz Neumann¹⁵² in seinem Buch „Behemoth“¹⁵³ herausgestellt und hat somit, wie das bereits zuvor genannte Zitat zeigt, eine zentrale Rolle in der Struktur der SA, auf die nun weiter eingegangen werden soll. Aufmärsche und später die Errichtung lokaler Standorte in Form von „Sturmlokalen“ in proletarischen Stadtvierteln waren zentrale Propagandamittel der städtischen SA. Sie grenzte sich, ähnlich den anderen Kampfbünden, durch einheitliche Uniformierung, Fahnen und eigener Musik wie Gesängen von dem konturlosen Block anderer, freier Demonstrationen, ab. Jedoch fungierten diese „Aufmärsche“ als „Invasion in feindlicher Gebiete“, anders als die Protest- und Demonstrationsveranstaltungen der vorhergehenden Organisationen.¹⁵⁴ Dass die Gewaltpräsentation nicht nur ein symbolischer Akt war, sondern als direkte Provokation diente, zeigt die Aufstellung der sogenannten

147 Die Keimzelle war München, daher war eine geringe, verdeckte, Ausbreitung im südlichem Gebiet möglich.

148 Vgl. ebd.: „Die Verbotszeit der SA 1923-1925: Röhm und der Frontbann“.

149 Die Neuorganisation der SA wurde 1926 abgeschlossen, womit sich die „neue“ SA hinter die vorherigen Gründungen der weiteren behandelten Organisationen verschiebt.

150 Ebd.: „Wiedergründung als Parteigruppe“.

151 Posse 1930, S. 40.

152 Franz Leopold Neumann, deutsch-amerikanischer Politologe und Jurist, der 1936 als politisch Verfolgter in die USA emigrierte.

153 „Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944“ ist ein Standardwerk der Politischen Soziologie und Staatstheorie“. Verfasst in den USA; 1941-1944 und 1977 erstmals in Deutschland erschienen.

154 Vgl. Reichert 2001.

„Watte“. Ausgesuchte, besonders kräftige, in Zivil gekleidete SA- (oftmals auch SS-) Männer begleiteten den Aufmarsch in gewissen Abständen auf dem Bürgersteig, um Angriffe abzuwehren oder auch zu provozieren und somit den Anschein der disziplinierten Ordnung innerhalb der uniformierten Masse zu wahren.¹⁵⁵

Bei der Errichtung von sogenannten „Sturmlokalen“ in den proletarischen Wohnquartieren handelt es sich bereits um eine weit offenere Strategie zur Erlangung der „Kontrolle der proletarischen Öffentlichkeit im Alltag, im Wirtshaus, auf der Straße oder in der Nachbarschaft“ und der damit einhergehenden „Beeinträchtigung der hiesigen Kommunikationsstrukturen“.¹⁵⁶ Auch waren diese aus der Sicht der NSDAP als „Vorposten im Bürgerkrieg“ eine Art „Ersatz-Zuhause“¹⁵⁷, wo sich die Mitglieder auch abseits ihres ‚Dienstes‘ trafen. Diese Präsenz diente ebenso der Verunsicherung der Bevölkerung sowie der Machtdemonstration bzw. der inneren Bestärkung dieser. Sie führte nicht zuletzt zu einer enthemmenden, brutalisierenden Atmosphäre.¹⁵⁸ Zusammenfassend dienten die Sturmlokale der Lahmlegung der politischen Gegner:innen vor Ort durch direkte Gewalt, sowie der Stärkung des inneren Zusammenhaltes durch das Kampferlebnis. Sven Reichert stellte in seiner Studie über „Formen faschistischer Gewalt“ fest, dass: „Durch die gemeinsame Gewalttat war jeder mitverantwortlich, zumindest hörte man in Bar und Sturmlokal von den Blutnächten und war somit zum Mitwisser [...] geworden.“¹⁵⁹

Beispiele von Auseinandersetzungen in Hammerbrook zwischen den Organisationen der NSDAP und der linken Arbeiterparteien wurden bereits in dem Kapitel „Der politische Alltag auf den Straßen Hammerbrooks und Umgebung Anfang der 1930er Jahre“ thematisiert. Ein weiteres Feld gewaltsamer Agitation betraf genossenschaftliche Einrichtungen. Ein Beispiel hierfür ist die Konsumgenossenschaft „Produktion“, welche durch ihre sozialistische Ausrichtung und der Nähe zu den Sozialdemokraten zum Ziel von Anschlägen seitens der SA wurde. Das „Konsumgenossenschaftliche Volksblatt“ schrieb im April 1932:

„Um die Tage des zweiten Wahlganges zur Reichspräsidentenwahl haben in Hamburg einige Leute versucht, ihren Tatendrang durch Zertrümmerung von Fensterscheiben zu stillen. [...] Man schlug die Spiegelscheiben von Verteilungsstellen in Hammerbrook, [...], in Scherben. Wenn es bisher auch nur gelang, zwei Nationalsozialisten einwandfrei zu identifizieren, so ist mit Sicher

155 Vgl. ebd.; S. 67.

156 Vgl. ebd.; S. 72.

157 Engelbrechten 1937.

158 Vgl. Reichert 2001, S. 73f.

159 Ebd., S. 79.

heit anzunehmen, daß die Täter auch in den übrigen Fällen in diesen Kreisen zu suchen sind.“¹⁶⁰

Dass, diese Spekulation der Täter:innenschaft nicht unbegründet war, zeigt der folgende Artikel aus dem offiziellen Parteiorgan der NSDAP, dem „Völkischer Beobachter“:

„Die Konsumvereine sind schon vor dem Kriege und erst recht nach der ‚Revolution‘ fast ausschließlich im Kielwasser der roten Gewerkschaften und der offiziellen Sozialdemokratie entstanden und bilden in den Händen [...] dieser unser Feinde stets eine mächtige Waffe gegen die nationalsozialistische Staats- und Wirtschaftsauffassung. Sie müssen verschwinden, [...].“¹⁶¹

8. Fazit

Die Beschäftigung mit dem Thema „Parteilokale“ und sozio-politischer Verstrickungen zeigt, dass es sich nicht räumlich auf einen Stadtteil beschränken ließ: So lagen die meisten politisch genutzten Kneipen und Lokale außerhalb des Quartiers Hammerbrook im Bereich des heutigen St. Georg, welches wie dargestellt eine andere gesellschaftliche Zusammensetzung, sowie eine eher gegenläufige politische Ausrichtung hatte. Warum sich gerade dort auch die kommunistischen und sozialdemokratischen Partei- und Agitationslokale ansiedelten, konnte leider nicht geklärt werden, die Frage muss zunächst offenbleiben. Denn auch die personelle Zusammensetzung der Kampfbünde war, entgegen ersten Annahmen, weniger homogen auf Akteur:innen des eigentlichen Umfeldes beschränkt.¹⁶² Weniger verwunderlich erscheint dies bei der Invasionsstrategie der SA, da deren primäres Ziel die Einschüchterung der Bewohner:innen, bzw. Präsenz in einem Gebiet war.

Ebenfalls war das Selbstbild Hammerbrooks als in sich geschlossenes politisches Stadtviertel, welches heutzutage oftmals als Stadtteil der Kommunist:innen referiert wird, nicht derart gefestigt. Es gab starke Spannungen innerhalb der ansässigen Sozialdemokrat:innen und Kommunist:innen. Wobei diese Spannungen selbst durch die Zuspitzung der politischen Lage und die Bedrohung seitens Dritter, den Nationalsozialist:innen, nicht überwunden werden konnten. Die Auswirkungen dieser Atmosphäre hatte vielmehr direkte Auswirkungen

160 Teilzitiert aus „Konsumgenossenschaftliches Volksblatt, a.a.O., Nr. 8, 25. Jg., Hamburg Ende April 1932, S. 4.“; abgedruckt in Korf 2008, S. 56.

161 Zitiert aus der NS- Zeitung „Völkischer Beobachter“ vom 13.08.1933; abgedruckt in Korf 2008, S. 49.

162 Siehe Gaston Volk, beteiligt an dem Überfall auf das SA-Sturmlokal in der Woltmannstraße, welcher in der Hamburger Neustadt wohnhaft war oder den Demonstrationszug des Rotfrontkämpferbundes der sich, wie in der zitierten Quelle genannt, aus Teilnehmern vieler Stadtteile rekrutierte.

auf das soziale Miteinander, was sich unter anderem im Wandel der Gesprächsführung in den Gaststätten zeigte. Inwieweit dies die Position der Nationalsozialist:innen, deren Strategie offen auf Gewaltagitatio- tion ausgelegt war, stärkte vermag diese Arbeit nicht zu bewerten.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Primärquellen

Abramowski, Brigitte: „Am Anfang war der Krug. Kneipenbummel durch Ottensen 1510 bis 1939“. In: Lokalgeschichte Ottensen; Stadtteilarchiv Ottensen, Hamburg 2005.

Brodersen, Ingke, et al. (Hg.): 1933: „Wie die Deutschen Hitler zur Macht verhalfen“, Reinbek 1983.

Ehlers, Susanne/ Eßler, Henrik / Fleischer, Stephanie / et al.: Seuchen und Gesundheit. Unterrichtsmaterialien zur Medizin- und Sozialgeschichte Hamburgs; Hamburg 2020.
Ehrenreich, Bernd: „Marine-SA“, Hamburg 1935.

Engelbrechten, Julek Karl: „Eine braune Armee entsteht. Die Geschichte der Berlin-Brandenburger SA“. München 1937.

Evans, Richard J.: „Kneipengespräche im Kaiserreich. Die Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892-1914“; Hamburg 1989.

Groener-Geyer, Dorothea: „General Groener. Soldat und Staatsmann“. Frankfurt/M. 1955.

Joho, Michael (Hg.): „Kein Ort für anständige Leute“, Hamburg 1990.

Koch, Robert: Die Bekämpfung der Tuberkulose unter Berücksichtigung der Erfahrungen, welche bei der erfolgreichen Bekämpfung anderer Infektionskrankheiten gemacht sind. Vortrag, gehalten auf dem Britischen Tuberkulosekongreß. In: Deutsche Medizinische Wochenschrift, 1901, Nr. 33.

Korf, Jan-Frederik: „Von der Konsumgenossenschaftsbewegung zum Gemeinschaftswerk der Deutschen Arbeitsfront. Zwischen Gleichschaltung, Widerstand und Anpassung an die Diktatur“. Norderstedt, 2008.

Krebs, Albert: „Tendenzen und Gestalten der NSDAP“, Stuttgart 1959.

Lindner, Rolf (2): „Wozu Ethnografie?“ In: Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer, Herbert Kalthoff, Boris Nieswand: „Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung“, Konstanz, 2013. S.13-44.

Lucks, Günter/ Stutte, Harald: „Der Rote Hitlerjunge. Meine Kindheit zwischen Kommunismus und Hakenkreuz“. Hamburg 2015.

McElligott, Anthony: „Street Politics in Hamburg 1932-33“; In: History Workshop Nr.16, 1983.

Plöckinger, Othmar: Geschichte eines Buches: Adolf Hitlers „Mein Kampf“ 1922-1945. Eine Veröffentlichung des Instituts für Zeitgeschichte, München 2013.

Posse, Ernst H.: „Die Politischen Kampfbünde Deutschlands“. Berlin 1930.

Projektgruppe Arbeiterkultur Hamburg (Hg.): „Vorwärts und nicht vergessen. Arbeiterkultur in Hamburg um 1930“, Berlin 1982.

Reichert, Sven: „Formen faschistischer Gewalt. Faschistische Kampfbünde in Italien und Deutschland nach dem ersten Weltkrieg. Eine typologische Deutung ihrer Gewaltpropaganda während der Bewegungsphase des Faschismus“. In: Sociologus, vol. 51, no. 1/2, 2001, pp. 55-88.

Schmiechen-Ackermann, Deltlef: „Nationalsozialismus und Arbeitermilieus. Der nationalsozialistische Angriff auf die proletarischen Wohnquartiere und die Reaktion in den sozialistischen Vereinen.“ In: Historisches Forschungszentrum der Friedrich-Ebert-Stiftung, Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd.47; Bonn 1998.

Schult, Johannes: „Geschichte der Hamburger Arbeiter 1890-1919“, Hannover 1967.

Zeitung: Der Zimmerer N.39 - Hamburg 27. September 1913.

Sekundärquellen

Becker, Franziska/ Merkel, Ina: „Zu den Essentials des Faches Europäische Ethnologie.“ In: Christine Burckhardt-Seebass (Hg.): „Zwischen den Stühlen fest im Sattel. Eine Diskussion um Zentrum, Perspektiven und Verbindungen des Faches Volkskunde.“ Göttingen, 1997, S. 26-33.

Katschnig-Fasch, Elisabeth: „Im Wirbel städtischer Raumzeiten.“ In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.). „City-Lights. Zentren – Peripherien – Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur.“ Wien, 2002.

Linder, Rolf: „Vom Wesen der Kulturanalyse.“ In: Zeitschrift für Volkskunde II (2003), Münster, 2003, S. 177-188.

Webquellen

Behörde für Schule und Bildung Hamburg, N.N: Begriffserklärungen. St. Georg und Hammerbrook. Strasse: 4639: https://www.hamburg.de/clp/dabeigewesene-begriffserklaerungen/clp1/ns-dabeigewesene/onepage.php?BIOID=785&strasse=4639#FN_7 [zuletzt aufgerufen am 19.12.2020].

Eichler, Willi (1932): Einheitsfront wächst weiter! Verständigungsbereitschaft bei KP und SP Rote Front und Eiserner Front verbunden? In: Der Funke. Tageszeitung für Recht, Freiheit und Kultur, Nummer 142 A, Berlin 19. Juni 1932: <http://library.fes.de/inhalt/digital/funke/pdf/1932/19320619.pdf> [zuletzt aufgerufen am 09.01.2021].

Dierks, Herbert (N.N): Der Hamburger Widerstand 1933-1945. In: Hamburg.de, Digitales Hamburg Geschichtsbuch: Widerstand gegen NS und die Hamburger Swing-Jugend: <https://geschichtsbuch.hamburg.de/epochen/nationalsozialismus/widerstand-gegen-dens/> [zuletzt aufgerufen am 09.01.2021].

Elsbach, Sebastian (2019): Die Eiserner Front. In: Deutsches Historisches Museum: Weimarer Republik. Innenpolitik, Kapitel 3, 02.04.2019 Berlin: <https://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/innenpolitik/die-eiserne-front.html> (zuletzt aufgerufen am 09.01.2021).

Europeana, N.N.: Ausstellungen. Der Erste Weltkrieg – Orte des Übergangs. Die Etappe: <https://www.europeana.eu/de/exhibitions/the-first-world-war-places-of-transit/behind-the-lines> [zuletzt aufgerufen am 13.08.2021].

Hamburger Adressbuch (1932): Alphanetteil „Husar“- S. 11/577. In: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Dokumentenanzeige online: <https://agora.sub.uni-hamburg.de/subhh-adress/digbib/view?did=c1:956355&sdid=c1:956866&hit=345> [02.01.2021].

Hoser, Paul (N.N.): Sturmabteilung (SA), 1921-1923/1925-1945, publiziert am 14.11.2007; in: Historisches Lexikon Bayerns: [http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Sturmabteilung_\(SA\),_1921-1923/1925-1945](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/Lexikon/Sturmabteilung_(SA),_1921-1923/1925-1945) [zuletzt aufgerufen am 09.01.2021].

Kautsky, Karl (1891): Der SPD-Theoretiker Karl Kautsky 1891 über die Bedeutung der Gastwirtschaft für die politische Arbeit der Arbeiterbewegung. In: Ebert Gedenkstätte: www.ebert-gedenkstaette.de [zuletzt aufgerufen am 27.12.2020].

Rosendahl, Susanne (2018): Wilhelm Gaston Volk * 1906. In: Stolpersteine Hamburg, hamburg.de, August 2020: https://www.stolpersteine-hamburg.de/index.php?&MAIN_ID=7&p=244&BIO_ID=5202 [zuletzt aufgerufen am 02.01.2021].

Timm, Oliver (2020): Informationen zu Parteilokalen der Zwanziger Jahre in Hammerbrook und Umgebung für studentische Arbeit der Universität Hamburg gesucht! In: Elbe Wochenblatt, 17.11.2020: <https://www.elbe-wochenblatt.de/2020/11/17/informationen-zu-parteilokalen-der-zwanziger-jahre-in-hammerbrook-und-umgebung-fuer-studentische-arbeit-der-universitaet-hamburg-gesucht/> [Eigene Anzeige inseriert am: 17.11.2020].

Hamburger Morgenpost (2021): Das Bild ist 99 Jahre alt. Das wurde aus dem Mädchen auf dem Foto: <https://www.mopo.de/hamburg/das-bild-ist-99-jahre-alt-das-wurde-aus-dem-maedchen-auf-dem-foto-25152822> [zuletzt aufgerufen am 09.01.2021].



Das ‚alte, untergegangene‘ Hammerbrook. Der Raum des Stadtteiles von seiner baulichen Erschließung bis zur Zerstörung der alten Strukturen 1943

Die Erforschung eines vergangenen Stadtteiles

Im Folgenden möchte ich die Geschichte des ‚alten Hammerbrook‘ unter Zuhilfenahme des kulturanthropologischen Konzeptes der ‚Räume‘¹ nachzeichnen. Zu diesem Zweck werde ich die Entstehungsgeschichte, sofern möglich, in historische Zeiträume gliedern, um den soziokulturellen Wandel des Stadtviertels zu betrachten.

Den Wenigsten scheint die Geschichte und der Wandel des Stadtteiles Hammerbrook der Freien und Hansestadt Hamburg, welcher seit den 1980er-Jahren auch unter den Namen ‚City Süd‘ als Bürostandort firmiert, näher bekannt zu sein. So beschränkten sich meine eigenen Erfahrungen meist auf die Durchquerung dessen, entweder mit der Bahn/S-Bahn oder dem Auto, in Richtung Süden. So vermag es vielen Hamburgern² und Durchreisenden mit verschiedenen Fahrtzielen ergehen. Erst durch das Seminar begann ich mich weiter mit diesem ‚vergessenen‘ und wie mir später unter anderem klar wurde ‚untergegangenen‘ Stadtteil zu beschäftigen.

Schon bei der ersten Sichtung des raren Quellenmaterials musste ich feststellen, dass anscheinend ein sehr geringes öffentliches Interesse an diesem Stadtteil besteht. Anders ist es mir schwerlich zu erklären, dass selbst das im benachbarten Stadtteil Hamm ansässige Stadtteilarchiv erst in seiner achten Publikation³ im zehnten Jahr seines Bestehens sich dem Thema annimmt⁴. Ein weiteres Indiz, welches mich zu der Annahme verleitete, fand ich in dem Buch „Urstromtal Hammerbrook“ von Ursula Meyer Rogge. Die Autorin beschreibt darin das Entstehen von Stadtteilbüros und -initiativen Ende der 70er/Anfang 80er Jahre in den Hamburger Stadtteilen, ausgenommen Hammerbrook, welches noch nicht einmal mit einem Schild als solcher gekennzeichnet war. Bezeichnenderweise nennt sie es „terra incognita“⁵.

1 Näheres dazu im Abschnitt: Die Kulturanthropologie und der Begriff des „Raumes“.

2 Zum Zwecke der erleichterten Lesbarkeit dieses Beitrages wird im Verlauf auf das Gendern verzichtet. In den Textpassagen des Autors sind sämtliche Geschlechter mit angesprochen.

3 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.4.

4 Auch wenn in der Zwischenzeit weiteres Material gesammelt und vor Ort archiviert wurde stellte sich die erste Suche nach Literaturquellen derart dar.

5 Vgl. Meyer-Rogge, Hamburg 2016; S.5.

Die Kulturanthropologie und der Begriff des ‚Raumes‘

Die Kulturanthropologie als akademische Disziplin entwickelte sich aus der im 19. Jahrhundert entstandenen Volkskunde. Ihr zentrales Anliegen besteht im historischen und gegenwartsorientierten Verstehen, wie Menschen in verschiedenen Umwelten zusammenleben, wie sie diese verändern und wie sich ihre Umwelt auf sie auswirkt. Der Sozialanthropologe und Professor für Stadtanthropologie und Mensch-Umwelt-Beziehungen am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin, Jörg Niewöhner, dazu:

„Gerade das relationale Forschen zu Raum und Stadt [...] geschieht in einem Umfeld, das meist zwischen [Kultur-]Anthropologie und Geographie nicht mehr trennscharf unterscheidet. Der Begriff Raum durchzieht daher die Disziplin als grundlegende analytische Kategorie in verschiedensten Formen, den Kultur als Praxis des menschlichen Zusammenlebens ist immer verortet bzw. platziert.“⁶

Die Professorin der Sozialwissenschaften und Sozialpolitik Anne Vogelpohl und der Stadtsoziologe Klaus Ronneberger führen weiter aus:

„Raum ist materiell, aber auch imaginiert; er ist von Verwertungsinteressen geprägt, aber auch voll von widerständigen Elementen; er wird durch alltägliche Praktiken erzeugt und ist zugleich nicht von Individuen veränderbar.“⁷

Im Laufe der Fachgeschichte durchlief der Raumbegriff mehrere Diskurse und Änderungen des begrifflichen Schwerpunktes⁸. Kurz: Raum wird nicht mehr als etwas natürliches und statisches betrachtet, sondern „als sozial konstruiert und damit als historisch geworden und veränderbar“⁹. Die Forschungsfrage läuft auf die Darstellung der Nutzung des physischen Raumes des Stadtteiles Hammerbrook durch die Menschen im Laufe der Zeit von der ersten Nutzung bis zur großflächigen Zerstörung, im Rahmen der anglo-amerikanischen Bombar-

⁶ Niewöhner, Münster 2018; S.14.

⁷ Ronneberger/ Vogelpohl, Münster 2018; S.251.

⁸ So entwarf der Sozialphilosoph Pierre Bourdieu, u.a., einen Ansatz den sozialen Raum als zunächst reine Abstraktion ohne materiell-räumliche Komponente. Er unterteilt in verschiedene soziale Felder (vergleichbar mit Kräftefeldern), in denen die Akteure um Ressourcen, soziale Positionen und Macht rivalisieren (Bourdieu/ Waquant, Frankfurt a.M. 1996; S.127). Diese Felder stellen „in sich geschlossene und abgetrennte Mikrokosmen“ (Bourdieu, Frankfurt a.M. 2001; S. 30) mit je ihren eigenen Logiken dar. Diese Betrachtungsweise zeigt sich u.a. in der späteren Betrachtung von „Oben-“ und „Unten-Hamm“.

⁹ Schuster, Wiesbaden 2012; S.642.

dierung während der „Operation Gomorrha“¹⁰, im Zweiten Weltkrieg hinaus. Ebenfalls wird die repräsentative Erinnerung an das ‚alte Hammerbrook‘ betrachtet.

Geographische Lage und Besonderheit des landschaftlichen Raumes ‚Hammerbrook‘

Die Gegend, die heute landläufig als der Stadtteil Hamburg-Hammerbrook (City Süd) bekannt ist, liegt im Elbe-Urstromtal. Die Bezeichnung ‚Brook‘ (‚Bruch‘) stammt aus dem Niederdeutschen und bezeichnet in Norddeutschland sumpfiges Moorland oder eben oben genanntes Marschland¹¹. Zu ‚Hammerbrook‘ wurde es, da es an den damals noch eigenständigen Ort ‚Hamm‘ (heute Stadtteil Hamburgs) angrenzte bzw. diesem zugeordnet wurde. Das Gelände umfasst das Territorium zwischen dem Hamm-Horner-Geestrücken¹² und der Bille. Die Entwicklung der Niederungszone verlief jedoch völlig unabhängig von der des Stammdorfes. Und gerade die unterschiedlichen Höhen und Beschaffenheit von Marsch und Geest spielten zu Beginn der Besiedelung eine Rolle in deren räumlichen Nutzung. Die fruchtbare, jedoch regelmäßig überflutete Marsch steht der kargen Geesthöhe gegenüber.

Die frühe Nutzung des Hammerbrook

1383 wurde das Gebiet durch den Hamburger Rat von Graf Adolf von Holstein erworben und somit Hamburger Landgebiet. Bereits über ein Jahrhundert zuvor, im Jahr 1258, war der Hammerbrook, erstmals vom ‚Deichtor‘ bis Billwerder eingedeicht worden. Die Namen der dadurch entstandenen Abschnitte finden sich noch heute in den an Stelle der Deiche getretenen Straßen: Stadtdeich (vormals Bollwerksdeich¹³), Grüner Deich, Bullerdeich und Hammer Deich. Nach der Eindeichung dienten zahlreiche Gräben sowie Schleusen der Entwässerung. In Chroniken wurden schwere Flutkatastrophen vermerkt, so 1412, 1625 und 1634. Zu letzterer hieß es: „... in Hammerbrook ertrinken 100 Ochsen; Menschen kommen hier nicht zu schaden.“¹⁴ Dieser kurze Vermerk deutet die bereits viele Jahrhunderte andauernde¹⁵ Nutzung des Geländes hauptsächlich als Viehweide an. Über die Flut von 1771

10 Militärischer Codename für eine Serie von Luftangriffen, die vom Bomber Command der Royal Air Force (RAF) und der Eighth Air Force der USAAF im Luftkrieg des Zweiten Weltkriegs vom 24. Juli bis zum 3. August 1943 auf Hamburg ausgeführt wurde.

11 Als „Marschen“ werden jene niedrig gelegenen Bodenformationen bezeichnet, die im Gezeitenbereich der Nordsee liegen.

12 Unter einer Geestlandschaft versteht man eine Landschaft in Norddeutschland, die infolge von Ablagerungen während und nach der Eiszeit entstanden ist.

Der Begriff Geest entstammt dem niederdeutschen Wort „gest“, was soviel wie unfruchtbar und trocken bedeutet.

13 Vgl. Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.5.

14 Schütt, Dortmund 1991; S.116.

15 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.7.

wird berichtet: „In Hammerbrook war nicht nur die Ernte von 1771, sondern auch die Aussicht auf die nächste Ernte vernichtet.“¹⁶ Demnach wurde das Gelände nun auch für Ackerbau genutzt. 1847 schrieb F.H. Neddermeyer in seiner Topografie: „Das Land ist Marsch, von nahe an hundert Gräben durchschnitten.“¹⁷ Es bot eine vielfältige Flora und Fauna, in der Skorpione¹⁸ lebten.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde ein breiter Wassergraben, der sog. ‚Retranchementgraben‘, als Vorbefestigung der Stadt Hamburg angelegt. Begünstigt durch den hohen Grundwasserspiegel, bot sich diese Art der Sicherungsanlage an. Heute befindet sich an diesem Ort das Hochwasserbassin¹⁹.

Ende des 17. Jahrhunderts begann die Besiedelung des Bereiches am Stadtdeich²⁰. Dort am Oberhafen ließen sich Fischer, Schiffer und Handwerker nieder, es entstanden einfache Katen, welche jedoch bereits kurze Zeit später durch stolze Patrizierhäuser von Kaufleuten und Holzhändlern ergänzt wurden, die sich am westlichem, stadtzugewandten Ende des Deiches ansiedelten. Dazwischen befanden sich Plätze zur Lagerung des Holzes, Binnenschiffswerften, Sägereien und Lagerschuppen.²¹ Die Bebauung des Stadtdeiches erfolgte zunächst auf beiden Seiten der Kopfsteinpflasterstraße. Die Fachwerkhäuser standen eng in Gruppen zusammen und bildeten „kleine Dorfgemeinschaften“ in der Vorstadt.²²

1731 wurde das für feuergefährliche Güter genutzte städtische „Theermagazin“ in den Außenbezirk am Stadtdeich verlegt.²³ Um die notwendigen Sicherheitsvorschriften zu gewährleisten und zu überwachen entstanden zeitgleich ein Wachhaus und eine Feuerwache.²⁴ Außerdem entstanden zwei Holzhäfen und die Bevölkerungszahl stieg rasch an, 1811 zählte der Stadtdeich bereits 1.357 Einwohner.²⁵ Die meisten der errichteten Gebäude wurden jedoch bereits 1813, während der französischen Besatzung Hamburgs, zugunsten einer Bereinigung des Schussfeldes abgerissen. Später entstanden vor Ort neue,

16 Diersen, Hamburg 1961; S.55.

17 Neddermeyer, Hamburg 1847.

18 Lt. NABU kommen, heutzutage, zumindest in Süddeutschland selten Skorpione vor. Allerdings kann diese Aussage auch auf Hörensagen basieren und eigentlich Wasserskorpione (*Nepa cinerea*) oder sog. Pseudo-Skorpione (*Pseudoscorpionida*) gemeint sein.

19 Vgl. ebd.

20 Eine andere Quelle nennt die „[...] Aufhebung des Bauverbots kurz vor 1700[...] als Zeitpunkt der ersten Besiedelung. (vgl. Thede-Ottowell, Anne Marie: Vom alten Stadtdeich. Hamburg 1998. S.5.).

21 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.8.

22 Vgl. Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.5.

23 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.8.

24 Vgl. Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.5.

25 Vgl. von Heß, Hamburg 1811.

eher ländliche Gebäude.²⁶

Mit dem Wirtshaus „Redoute“, welches zeitgleich eine Sägemühle war, galt um 1845 als Wahrzeichen des Vorstadtbezirkes.²⁷ Zu dieser Zeit wandelte sich das Bild der Besiedelung des Stadtdeiches erneut. Durch den florierenden (Holz-)Handel²⁸ kamen immer mehr ansässige Händler zu Wohlstand. Der Stadtdeich wurde nun auch ‚Krondieck‘ oder ‚Kronendeich‘ genannt. Dort lebten nun vermehrt „feine Leute“, die sich von der „ärmeren Umgebung“, besonders dem südlichen Hammerbrook fernhielten.²⁹ Dies führte dazu, dass die Begriffe „Unten-Hamm“ und „Oben-Hamm“ nicht nur geographische, sondern auch soziale Unterschiede widerspielgelten.³⁰

„Der deutlich sichtbare Höhenunterschied von bis zu 10 Metern übertrug sich auch auf die soziale Schichtung, [...]. Eine Vielzahl von Industrie- und Gewerbetreibenden ließ sich im südlichen Teil Hamms nieder, es entstanden Wohnblöcke, in denen überwiegend Arbeiter wohnten. [...] In „Oben-Hamm“ wohnten hingegen vorwiegend Angestellte, Kaufleute, Lehrer und ähnliche ‚gehobene‘ Berufsgruppen.“³¹

Bereits im Laufe des 17. Jahrhunderts errichteten wohlhabende Hamburger ihre Sommersitze auf dem höher gelegenen Geestrücken. Grund hierfür war der freie Blick auf die Elbe und die Harburger Berge. Diese barocken Gärten erstreckten sich weit gen Osten nach Billwärder.³² Der Garten und das Landhaus des Dichters und Rats Herrn Barthold Heinrich Brockes wurde erst 1904 zum Bau des Gewerkschaftshauses abgerissen. Er erwarb das Gelände am heutigen Besenbinderhof 1722. Anhand eines Kupferstiches von 1746 lässt sich die Gestaltung ungefähr herleiten: Die Anlage war, entsprechend der Hanglage, mit Terrassen in symmetrischer Anordnung zu einer mittleren Treppe angelegt. Gesäumt von akkurat beschnittenen Hecken und überwölbt von Rosenbögen. Die Blickachse richtete sich auf das Landhaus, bzw. den weiten Blick in die Marsch. Auf den Terrassen ahnt man abgezielte Blumenbeete, nach französischem Vorbild.³³ Eine andere Ansicht spiegelt die Unterteilung des Raumes Hammerbrook mit seinen Gegensätzen noch direkter wider:

26 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.8.

27 Vgl. Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.6.

28 Holz aus Böhmen und Sachsen wurde, z.T., verarbeitet und nach Frankreich, England, Spanien und Portugal weiterverkauft. (vgl. Thede-Ottowell, Anne Marie: Vom alten Stadtdeich. Hamburg 1998. S.6.).

29 Vgl. ebd.

30 Vgl. Wulf, Hamburg 1990; S.6.

31 Ebd.; S.33.

32 Vgl. Meyer-Rogge, Hamburg 2016; S.13.

33 Ebd.

„Hier wird der Garten zur Bühne, symmetrisch gerahmt durch Vasen auf Sockeln und hohen Hecken, wird der Blick entlang eines Kiesweges auf die darunter liegende Marschlandschaft gelenkt. Dort sieht der, im Geiste, im Garten Lustwandelnde die Feldarbeit der Bauern. Genauer, die Ernte mit Sicheln und einen beladenen Wagen, ferner eine Kate und Mühle.“³⁴

Dies zeigt nicht nur die räumlich-soziale Aufteilung, sondern auch die romantisierte Anschauung der Landarbeit des, die Natur ordnenden oberen Bürgertums auf.

Entwässerung und Bebauung des Marschlandes

Der sogenannte ‚Innere Hammerbrook‘, das Marschland bzw. der südliche Teil der Vorstadt³⁵, wurde erst durch den Bau der Bergedorfer Eisenbahn (1839-1842) städtebaulich interessant. Diese durchschnitt das vorher ohne öffentliche Wege bestehende Gelände. Vor 1842 war das Durchqueren nur gegen Entrichten eines geringen Entgelts an den Eigentümer möglich.³⁶

Auch der „Hamburger Brand“³⁷ 1842 und die damit verbundene Wohnungsnot hat zu der Bebauung des Gebietes beigetragen, zudem wurde der angefallene Schutt zur Aufschüttung der Straßendämme genutzt.³⁸ Diese Erhöhung fand im Rahmen des Planes³⁹ zur besseren Entwässerung und Nutzung des inneren Hammerbrooks, entworfen durch den Ingenieur William Lindley⁴⁰, statt. Dieser sah eine allmähliche Erhöhung⁴¹ des Geländes, sowie den Bau von drei Kanälen, die in ein großes Bassin⁴² münden, vor. Dieses Becken diente ebenfalls der Trockenlegung und Entwässerung des äußeren Hammerbrooks.⁴³

34 Ebd.

35 1832/33 kam es zu einer administrativen Neugliederung: Der innere Hammerbrook, bisher Landgebiet, gehörte fortan zur Vorstadt St. Georg. (Rasmußen, Kerstin/Braun, Michael/Wulf, Gunnar: Wir haben uns immer gegenseitig geholfen. Erinnerungen an Hammerbrook. In: Stadtteilarchiv Hamm der Stadtteilinitiative Hamm e.V. (Hg.), Stadtteilarchiv Hamm - Band 8; Hamburg 1997. S.8.).

36 Kulturbehörde Hamburg; Abteilung Geschichtswerkstätten (Hg.), Hamburg 1992; S.191/192.

37 Stadtbrand, auch „Großer Brand (von 1842)“ genannt, der zwischen dem 5. Mai und dem 8. Mai 1842 ein Drittel der Innenstadt zerstörte (vgl. Suhr/ Suhr 1805-1860).

38 Kühl, Hamburg 1936; S.12/13.

39 „Bericht des Ingenieur W. Lindley die Verbesserung Hammerbrook betreffend, Hamburg 1842“ (Rasmußen, Kerstin/ Braun, Michael/ Wulf, Gunnar: Wir haben uns immer gegenseitig geholfen. Erinnerungen an Hammerbrook. In: Stadtteilarchiv Hamm der Stadtteilinitiative Hamm e.V. (Hg.), Stadtteilarchiv Hamm - Band 8; Hamburg 1997. S.9.).

40 Bereits 1840 setzte Senator Spalding durch das Lindley den Auftrag erhielt, „Vorschläge“ zu machen, wie die „mangelhafte Abwässerung[sic!] des Hammerbrook“ zu verbessern sei. (ebd.).

41 1840 - +4,87m, nach 1842 -bis +6,3m, ab 1850 6,88m über Hamburger Null.

42 Das heutige Hochwasserbassin.

43 Kulturbehörde Hamburg; Abteilung Geschichtswerkstätten (Hg.), Hamburg 1992; S.191/192.

Der dadurch gewonnene Raum sollte, nach Senatsbeschluss des September 1842, unterschiedlich genutzt werden. Während der innere Bereich als Stadterweiterungsgebiet hergerichtet werden sollte, sah der Plan vor, den äußeren vorerst weiter landwirtschaftlich zu nutzen.⁴⁴ Aus der Erfahrung des Großen Brandes heraus wurden die neu angelegten Straßen verbreitert angelegt, denn die dichte Bebauung hatte zu der raschen Ausbreitung des Feuers geführt. Auch empfahl Lindley dem Senat bei der Bebauung durch Richtlinien ordnend einzugreifen.⁴⁵ Die ländlichen Flächen, die durch die Trockenlegung an Wert gewannen, wurden laut Finanzierungsplan der Stadt verkauft oder verpachtet.⁴⁶

Die Entwässerung begann am 16. März 1846 und bereits einen Monat später, am 18. April war das Land trockengelegt. Die Arbeiten zur Aufschüttung und der Bau von Brücken konnte beginnen. Die Bebauung wurde von der Stadtseite aus durchgeführt und 1847 waren inzwischen ca. 12 % des inneren Hammerbrooks bebaut. Wobei es entgegen Lindleys Forderung keine planmäßige Struktur der bebauten Fläche gab, sodass Fabriken, Wohnhäuser, Äcker und Weideflächen nebeneinander lagen.⁴⁷

Die erste Besiedelung des neuen Stadtteiles bis zum „Hammerbrooker Arbeiterparadies“

Der Plan Lindleys zur Trockenlegung des südlichen Teiles wurde bereits 1845, im Zuge einer schlechteren wirtschaftlichen Lage in Hamburg, kritisiert. Es hieß es brauchte kein neu erschlossenes Bauland. Auch wenn diese Kritik sich zwischenzeitlich legte, lebte sie nach den teilweisen Überschwemmungen Hammerbrooks 1849/50 und 1854/55 wieder auf.⁴⁸ Die Entwicklung schritt jedoch trotz aller Widrigkeiten weiter voran. Mit der Inbetriebnahme der Eisenbahnlinie 1865 in Richtung Lübeck und deren Passagierbahnhof zwischen der Spalding- und Norderstraße, sowie einem Güterbahnhof zwischen Nagelsweg und Sonninstraße, gab es nun zwei Bahnlinien, die das neu gewonnene Gelände durchquerten und erschlossen.⁴⁹ Bereits 1857 erhielt Hammerbrook eine erste Pferdeomnibuslinie, vom Rathausmarkt (über Deichtor durch die Banksstraße) nach Rothenburgsort. 1897 kam eine zweite über die Amsinckstraße und Grüner Deich in Richtung Hamm dazu. Neben diesen auf der Straße fahrenden Bussen gab es ebenfalls auf Schienen laufende Pferdebahnen. Die ersten Gleise wurden 1880, vom Dornbusch über die Banksstraße

44 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.9.

45 Ebd.

46 Ebd.

47 Ebd.; S.10.

48 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.11.

49 Ebd.

nach Rothenburgsort gelegt. Es fuhr alle 10 Minuten eine Bahn. Zehn Jahre später, 1890, wurden weitere Schienen für eine zweite Linie von der Süderstraße über Amsinckstraße, Klostertor zum Baumwall ausgebracht.⁵⁰ Die Verkehrserschließung des neugewonnenen Stadtteiles wurde rasch ausgebaut und modernisiert, 1894 wurde der Pferdeantrieb durch Elektrizität ersetzt. Die erste umgestellte Linie verlief nun von der Veddel durch die Banksstraße zu den St. Pauli Landungsbrücken und verband somit die hafennahen Arbeiterbezirke mit dem Hamburger Hafen stadtseitig. In den folgenden zwei Jahren wurden auch alle anderen den Stadtteil durchquerenden Linien über Fahrdrähte angeschlossen. Der stetige Zuwachs von Fahrverbindungen führte auch zu der Einführung von Liniennummern⁵¹ ab Juni 1900. So kam 1914 die Linie 36 (Zollvereinstraße, Vierländerstraße, Billhorner Röhrendamm, Banksstraße, Süderstraße, Amsinckstraße, Eimsbüttel/Markt) hinzu. Die Linie 33⁵² sorgte ab 1903 für eine Verbindung des südlicher gelegenen Stadtteils Harburg mit der Kernstadt Hamburg. Außerdem wurde am 27. Juli 1915 eine Nebenlinie der Hochbahn vom Hauptbahnhof bis Rothenburgsort⁵³ eingeweiht, mit den Zwischenstationen Spaldingstraße, Süderstraße und Brückenstraße. Der Bereich war somit verkehrstechnisch gut erschlossen und an die restliche Stadt angebunden.⁵⁴

Eine weiteres Verkehrsmittel waren die ‚Lauenburger Dampfer‘: Weiße, ‚schnittige‘ Raddampfer, welche seit dem 1. August 1861 von der Firma „Lauenburger Dampfschiffe Theodor & Hugo Basedow, Lauenburg/ Hamburg“ zwischen Hamburg und Lauenburg verkehrten⁵⁵. Ihre Landungsbrücke in Hamburg lag am Stadtdeich.

Wie man dem Hamburger Adressbuch von 1867 entnehmen kann, war Hammerbrook seinerzeit noch kein Arbeiterstadtteil. Der westliche und stadtnähere Teil galt als ‚bessere‘ Gegend. Etwa die Hälfte der 10.000 Einwohner waren Handwerker, selbstständige Gewerbetreibende, Kaufleute, Fabrikanten und Freiberufler.⁵⁶

Die restlose Bebauung erfolgte erst im Rahmen des wirtschaftlichen Aufschwunges nach der Reichsgründung 1871. Die Bevölkerungszahlen nahmen schnell zu, 1880 gab es bereits 25.754 Einwohner, im Jahre 1900 waren es 52.945 und erreichten 1910 ihren Höchststand von 61.291 Personen⁵⁷, in der Folge des Ersten Weltkrieges gab es

50 Vgl. Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.42-43.

51 Rothenburgsorter Strecke = Linie 12, Veddel Linie = Linie 23.

52 Diese Linie fuhr bis 1955 ebenfalls durch die Amsinckstraße.

53 Diese hatte bis zum 28. Juli 1943 bestand und wurde wegen 70%iger Zerstörung durch Kriegsschäden an diesem Datum eingestellt.

54 Ebd.

55 Später wurde die Strecke bis nach Dömitz, Gorleben und Wittenberge weitergeführt.

56 Vgl. Funke, Hamburg 1965; S.257 ff.

57 Vgl. Möller, Stuttgart 1985; S.73.

einen Bevölkerungsschwund wie in ganz Hamburg⁵⁸, der jedoch keine längerfristigen Auswirkungen auf die steigenden Bevölkerungszahlen hatte. Es waren hauptsächlich Arbeiter aus Gebieten außerhalb Hamburgs, dem näheren und weiteren Umland, wie Mecklenburg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein, aber auch entfernteren Gebieten. So erwähnt Theologe Walter Clasen, der im frühen 20. Jahrhundert in Hammerbrook lebte, auch Hessen, Thüringer, Sachsen, „Donauschiffer aus Bayern“, sowie Schlesier, Pommern und viele Litauer, Westpreußen. Diese kamen in solchen Zahlen, dass sie laut Clasen „zuweilen landsmannschaftlich ganze Etagenhäuser füllten.“⁵⁹ Neben diesen ‚Zugewanderten‘ führte auch der Bau der Speicherstadt⁶⁰ und der damit verbundene Abriss der vormals auf dem Gelände ansässigen Quartiere⁶¹ „Kehrwieder“⁶² und „Wandrahm“⁶³ zu einem verstärkten Zuzug in den neuen Stadtteil Hammerbrook.

Auch die ‚Sanierung‘ bzw. der Abriss der in der Alt- und Neustadt gelegenen Gängeviertel im Zuge der Cholera-Epidemie von 1892 brachte eine Umquartierung der dort lebenden Menschen in das neue Quartier mit sich.⁶⁴ Im Gegenzug zu der ‚Niederlegung‘ der alten Quartiere errichtete die Stadt im Bereich Hammerbrooks neuen Wohnraum in Form von langen Häuserreihen. Die Folge waren eine zu dichte Wohnbebauung, lichtlose und völlig unzureichende Wohnverhältnisse.⁶⁵ Das Hammerbrooker „Arbeiterparadies“ mit hohen und grauen Häusern war entstanden.

Die Lebens- und Wohnverhältnisse im „Hammerbrooker Arbeiterparadies“

Die äußere Ansicht der Straßenzüge entsprach dem Zeitgeschmack des späten 19. Jahrhunderts, der durch den sog. Historismus⁶⁶ geprägt war. Unter der Vorderfront eines jeden zweiten Hauses⁶⁷ führte ein Torweg in einen schmalen mit Kopfstein gepflasterten Hof mit weiteren Wohnhäusern, ‚Grün‘ in Form von Pflanzen und Sträuchern gab

58 Vgl. Kühl, Hamburg 1936; S.4.

59 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.12.

60 Baubeginn 1883. Einweihung 1888. Endgültige Fertigstellung 1914.

61 Bestehend seit dem 16. Jahrhundert. 1.100 Häuser wurden niedergelegt und die Bewohner (ca. 20.000 Pers.) zwangsumgesiedelt, viele in die Stadtteile Barmbek und eben Hammerbrook.

62 Der Kehrwieder galt als Arbeiter- und Handwerkerviertel mit teilweise enger Bebauung wie im Gängeviertel.

63 Der Wandrahm war vor allem mit Kaufmanns- und Bürgerhäusern aus dem 17. und 18. Jahrhundert bebaut und von holländischen Einwanderern geprägt.

64 Vgl. Kulturbehörde Hamburg; Abteilung Geschichtswerkstätten (Hg.), Hamburg 1992; S.193.

65 Ebd.

66 Der Ausdruck Historismus bezeichnet in der Kunstgeschichte ein im späteren 19. und frühen 20. Jahrhundert verbreitetes Phänomen, bei dem Architekten und Künstler vorzugsweise auf Stilrichtungen vergangener Jahrhunderte zurückgriffen.

67 Terrassenhäuser mit meist 3 Stockwerken.

es nicht.⁶⁸ Generell wurde auf eine Farbgebung, seitens der Erbauer/Architekten, weniger Wert gelegt. Zwischen den Tor-Durchfahrten waren oftmals kleine Gewerbebetriebe angesiedelt:

„Deren Nebeneinander würde heutzutage zuweilen Verwunderung hervorrufen, Lagerplätze, Getreide-, Reis- und Gewürzmühlen, Brennereien, Röstereien, Seifenfabriken, Darmhandlungen, Kisten- und Zigarrenfabriken, Schokoladen- und Nahrungsmittelfabriken, Rollfuhrunternehmen, Werften und Handwerksbetriebe. Weiter reihten sich Eisenbahnanlagen, Pferdeställe, (wie bereits erwähnt) grünlose, gepflasterte Straßen und schmutzige Kanäle ein. In den Kanälen tummelten sich schwarze Wasserratten, während in den Speichern die braunen Wanderratten ihr Unwesen trieben, von Mäusen unterstützt.“⁶⁹

Classen beschrieb dieses Milieu folgendermaßen:

„Aus Läden und Lagern strömt Geruch und Gestank; feuchte Nebel und Ruß verhüllen den Himmel und bedecken das Pflaster mit einem ganz austrocknendem Schmier. [...] Dazu wird die Luft nie ruhig, sondern wird selbst noch in der Nacht immer aufs neue von krachenden, dröhnenden Geräuschen, vom Rollen schwerer Lastautomobile und von leidenschaftlichen Tönen Zankender und Betrunkener erschüttert.“⁷⁰

Desweiteren:

„Im Hammerbrook gab es weder Jugendstil noch den Expressionismus sondern ungeschminkte Realität, [...]. Wenn in Hammerbrook doch so etwas wie eine natürliche Farbinsel, aus Gras vielleicht mit ein paar Butterblumen, irgendwo aufgetauchte, dann hatte sie nie genügend Zeit sich, einigermaßen, zu entfalten, bevor sie von einem aus den Schornsteinen in die Luft geblasenen, ziemlich schmierigen Braun und Grau geschluckt wurde.“⁷¹

Zudem konnte bei ungünstigen Windverhältnissen noch der Geruch und die Gase der Müllverbrennungsanlage am Bullerdeich erschwerend hinzukommen.⁷² Ein anderer Chronist beschrieb Hammerbrook mit folgenden Worten: „Stinkende Kanäle, schwarze Mauern über trüben Fluten.“⁷³

68 Raßmussen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.12.

69 Raßmussen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.13.

70 Classen, Hamburg 1932; S.123.

71 Meyer-Rogge, Hamburg 2017; S.41.

72 Vgl. Raßmussen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.13.

73 Hartwich, D./Holtmann, M./Ludwig, G./Piecha, C./Wondo, D./Zimmermann, S., Hamburg 1980; S.8.

Auch hier zeigt sich wieder ein räumlicher Unterschied zwischen dem ‚inneren‘ Hammerbrook und dem westlichen Teil am Stadtdeich, noch in der Chronik der MädchenVolksschule von 1936 wird letztere Gegend als eine Art Naherholungsgebiet herausgestellt:

„Wie schön sitzt es sich auf den Bänken in den Anlagen am Stadtdeich oder man liegt an einem warmen Sommertage auf der Rasenböschung am Deichhafen, [...] [...], Kinder, deren Jugend in einer solchen Umwelt verläuft, sind nicht nur in ihrer körperlichen, sondern auch ihrer geistigen Entwicklung bevorzugt vor solchen, die mit ihrem Spiel auf gefährlichen Straßen der Großstadt angewiesen sind.“⁷⁴

Eine (ehemalige) Schülerin eben dieser Schule verfasste folgendes Gedicht über „ihren“ Stadtteil:

„Hammerbrook

Twüschen Bill und Greunen Diek,
steenern Strooten, glik an glik;
dor liggt ünner Dunst un Roos
Hammerbrook.

An de Bill langs Kinnerseepeel,
Kinnerlachen kost nich veel,
hunnert in een Hüserblock,
Hammerbrook.

Op das Woter u nto Lan'n
Hamborgs harte Arbeitshan'n,
Hamburgs grottes Arbeitsbook:
Hammerbrook“^{75, 76}

Wie das Gedicht zeigt, nahmen die Kinder die hohe Bevölkerungsdichte und Prägung durch Armut in dem Stadtteil durchaus wahr. Überhaupt waren die Lebensbedingungen gerade für die zahlreichen Kinder besonders nachteilig. Sie litten insbesondere unter den schlechten Luftverhältnissen der Umgebung und dem Mangel an Sonnenlicht, welches vor allem von der dichten Bebauung und der beständigen Luftverschmutzung herrührte. Dazu kam noch die unaus-

74 Kühn, Hamburg 1936; S.16.

75 Ebd.; S.2.

76 Frei übersetzt: „Hammerbrook - Zwischen Bille und Grüner Deich, steinernen Straßen, gleich an gleich; da liegt unter Dunst und Ruß - Hammerbrook. - An der Bille längs Kinderspiel, Kinderlachen kostet nicht viel, hundert in einem Häuserblock, Hammerbrook. - Auf dem Wasser und zu Land Hamburg harte Arbeitshand, Hamburgs großes Arbeitsbuch [Anm.: niederdeutsch „Book“ = „Buch“]: Hammerbrook“.

gewogene Kost, welche in den oftmals schlechten Einkommensverhältnissen der Eltern begründet liegt. So galt es um 1900 als normal, dass sechsjährige Kinder unter O-Beinen als Folge von Rachitis⁷⁷ litten.⁷⁸

Wie in dem obigen Gedicht bereits angedeutet hielt sich die große Anzahl der Kinder über mehrere Generationen. Anfang des 20. Jahrhunderts hatten Familien in Hammerbrook durchschnittlich sechs bis acht Kinder, von denen oft ein Teil schon frühen Alters starb. Erst der medizinische Fortschritt und eine verbesserte Ernährung führten zu einer Verbesserung dieser Situation. Somit wurden die Zweizimmerwohnungen häufig von acht bis zehn Personen bewohnt. Theodor Classen beschreibt die Wohnsituation um 1900⁷⁹:

„Ich habe zuweilen Wohnungen von urweltlicher Einrichtung gesehen: Nur Betten, kaum ein Bild an den Wänden, in der Küche ein Tisch und Stühle, alle peinlich sauber. Aller Verdienst wurde auf kräftiges Essen und die notwendigste Kleidung verwendet. [...] Meist aber ziemlich viel Schmuck an Gardinen, Bildern Schränken in den Wohnungen. Ein runder Tisch mit Plüschdecke und Sofa mit Bilderwand – das war der Stolz der Hausfrau. [...]“⁸⁰

Dieses sogenannte „proletarische“ Quartier bestand durchgängig bis zu der Zerstörung 1943. Die Bewohner setzten sich zeitlebens aus Hafendarbeitern, Industriearbeitern, kleinen Geschäftsleuten und Auswärtigen, meist aus dem Osten, zusammen. Letzteres führte auch zu der damals geläufigen Bezeichnung „Klein-Mecklenburg“⁸¹.

Die Wohnsituation der Bewohner änderte sich im Laufe der Zeit kaum, Zeitzeugenberichten nach schliefen die Kinder in den Wohnzimmern oder gar der Küche⁸², trotz der beengten Wohnverhältnissen wurden die Wohnungen zusätzlich noch oft untervermietet oder der Wohnungsbestand eines Hauses durch den Vermieter provisorisch erweitert. Der 1928 geborene Zeitzeuge Karlheinz Schober, damals wohnhaft in der Bankstraße 54 erinnerte sich:

„Auf der anderen Seite im fünften Stock, da war auch noch eine Wohnung, [...]. Wenn man das von außen gesehen hat, hat man nie gedacht, dass dahinter eine Wohnung ist. Es sah aus wie ein

77 Meist verursacht durch den Mangel an Vitamin D, welches größtenteils durch Sonneneinstrahlung der Haut entsteht.

78 Vgl. Raßmussen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.14.

79 Das zugrundeliegende Buch behandelt den Zeitraum 1900-1916.

80 Classen, Hamburg 1932; S.65.

81 Vgl. Hartwich, D./Holtmann, M./Ludwig, G./Piecha, C./Wondo, D./Zimmermann, S., Hamburg 1980; S.8.

82 Aus dem Bericht der Zeitzeugin Karla Grahl, geb. 1914, damals wohnhaft in der Friesenstr. 22, Hochparterre.

Bretterverschlag, aber es war auch vermietet. [...]“⁸³

Auf Sauberkeit und Hygiene wurde jedoch, wie auch aus dem Bericht um 1900 zu ersehen ist, großen Wert gelegt. Aufgrund des nicht Vorhandenseins eines eigenen Bades wurde die Körperhygiene und das Waschen sowie überhaupt das meiste familiäre Leben in der Küche betrieben. In vielen Mietshäusern gab es jedoch keinen eigenen Wasseranschluss⁸⁴, Toiletten und „Wasserzapfstellen“ waren in diesem Fall zwischen den Stockwerken angelegt und das Brauchwasser musste mit Eimern in die Wohnungen gebracht werden. Wegen fehlender Badeeinrichtung wurde eine Zinkwanne in der Küchen zum Baden für die Bewohner bereitgestellt. Das Badewasser konnte auf dem Kohleherd erwärmt werden. Das Badewasser oft für die ganze Familie genutzt und nicht nach jedem Badegang ausgewechselt. Die Wanne wurde ebenfalls, in Kombination mit einem Waschbrett für die manuelle Wäsche genutzt. Der Raum der Küche war somit der Mittelpunkt des familiären Alltags, sofern vorhanden, wurde die sogenannte „gute Stube“, das Wohnzimmer, nur zu besonderen Anlässen und Feiertagen genutzt⁸⁵ und anderweitig auch selten geheizt.⁸⁶

Trotz der oben beschriebenen, niedrigen Lebensqualität im Stadtteil war dieser zugleich ein spannendes Spielfeld. Das ständige Treiben vor dem heimischen Fenster bzw. der Tür wurde in vielen Lebenserinnerungen als spannend und aufregend geschildert. Auch die Nähe zu Elbe und Hafen spielten bei diesen oftmals als abenteuerlich beschriebenen Streifzügen durch das Viertel eine Rolle. Aber es gab zugleich auch beängstigende dunkle Ecken und Hinterhöfe. So blieben Erika Kröger (geb. 1922 und bis zum 7. Lebensjahr in Hammerbrook aufgewachsen) vor allem die Ratten in Erinnerung, welche der Hausmeister der Schule auf dem Schulhof vertrieben und erschlagen hat.⁸⁷

Frau Thede-Ottowell (geb. 1919)⁸⁸ erinnert sich an den Stadtdeich als „Paradies ihrer Kindheit“. In diesem, wie bereits erwähnt, eher ländlichem Bereich des Stadtteiles waren „die Spielplätze am Deichhafen mit den Schuten, Barkassen, Schleppern und Lauenburger Dampfern. Dazu gehörten auch die Pferde der Schiffsschmiede, Müllers Rollwagenbetrieb und die Schottschen Karren.“⁸⁹ Es gab regen Verkehr seitens Ewerführern - Ewer waren Plattbodenschiffe - und Bauern aus den Vierlanden, welche Gemüse, Obst und Blumen zum Verkauf auf dem

83 Raßmussen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.29f.

84 Eher selten besaßen neuere Bauten einen sogenannten „Handstein“ mit Wasserhahn.

85 Vgl. Meyer-Rogge, Hamburg 2017; S.61.

86 Raßmussen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.18-20 & S.29-30; Lucks/ Stutte, Hamburg 2015; S.142.

87 Vgl. Meyer-Rogge, Hamburg 2017; S.61-62.

88 Frau Anne-Marie Thede-Ottowell, Autorin von „Vom alten Stadtdeich“.

89 Vgl. Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.2.

Markt brachten und in der dortigen Gaststube einkehrten.⁹⁰ Allgemein erscheinen die Beschreibungen dieses Bereiches Hammerbrooks idyllischer als die weiter innen liegenden. Aber auch diese scheinbare Idylle hegte ihre Tücken. So waren Sturmfluten und sogar Gewitter bei den Deichbewohnern wegen Deichbruch und der Überschwemmungsgefahr gefürchtet.⁹¹

Normalerweise bot das Umfeld jedoch, gerade im Sommer, viele Freiheiten. Die abfallende Seite des Deiches wurde gerne als Liegewiese genutzt und zog auch ‚Ausflügler‘ aus dem inneren, eher städtischen Bereich Hammerbrooks an. Der Deichhafen wurde, unbeachtet der Jahreszeiten, Verbote und Gefahren gerade von den Kindern⁹² gerne als ‚private‘ Badeanstalt genutzt, obwohl es am Grünen Deich eine offizielle Badeanstalt⁹³ gab.⁹⁴ Dieses scheinbare, einfache Idyll der ländlichen Atmosphäre zog schon früh auch junge Künstler, insbesondere Schriftsteller und Maler, an, so zum Beispiel im frühen 19. Jahrhundert die Schriftstellerin der „Neuen Pariser Modeblätter“ Amalie Schoppe. Sie war es auch, die den jungen Dichter und Dramatiker Friedrich Hebbel aus Wesselburen nach Hamburg holte (1835 - 1836) und mit weiteren Künstlern zusammenführte.⁹⁵

„Fünf alte Einzelhäuser waren bis 1943 aus der alten Hebbel-schen Ära noch übriggeblieben, fast zweihundert Jahre alt. Sie waren gut erhalten, liebevoll gepflegt und ihre frischen Farben gaben wie in der Vergangenheit dem bunten Leben und Treiben hier bis in die ‚moderne Zeit‘ hinein das vorstadttypische Gepräge.“⁹⁶

Die kleinen Fachwerkhäuser standen in Gruppen zusammen und waren zum Teil durch Lauben ergänzt (im Falle von Haus Nr. 79 mit Weinbewachsen). Es waren Häuser, seit mehreren Generationen in Familienbesitz, die sehr gepflegt wurden (Balken geteert und der Backstein weiß gestrichen⁹⁷) und mit Fensterschmuck versehen waren. Die ansässigen Handwerker konnten sich eine gehobene Einrichtung leisten bzw. eigenhändig schaffen.

Durch die eigenen Häuser war der Platzmangel durch das Anwachsen der Familie kein derartig großes Problem wie in den Mietskasernen.⁹⁸

90 Ebd.; S.15.

91 Ebd.; S.31.

92 Laut der Autorin hatten die meisten Kinder bereits bevor sie in die Schule kamen Schwimmunterricht gehabt.

93 Welche jedoch, lt. Autorin, von den Kindern als zu weit entfernt angesehen wurde.

94 Ebd.; S.32ff.

95 Ebd.; S.39-41.

96 Thede-Ottowell, Hamburg 1998; S.41.

97 Im Falle von Hausnr.81 besonders erwähnt.

98 Ebd.; S.12ff.

Zum Teil bekamen die Häuser erst 1923 einen Wasseranschluss, vorher musste es aus dem Hof geholt werden. Das Torf-Toilettenhäuschen verblieb weiterhin auf eben diesem. Alle anderen Deichbewohner hatten derweil schon ein ‚Wasserclosett‘. Bis 1932 wurde es noch mit Petroleum beleuchtet, später wurden Gaslampen installiert. 1940 zog mit dem Telefonanschluss weiterer technischer Fortschritt in dem Haus ein.^{99,100}

Die Olgastraße und Banksstraße waren sozusagen die Grenze zwischen den beiden, so unterschiedlich anmutenden, Bereichen. Sie waren wie bereits oben beschrieben mit mehrstöckigen grauen Miethäusern ohne jegliches angrenzende Grün bebaut. Hier wohnten viele Hafenarbeiter und Schauerleute und Kohlenjumper¹⁰¹, die ihre vorherigen Wohnungen wegen der Hafenerweiterung räumen mussten. Selbst die Treppenhäuser wurden als derart dunkel beschrieben, dass Lieferanten wie Milchmänner und Bäcker, kleine Lampen vor dem Bauch trugen, wenn sie ihre Waren vor die Wohnungstüren stellten.¹⁰²

Das politische Milieu des damaligen Stadtteiles

Wie bereits erwähnt galt Hammerbrook stets als Arbeiterstadtteil und wurde mit den bezeichnenden Spitznamen „Jammerbrook“ und „Arbeiterparadies“ versehen. Der stadtnähere Teil war jedoch, wie seit Anbeginn der Besiedelung¹⁰³, etwas bessergestellt. Dort siedelten wie zuvor oben beschrieben selbstständige Handwerker, Kaufleute und zuweilen Künstler. In diesem Kapitel liegt der Schwerpunkt in dem Bereich der, neben den oben genannten, bereits die Bezeichnung „Unten Hamm“ trug, das „städtische, industrielle Hammerbrook“. „Der Vollständigkeit halber sei angemerkt, dass seit 1945 eine Dreiteilung vorgenommen wird: Hamm-Nord (früher Oben-Hamm), Hamm-Mitte [...] und Hamm-Süd (-Mitte und -Süd wurden früher als Unten-Hamm bezeichnet).“¹⁰⁴

Der Stadtteil hatte den Ruf eines roten Arbeiterbezirks, einer Hochburg der Kommunisten in der ohnehin als „Rote Festung“¹⁰⁵ beschriebenen Stadt Hamburg. Tatsächlich wurde 1901 mit Otto Stolten der erste Sozialdemokrat in die Bürgerschaft gewählt. Später hatte Stolten, von 1919-1924, das Amt des Zweiten Bürgermeisters inne. Diese Karriere wurde ihm durch den Wahlkreis Hammerbrook möglich ge

99 Ebd.: S.18 & 34.

100 In den Quellen bezüglich der Mietsunterkünfte wurden keine Telefone erwähnt, es lässt vermuten, dass die Bewohner im Falle eines Telefonats auf einen öffentliche Apparat zurückgreifen mussten.

101 Hamburgisch: Kohlenträger.

102 Ebd.: S.35.

103 Zu Teilen bereits vorher, s.o.

104 Wulf, Gunnar, Hamburg 1990; S.20.

105 Vgl. Paschen, Bremen 2013.

macht, in dem er 184 Stimmen errang und somit seine Mitbewerber von den bürgerlichen Parteien übertrumpfte¹⁰⁶, von 1913 - 1918 war er Teil der SPD-Fraktion im Reichstag des deutschen Kaiserreiches.¹⁰⁷ Der Zeitzeuge Günter Lucks erinnert sich an seine Kindheit im Stadtteil:

„Es gab vermutlich im ganzen Deutschen Reich keine Region vergleichbarer Größe, in der die sozialistischen Ideen flächendeckend eine so treue Anhängerschaft hatten wie im roten Osten der zweitgrößten deutschen Stadt. Sozialdemokraten und Kommunisten, miteinander zutiefst verfeindet, dominierten diese ‚rote Festung‘ Hamburg. Über Jahrzehnte hatte sich ein proletarisches Milieu herausgebildet, welches hier tief verwurzelt war und dessen langer Arm bis ins Hamburger Rathaus und sogar bis in den Berliner Reichstag reichte“^{108, 109}

1932 errangen die SPD 34,3 % und die KPD 34,0 % der abgegebenen Stimmen. In Gesamt-Hamburg waren es, vergleichsweise, 26,9 % für die SPD und 17,6 % für die KPD.¹¹⁰ Nach der Reichtagswahl 1936 setzte die NSDAP eine Kommission für Hammerbrook ein, welche nach den Gründen für die weit überdurchschnittliche Abgabe ungültiger Stimmen¹¹¹ in diesem Stadtteil forschen sollte. Diese begründete es mit einem „besonders bodenständigen Arbeitertum“.

„In der Zusammenballung dieser fraglichen Arbeitermassen auf bestimmte Straßenzüge, sowie die Anwendung eines ungeschriebenen und falsch verstandenen Verpflichtungsgefühles des Zusammenstehens beruht [...] diese gegenseitige Stützung des negativ zum Staat eingestellten Bevölkerungsteiles.“¹¹²

Generell wird die Solidarität der Bewohner des Stadtteiles (Unten-Hamm) in Zeitzeugenberichten stets hervorgehoben und betont:

„Wir haben uns immer gegenseitig geholfen. Es war keine Haue- rei oder Zankerei. Es war richtig ‚ne Familie. Da konntest du nach ‚nem Nachbarn gehen, dann kamst du rein, und das war alles so familienartig. Nicht so fremd. Wenn du Not hattest kam der Nachbar: [...]“^{113, 114}

106 Vgl. Schütt (Hg.), Dortmund 1991; S.347.

107 Vgl. Teetz, Münster 2003, S.146ff.

108 Gemeint ist der oben bereits genannte Otto Stolten.

109 Lucks/ Stutte, Hamburg 2015; S.9.

110 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.16.

111 11,1 - 19,6 %, aus verschiedenen Wahllokalen.

112 Joho, Hamburg 1990; S. 82.

113 Auszug aus dem Zeitzeugenbericht von Karla Grahl, geb. Puhls, Jg. 1914.

114 Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.19.

Die Nationalsozialisten planten, nach ihrer Machtergreifung 1933, Hammerbrook als Wohngebiet „wegzusanieren“ um den „roten Sumpf trockenzulegen“¹¹⁵. Die Grundlage der NS-Wohlfahrt wurde jedoch bereits zu früherer Zeit gelegt; seit etwa 1928/29 drängten die großen Wirtschaftsunternehmen der Region und alle wichtigen Behördenzweige darauf, „gegen die neuerlich heraufziehende soziale Unrast mit eisernem Besen zu kehren.“¹¹⁶ Begründet war dies weniger aus Sorge um die dort vorherrschenden Hygieneumstände, sondern vielmehr in den sich häufenden Unruhen in den proletarischen Wohnvierteln. Man befürchtete, dass die der Regierung nahestehenden Gewerkschaften nicht mehr wie zuvor 1918/1919 in der Lage seien sie zu kontrollieren und zu spalten, um sich „sich totlaufen zu lassen“. Jedoch verhinderten die in der Notverordnungspolitik der Berliner Präsidialkabinette verankerten Sparmaßnahmen derart große Projekte.¹¹⁷

Nach 1933 griff die Debatte um die Stadtsanierung diese Pläne als ideologisch geprägtes, sozialpolitisches Argument seitens der NS-Wohlfahrt wieder auf. War es vormals nicht möglich die Arbeiterschaft politisch zu spalten und gegeneinander auszuspielen, da die Sparmaßnahmen die SA ebenso betrafen, wie den Rotfrontkämpferbund, konnte man dies nun gezielt einsetzen. Der „Sozialbiologe“ der Universitätssoziologie, Andreas Walther arbeite derzeit bereits länger an einem regionalen „Asozialen-Kataster“. Ziel dessen war es „in den gemeinschädigenden Regionen der Großstädte [in denen] es gehäuft hoffnungslose Fälle, die wie ein Geschwür am Volkskörper weiterwuchern, wenn sie nicht herausgesucht und am Weitergeben ihrer Krankheitskeime und Defekte verhindert werden“ zu benennen und anschließend ‚wegzusanieren.‘ Neben Hammerbrook machte Walther noch sieben weitere „gemeinschaftliche Viertel“ aus: St. Georg-Nord, Uhlenhorst-Barmbek, Hoheluft, St. Pauli, Sternschanze, Rothenburgsort und das Gängeviertel der Neustadt.¹¹⁸ Die Sanierungspläne wurden lediglich für das Letztgenannte umgesetzt, der Abriss der übrigen Quartiere war für die Zeit nach dem „Endsieg“ geplant. Im Falle Hammerbrooks wurden sie in Folge der Zerstörungen durch die „Operation Gomorrha“ der britischen Luftwaffe hinfällig, auch die anderen wurden in der Nachkriegszeit nicht weiterverfolgt oder umgesetzt.

115 Vgl. Rasmußen/Braun/Wulf, Hamburg 1997; S.16.

116 Vgl. Roth 1984; S.11.

117 Vgl. ebd.

118 Vgl. ebd.

Der „Untergang“ des alten Hammerbrook

Die flächenmäßige Bombardierung des Raumes Hammerbrook fand im Rahmen der „Operation Gomorrha“ bei der zweiten Welle in der Nacht zum 27. auf den 28. Juli 1943 statt.¹¹⁹ Gerade in diesem Bereich kam es zu einem „Feuersturm“, der sich aus den Flächenbränden entwickelte, begünstigt durch Hitze und Trockenheit. Die orkanartigen Winde fachten die Brände weiter an und führten zu der nahezu kompletten Zerstörung des Raumes Hammerbrook, sowie unzähligen Verlusten an Menschenleben.¹²⁰

In dieser Nacht hörte der Stadtteil, als Wohn- und Sozialgebiet in seiner bisherigen Form auf zu existieren. Während in dem Gebiet Hammerbrook/Klostertor vor dem Krieg¹²¹ noch etwa 67.000 Einwohner ansässig waren, waren es unmittelbar nach dem Krieg¹²² nur noch knapp 6.000. Die Einwohnerzahl reduzierte sich in den Folgejahren nochmals dramatisch^{123,124}. Der Wiederaufbau in Form eines Gewerbegebietes wurde in einem städtebaulichen Durchführungsplan im Jahre 1951 festgelegt.¹²⁵ Dieser Durchführungsplan hat im Wesentlichen zu dem heutigem Bild Hammerbrooks beigetragen.¹²⁶

Die städtebauliche Einordnung der Baubehörde lässt noch Rückschlüsse auf das ‚alte Hammerbrook‘ zu: „Die städtebauliche Charakteristik [...] ist gekennzeichnet durch die Lage zwischen Geesthang und Hafen. Das Gebiet ist durchzogen von vielen Kanälen und bietet den südöstlichen Rand der inneren Stadt.“¹²⁷ Diese Beschreibung des Raumes zieht sich, zumindest seit der Bebauung, durch die Geschichte des Stadtteiles. Auch wenn nach dem Krieg viele Kanäle mit Trümmern verfüllt wurden¹²⁸ und einige Straßen verschwanden,¹²⁹ blieb die ursprüngliche Charakteristika erhalten.¹³⁰

Der Schiffsverkehr auf den Kanälen wurde durch den Straßenverkehr ersetzt und die Verkehrsführung zu Teilen geändert. Die historischen Ansätze der oben genannten, zugeschütteten Kanäle sind jedoch

119 Vgl. Büttner, Göttingen 2005; S. 613-631.

120 Ebd.

121 Stand 1939.

122 Stand 1950.

123 1961: knapp 3500 und Stand 1976 nur noch 1.639 Einwohner.

124 Vgl. Hartwich, D./Holtmann, M./Ludwig, G./Piecha, C./Wondo, D./Zimmermann, S., Hamburg 1980; S.14.

125 Nach den städtebaulichen Gesichtspunkten des Aufbauplans der Freien und Hansestadt Hamburg vom 20.07.1950. Durchführungsplan D83/51 - letzte Fassung 1958.

126 Vgl. ebd.; S.10.

127 Ebd.; S.25.

128 Süderkanal westl. der Hammerbrookstraße, Gustavkanal zwischen der Hammerbrookstraße und Nagelsweg, Lübeckerkanal zwischen Nagelsweg und Sonninstraße.

129 Victoriastraße, Gustavstraße & Schwabenstraße.

130 Vgl. ebd.; S.10.

noch erkennbar und wurden im Rahmen der Neugestaltung der Kanalufierzonen wiederhergestellt.¹³¹ Weiter heißt es in dem Bericht:

„Die Umgebung des Plangebietes ist gekennzeichnet durch Arbeitsplätze, die günstig zum Hafen und zu überörtlichen Verkehrswegen liegen und unmittelbarer Nähe zur Hamburger City. [...] Am nördlichen Rand des Plangebietes befinden sich [...] Verwaltungshochhäuser in hoher Verdichtung. Auch entlang der des Heidenkampsweges¹³² sind teilweise repräsentative Verwaltungsbauten angeordnet, während in den Innenbereichen zwischen Hammerbrookstraße und Heidenkampsweg ungeordnete und zufällige, stadträumlich unattraktive Situationen vorzufinden sind.“¹³³

Auch hier ziehen sich die Parallelen der Bebauung und Nutzung durch die Geschichte des Raumes, so war der Geesthang und der stadtnahe Bereich stets favorisiert und auch gesellschaftlich bessergestellt: „Die soziale Unterscheidung hat sich bis in die heutige Zeit gehalten, da Vorbehalte gegen den südlichen Bereich immer noch laut werden.“¹³⁴

Schlussbetrachtung

Der alte, untergegangene Stadtteil Hammerbrook erscheint im „städtischen Gedächtnis“ bzw. „Gedächtnis der Stadt“¹³⁵ unterrepräsentiert. In einer Studie unterscheiden Peter Reichel und Harald Schmid „Vier Handlungsfelder“ des „Gedächtnisses der Stadt“¹³⁶, welche 1. die „Vergangenheitspolitik“, 2. die „öffentliche Erinnerung“, 3. die „wissenschaftliche Dokumentation“ und schließlich 4. die „ästhetische Kultur“ umfassen. Im Laufe meiner Recherche zu dem Thema musste ich immer wieder feststellen, dass das „alte Hammerbrook“ nur sehr spärlich dokumentiert ist,¹³⁷ vielmehr wird es durch seinen ‚Untergang‘ überschattet. Zu diesem gibt es zahlreiche Literatur, Gedenkveranstaltungen, Ausstellungen und Zeitungsbeiträge, alles Teil des zweiten Handlungsfeldes, der öffentlichen Erinnerung.

Auch im Bereich der wissenschaftlichen Dokumentation fanden sich nur wenige Belege über das Leben in Hammerbrook vor 1943 und auch im Stadtbild selbst existieren keine Hinweise in Form von Informationstafeln, o.ä., so ist dort lediglich ein Gedenkstein „Zur Erinnerung der Bombenopfer im Juli 1943“¹³⁸, sowie ein Schild der

131 Vgl. ebd.; S.27.

132 Am nördlichen Geesthang gelegen.

133 Ebd.; S.25.

134 Wulf, Gunnar, Hamburg 1990; S.20.

135 Vgl. Thiessen, Malte, Hamburg 2007; S. 15.

136 Reichel, Peter/ Schmid, Harald, Hamburg 2005; S. 10f.

137 Vgl. obige Einleitung.

138 Am Mittelkanal; ehem. Einmündung des Gustav-Kanal.

Denkmalschutzbehörde zur Erinnerung an die zur Bombenräumung eingesetzten KZ-Häftlinge aus Neuengamme und deren Unterbringung in der Spaldingstraße¹³⁹ zu finden.

Eine Ausnahme bildet das Denkmal zu Ehren Heinrich Christian Meyers, genannt Stockmeyer, einem als Hamburgs erster Großindustrieller geltender Fabrikant von Spazierstöcken¹⁴⁰. Auch richtete er als erster eine Fabrikkrankenkasse für seine Arbeiter ein und war, mit weiteren Kaufleuten, an der Erschließung des Gras- und Hammerbrooks beteiligt.¹⁴¹

In diesem Sinne soll das zu Zeit im Bestehen begriffene „Münzviertel Archiv“ Günter Westphals, eingerichtet im „Viertelzimmer“¹⁴² der ehemaligen „Volksschule für Mädchen“ in der Rosenallee 11 nicht unerwähnt bleiben. Das bereits weit fortgeschrittene Vorhaben ist eine Möglichkeit, diese Lücke in der Erinnerungskultur des Alltags der Stadt Hamburg zu schließen.

Herauszustellen ist auch die räumlich-zeitliche Kohärenz zwischen dem höher gelegenen Geesthang und niedrigerem Marschland, was die frühe Nutzung/Bebauung und den damit zusammenhängenden sozialen Status angeht. Diese Kohärenz zieht sich durch die ganze Geschichte des Raumes, bis in die Neugestaltung der Nachkriegszeit, bzw. heute.

139 Spaldingstraße 156/158; Ab Oktober 1944 wurden dort auf sieben Etagen etwa 2.000 KZ-Häftlinge unterschiedlicher Nationalitäten untergebracht.

140 Ebenfalls war er einer der Gründungsdirektoren der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahngesellschaft und half, die Wasserversorgung der Stadt entscheidend zu modernisieren.

141 Rednak 1994, o. S.

142 Vgl. Viertelzimmer – Raum für Stadtteilkultur; Rosenallee 11, 20097 Hamburg (Siehe: www.viertelzimmer.org).

Literaturverzeichnis

Primärquellen:

Büttner, Ursula: „Gomorrha“ und die Folgen. Der Bombenkrieg. In: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.): Hamburg im „Dritten Reich“. Wallstein, Göttingen 2005.

Classen, W.: Sechzehn Jahre im Arbeiterquartier. Hamburg 1932.

Diersen, Adolf: Aus der alten Landherrenschaft Hamm und Horn (Hamburger Heimatbücher). Hamburg 1961.

Funke, H.: Über Unterschiede zwischen der ersten städtischen Besiedelung Barmbecks und Hammerbrooks. In: Hamburgische Geschichts- Und Heimatblätter, 21. Jg., Dez. 1965 Nr.3, 62. Jg. der Mitteilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Hamburg 1965

Hartwich, D./ Holtmann, M./ Ludwig, G./ Piecha, C./ Wondo, D./ Zimmermann, S.: Mittelkanal Hammerbrook. Städtebauliches Gutachten. Hamburg 1980.

Joho, M. (Hg.): Kein Ort für anständige Leute. Hamburg 1990.

Kühl, Hermann: „Rosenallee 11“ 1883-1935. Bilder aus dem Leben einer Hamburger Mädchen-Volksschule. Hamburg 1936.

Kulturbehörde Hamburg; Abteilung Geschichtswerkstätten (Hg.): Eine Barkassenfahrt durch die Kanäle von Hammerbrook und Hamm. In: Kiek mol. Stadtteilrundgänge erarbeitet und aufgeschrieben von Hamburger Geschichtswerkstätten. Hamburg 1992.

Lucks, Günter/ Stutte, Harald: Der rote Hitlerjunge. Meine Kindheit zwischen Kommunismus und Hakenkreuz; Hamburg 2015.

Lucks, Günter/ Stutte, Harald: Zehn Tage im Juli. Wie ich den Bombenkrieg auf Hamburg überlebte; Hamburg 2020.

Meyer-Rogge, Ursula: Urstromtal Hammerbrook; Hamburg 2016.

Möller, I.: Hamburg. Stuttgart 1985.

Neddermeyer, Franz Heinrich: Zur Statistik und Topographie der Freien und Hansestadt Hamburg und deren Gebietes. Hamburg: Hoffmann und Campe 1847.

Paschen, Joachim: Hamburg zwischen Hindenburg und Hitler: Die nationalsozialistische Machteroberung einer roten Festung. Bremen 2013.

Rasmußen, Kerstin/ Braun, Michael/ Wulf, Gunnar: Wir haben uns immer gegenseitig geholfen. Erinnerungen an Hammerbrook. In: Stadtteilarchiv Hamm der Stadtteilinitiative Hamm e.V. (Hg.), Stadtteilarchiv Hamm - Band 8; Hamburg 1997.

Reichel, Peter/ Schmid, Harald: Von der Katastrophe zum Stolperstein. Hamburg und der Nationalsozialismus nach 1945. In: Hamburger Zeitspuren 4. Hamburg 2005.

Roth, Karl Heinz: Ein Mustergau gegen die Armen, Leistungsschwachen und ‚Gemeinschaftsunfähigen‘, in: Angelika Ebbinghaus/ Heidrun Kaupen-Haas/ Karl Heinz Roth: Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich; Hamburg 1991.

Schütt, Ernst Christian (Hg.): Die Chronik Hamburgs; Dortmund 1991.

Teetz, Christiane: Otto Stolten und die Sozialdemokratie in Hamburg bis zum Ende der Kaiserzeit. Münster 2003.

Theede-Ottowell, Anne Marie: Vom alten Stadtdeich. Hamburg 1998.

Thiessen, Malte: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005. Hamburg 2007.

von Heß, J. L.: Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben. Hamburg 1811.

Wulf, Gunnar: Geschichtliche Spaziergänge durch das nördliche und südliche Gelände des Hammerbrook-Konsortiums – ein Führer. Hamburg 1990.

Sekundärquellen:

Bourdieu, Pierre: Der Habitus und der Raum der Lebensstile. In: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft; Frankfurt am Main, 1987.

Bourdieu, Pierre: Mediationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. 2001 Frankfurt a.M.

Bourdieu, Pierre/ Loïc J.D. Waquant: Die Ziele der reflexiven Soziologie. In: Bourdieu, Pierre/ Loïc J.D. Waquant/ Beister, Heller (Hg.): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main; S.95-249.

Höhne, Stefan/ Umlauf, René: Die Akteur-Netzwerk-Theorie. Zur Vernetzung und Entgrenzung des Sozialen. In: Jürgen Oßenbrügge/ Anne Vogelpohl; Theorien in der Raum- und Stadtforschung. Einführungen; Münster, 2018.

Latour, Bruno: Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie; Frankfurt am Main, 2007.

Lefebvre, Henri: State, Space World. Selected Essays. In: Neil Brenner/ Stuart Elden (Hg.); Minneapolis, 2009.

Mückenhausen, Eduard: Die Bodenkunde und ihre geologischen, geomorphologischen, mineralogischen und petrologischen Grundlagen, 4. ergänzte Auflage; Frankfurt/Main 1993.

Niewöhner, Jörg: Raum: Anthropologische Perspektiven. In: Jürgen Oßenbrügge/ Anne Vogelpohl; Theorien in der Raum- und Stadtforschung. Einführungen; Münster, 2018.

Ronneberger, Klaus/ Vogelpohl Anne: Henri Lefebvre: Die Produktion des Raumes und die Urbanisierung der Gesellschaft. In: Jürgen Oßenbrügge/ Anne Vogelpohl (Hg.); Theorien in der Raum- und Stadtforschung. Einführungen; Münster 2018.

Schuster, Nina: Queer Spaces. In: Frank Eckardt (Hg.); Handbuch Stadtsoziologie; Wiesbaden 2012.

Suhr, Christoffer/ Suhr, Peter (1805-1860): Hamburg Ansichten. In: hamburg.de: Bilder einer brennenden Stadt. Der Hamburger große Brand: <https://www.hamburg.de/hamburg-historische-bilder/241364/historische-bilder-hamburger-grosser-brand/> [26.07.2020].

Rednak, Dieter (1994): Meyer, Heinrich Christian. In: Neue Deutsche Biographie 17 (1994), S. 293-294 [Online-Version]; URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd119090600.html#ndbcontent> [27.08.2020].



Umgang mit sensiblen Quellen und Fragen der Forschungsethik - Das Beispiel Oral History

Wie einen „vergessenen“ Stadtteil erforschen?

Im Rahmen unserer Publikation, der Ausstellung und des Projektes arbeiten wir mit einer Vielzahl von sensiblen historischen Quellen. Damit bezeichnen wir Dokumente, deren Inhalte hochemotionale persönliche und zum Teil sehr intime Lebensbereiche wie z.B. die Arbeit, Wohnformen und die Familie, Essen und Trinken, Hygiene, Geburt, Hochzeit und Tod thematisieren. Dieser Beitrag möchte unsere Rollen als Forschende, Bewohner:innen von Hamburg-Hammerbrook und Mitglieder von Initiativen und den Umgang in der Auswertung und Veröffentlichung solcher Quellen kritisch reflektieren. Für die Kartierung des Stadtteils Hamburg-Hammerbrook vor und während der Weimarer Republik sowie während des sogenannten Dritten Reiches und des Zweiten Weltkriegs nutzen wir unterschiedliche Quellengattungen: Zeitzeug:innenberichte und biografische Interviews (Oral History), historische Karten und Fotografien sowie vielfältiges Archivmaterial und Aktenbestände. Dieser Beitrag soll sich vertieft mit der Methode und Forschungsstrategie „Oral History“, ihren Potenzialen, Herausforderungen und Grenzen auseinandersetzen.

Welches historische Wissen können wir produzieren?

Die akademische Wissensproduktion zeichnet sich durch verschiedene Dimensionen aus, die auch als „situier“t, d.h. kontextspezifisch eingeordnet werden muss¹:

1. Die Perspektive der empirisch-forschenden Kulturwissenschaft und Historischen Anthropologie, einem Forschungsbereich, der Themen, Geschichten und Probleme auf der Mikro-Ebene rekonstruiert und nach bestimmten Kriterien analysiert (bpsw. Macht, Gewalt, Körper oder Gender) sowie Gegenerzählungen zur „großen“ nationalen und auf Erfolge ausgerichteten Geschichtsschreibung vor und während der Weimarer Republik, des Zweiten Weltkrieges sowie zur Zeit Nationalsozialismus entwirft. Hierzu zählen u.a. die Aufarbeitung von Gewalt- und Unrechtserfahrungen in einem kritischen, reflektierten und

¹ Vgl. Haraway: Situieretes Wissen. 1995, S. 73-97.

2. sensiblen Umgang. Sie hat den Anspruch engagiert zu sein, Wissen zitierbar zu machen und einer interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.
3. Die Perspektive von lokalen Initiativen, die Stadt- und Stadtteilgeschichte vor Ort (be)greifbar und öffentlich machen wollen. Dazu zählt, dass sie Freiräume und Orte schaffen wollen, in denen Stadtteilbewohner:innen Austauschmöglichkeiten und Diskussionsräume für kulturelle und soziale Anliegen erhalten.
4. Die Stadtteilbewohner:innen, die durch ihre Verbindungen und ihre Netzwerke vor Ort Zugänge schaffen und Transparenz herstellen, gerade wenn es um sensible und den Anwohner:innen wichtige Anliegen geht, z.B. das alltägliche Leben oder historische Spuren im Stadtteil.
5. Mittler:innen wie z.B. Studierende, die sowohl Empirische Kulturwissenschaft studieren als auch Mitglieder von Initiativen sind oder weitere Wissenschaftler:innen, welche in ihren Rollen als Autor:innen, Kurator:innen, Gestalter:innen und Ansprechpartner:innen changieren.

Universität - Initiativen - Stadtteilbewohner:innen. Wie Forscher:innenrollen reflektieren?

Des Weiteren kristallisierten sich drei Dimensionen forschungsethischen Denkens, Handelns und Reflektieren heraus. Reflektieren bedeutet, die eigenen Analyseverfahren und Auswertungsstrategien zu durchdenken und vielmehr kritische Fragen zu stellen und Problemfelder zu benennen als Antworten zu generieren. Darüber hinaus sollte die eigene Positionalität und die eigenen Privilegien eingeordnet werden²:

- a. Die zeitliche Distanz zwischen der Gegenwart, das Jahr 2021, und der Zeit der Weimarer Republik, des Zweiten Weltkrieges und des Nationalsozialismus. Dies betrifft einen Zeitraum von 80 bis mehr als 100 Jahre. Welche Quellen sind uns wie überliefert, welche nicht? Welche Zugänge haben wir zu Alltagsgeschichte(n) in Hamburg-Hammerbrook? Welche Zeitzeug:innen sind erreichbar und möchten über ihre Lebensgeschichte sprechen?
- b. Unsere Rollen und Privilegien als Forschende, Mitglieder von Initiativen oder Stadtteilbewohner:innen: Wie alt sind wir? Was können Studierende in der Gegenwart über den Zweiten

² Vgl. Harper: Ethics. 2014, S. 91-103.

- c. Weltkrieg wissen und rekonstruieren? Wie können sie biografische Erfahrungen und sozio-politische Kontexte einordnen? Welche Denkweisen, Argumentationen und Einordnungen von historischem Wissen bringen Akteur:innen aus der Projektgruppe hervor, die zu „Kriegsenkelgeneration“ gehören? Welche Akteur:innen lassen wir in unserer Publikation und in unserer Ausstellung sprechen, welche nicht? Welche Geschlechter und sozialen Gruppierungen werden ausgeschlossen und finden in den Quellen keine Erwähnung?
- d. Die unterschiedlichen Machtverhältnisse und -hierarchien im Analyse-, Auswertungs- und Veröffentlichungsprozess: Wie kann das Projekt genutzt werden, um Gewalt- und Unrechtserfahrungen im Stadtteil Hamburg-Hammerbrook sichtbar zu machen und vielleicht bisher benachteiligten, unsichtbaren Akteur:innen eine Stimme zu geben? Wo besteht die Gefahr, stereotype Zuschreibungen und Repräsentationsformen festzuschreiben und zu (re)produzieren? Wo bietet sich Potenzial, diese aufzubrechen? Welche Verantwortung hat das Projekt und eine Ausstellung in Prozessen und Praktiken des Festschreibens?
- e. Sprache ist wirklichkeitskreierend und sinnstiftend. Sie hat eine prägende Wirkung im Nachdenken und Sprechen über (historische) Unrechtserfahrungen und über emotionale, physische, psychische oder symbolische Gewalt. Auch wir als Autor:innen und Ausstellungsmacher:innen sind herausgefordert, bisher unsichtbare, stumme und marginalisierte Gruppen zu inkludieren, um ein differenzierteres Gesellschaftsbild von Hamburg-Hammerbrook vor 100 Jahren zu entwerfen als es im Alltagsverständnis bisher vielleicht der Fall gewesen ist. Demensprechend gewährleisten diese Repräsentationsformen eine leichte Zugänglichkeit der Ergebnisse und eine Transparenz in der Auswertung der historischen Quellen, auch wenn sie sicherlich nicht vollständig barrierefrei sein können.

Insbesondere gegenwärtige Debatten über geschlechtersensible, inkludierende und diversitätsspezifische Sprache lassen uns in unserem Projekt darüber nachdenken, ob weiße, cis-heteronormative Opfer-Täter:innen-Rollen reproduziert werden, oder ob vielleicht „Nationalsozialist:innen“ existierten, die in der Geschichte mit konträren sozialen Rollenbildern und Identitätskonstruktionen konfrontiert waren. Gleichzeitig ist es wichtig zu bedenken, dass (wissenschaftliche) Konzepte aus der Gegenwart nicht 1:1 in die Vergangenheit projiziert werden dürfen und können: Welche Fragen stelle ich in der Gegenwart an die Vergangenheit? Und welche Fragen drängen sich

vielleicht aus der Zeit auch auf und werden sichtbar? Welche Fragen wurden in der Zeit auch selbst verhandelt, welche Diskussionen und Debatten geführt oder abgelehnt?

Hier schließen auch moralische Debatten um die Singularität von Gewaltereignissen und die Frage nach ihrer (wissenschaftlichen) Vergleichbarkeit an. Überindividuelle Deutungen der Ereignisse erlauben über Konzepte wie Menschenrechte und diskriminierungsfreiere Gesellschaften nachzudenken, stehen jedoch vor dem Vorwurf, Todesopfer und Verfolgte für politische Zwecke zu instrumentalisieren.

Oral History als Methode: Potenziale, Herausforderungen, Grenzen

Zeitzeug:innenberichte und biografische (lebensgeschichtliche) Interviews werden in der Geschichtswissenschaft und in der Historischen Anthropologie auch Oral History (deutsch: Mündliche Geschichte) genannt.³ Die Interviewform ist eine spezifische Kommunikationssituation, in der Forscher:innen und Interviewpartner:innen eine temporäre intime Beziehung eingehen. Das heißt, Gesprächsinhalte sind meistens die Lebensgeschichten von Alltagsakteur:innen und ihre alltäglichen Dimensionen. Dazu zählen neben der Rekapitulation als eventuell angenehm empfundener Lebensabschnitte auch biografische Brüche und Störungen, in denen Alltagsakteur:innen z.B. über Krankheiten, Kriegserfahrungen, Verluste und Tod von Familienmitgliedern, Freunden und Bekannten sprechen. Nicht nur hier stellen sich Fragen der Forschungsethik, also dem Rahmen, in denen Forscher:innen Wissen produzieren, weitervermitteln können und dürfen.⁴

Die Interviewsituation zeichnet sich darüber hinaus durch die Wechselwirkungen von Nähe und Distanz aus. Das Distanzieren gelingt häufig im Nachhinein, in dem die Tonaufnahmen transkribiert und mit Hilfe von kulturtheoretischen Perspektiven analysiert und auf bestimmte Merkmale hin befragt werden. Nähe bezeichnet jedoch keinesfalls ein rein forschungsstrategisches Agieren oder Reagieren, um Informationen und Erfahrungswissen des Gegenübers zu erhalten. Nähe der Forschenden zum Interviewten zeichnet sich viel mehr durch ein informiertes und punktuell Nachfragen, Neugierde und ein Zuhören aus – auch in Momenten von Langeweile! Erst dann kann eine fundierte Analyse und ein achtsamer, respektvoller und angemessener Umgang mit den Akteur:innen und mit dem Material anschließen.⁵

3 Vgl. Perks/ Thompson: The Oral History Reader 2003; Wierling: Oral History 2003, S. 91-152.

4 Vgl. Shopes: Legal and Ethical Issues in Oral History. 2006, S. 135-169.

5 Vgl. Alver: Research Ethics in Studies of Culture and Social Life 2007.

Im Fall unseres Projektes erzählten uns die befragten Personen etwas über bestimmte historische Ereignisse wie den Zweiten Weltkrieg und/oder den Nationalsozialismus. Sie teilten uns etwas über ihre Erfahrungen, Erinnerungen und Verarbeitungsstrategien mit. Diese sehr privaten Einblicke erlauben Leser:innen eine Erzählung auf Mikro- und Alltagsebene kennenzulernen, häufig abseits psychologisierenden und pathologisierenden Lesarten von z.B. Traumata, in denen Krankheitsbilder und ihre spezifischen Behandlungsformen erst geschaffen wurden.⁶ Auch wir haben diese Erzählungen ausgewählt und in unsere Publikation eingebettet. Doch wie können wir diese persönlichen Quellen auf sensible Art und Weise verwenden und veröffentlichen? Welche Anonymisierungsstrategien können, müssen und dürfen wir nutzen?

Empathie, Vertrauen, Sensibilität – Dies sind drei grundlegende Eigenschaften, die Forschende mitbringen sollten, wenn sie ein biografisches Interview durchführen. Auch in der späteren Auswertung und Verwendung, vor allem in rechtlichen Fragen, spielen diese Dimensionen eine wichtige Rolle. So fragten wir beispielsweise um Erlaubnis, das historische Material verwenden zu können und entwickelten gleichzeitig wissenschaftliche Kriterien, um den Anspruch an eine sensible Umgangsweise gerecht zu werden. Wir möchten in der Quellenbeschaffung und -auswertung Transparenz zeigen. Dies sind Kriterien einer guten wissenschaftlichen Praxis.

Wie das historische Wissen repräsentieren und kontextualisieren?

Nicht nur als Autor:innen eines Buches, sondern auch als Kurator:innen und Ausstellungsmacher:innen wägen wir vor der Verwendung der Gesprächsausschnitte ab, welche Zitate wir verwenden können und dürfen, welche sozialen und historischen Kontexte zu nennen sind und welche Anonymisierungsstrategien wir nutzen müssen, um die interviewten Personen nicht bloßzustellen oder ihre Wahrnehmung gar zu verzerren. Das gilt insbesondere für Missbrauch oder weitere Veröffentlichungen durch Dritte. Wir balancieren also zwischen der Sichtbarmachung einer persönlichen Erzählung und dem Schutz der Person und ihre Rechte.

Dies betrifft nicht nur die konkrete Erzählung und ihre Darstellungsweise, sondern auch das Buch und die Ausstellung insgesamt. An welchen Positionen werden die Erzählungen und Mikrogeschichten verwendet und in die Ausstellung eingebettet? Wie werden sie kontextualisiert und kuratiert?

⁶ Für einen Überblick zum Konzept der „Mikrogeschichte“ und ihr Verhältnis zum Forschungsbereich der „Historischen Anthropologie“, einer historisch-kulturwissenschaftlichen Form der Alltagskulturforschung und -geschichtsschreibung, vgl. Levi 1991, Ginzburg 1993, Medick 1994, Lütke 1998, Schlumbohm 1998 und Tanner 2004.

Das Gesamtkonzept bietet also das „framing“, in dem das ausgewählte historische Material zugeordnet wird. Uns ist es ein Anliegen, das sie eine zentrale Position im Erinnerung und Vermitteln von historischem Wissen erhalten und nicht im Hintergrund verschwinden. Sie bieten einen spezifischen verschriftlichten und visuellen Erzählstrang. Um den vielschichtigen Bedeutungsebenen des Erzählten gerecht zu werden, werden wir, – sofern uns die Einwilligung der interviewten Person vorliegt – Tonaufnahmen und Fotos präsentieren, d.h. die Lebensgeschichten werden nicht nur kontextualisiert und paraphrasiert wiedergegeben, sondern wir machen das historische Material hörbar und sichtbar. Hier schließen auch Fragen nach der angemessenen Darstellung von Kriegs- und Gewalterfahrungen, Zerstörung, Tod und Leid an, da wir keine stereotypisierten Bilder (re)produzieren möchten. Um den vielschichtigen, miteinander verflochtenen Bedeutungsebenen des Erzählten und den Art und Weisen wie erzählt wird gerecht zu werden, möchten wir jedoch nicht nur Geschichten von Leid, sondern auch von Widerständigkeit und Selbstbehauptung erzählen, auch um z.B. die in den Blick genommenen Akteur:innen nicht rein als „Opfer“ oder „Täter“ zu klassifizieren, sondern nachzuzeichnen welche Formen von „agency“ (Handlungsmacht) in welchen spezifischen Akteur:innenkonstellationen und Räumen möglich waren oder nicht. Dazu gehört auch, dass wir die Lebensgeschichte der Person in ihrer Gänze in den Blick nehmen und die von uns herauspräparierten Zitate einordnen.

Rückblick für Ausblick

Historisches Wissen, gegenwärtige Interventionen, zukünftiges Erinnern

Wir haben den Anspruch, ein differenziertes und historisiertes Bild von Hamburg-Hammerbrook vor, während und nach dem Nationalsozialismus, der Geschichte des Stadtteils, den Akteur:innen, ihren sozialen Beziehungen und Alltags zu entwerfen. Um einen Erinnerungsort zu schaffen, welcher nachhaltig bespielt wird, ist es wichtig, die akademische Wissensproduktion nicht als wertneutral, sondern als subjektiv und machtdurchzogen anzuerkennen. Dies gilt gerade wenn es um historische Wahrheiten(n) und die Darstellung sozialer Wirklichkeiten geht, eingebettet in den Forschungsstand zur lokalen Stadtgeschichte und gleichzeitig auch in aktuelle politische Diskurse zur Stadt Hamburg.

Geschichte zeichnet sich durch ihren Konstruktionscharakter, die zeitliche Distanz und ihre Formen von Narrativität aus. Insbesondere vor dem Hintergrund zunehmender Rechtspopulismen und Nationalismen ist es wichtig Themen der Gegenwart zu dekonstruieren und die Fragen nach Entstehungsgeschichte(n) und Überlieferungstraditionen sowie konkurrierende Deutungsperspektiven zu stellen.

Die Methodenkoffer der Geschichts- und Kulturwissenschaften, der Historischen Anthropologie und der qualitativen Sozialforschung bieten uns vielfältige Zugänge und Arbeitsweisen zum Forschungsfeld Hamburg-Hammerbrook.

Das Projekt hat das Ziel, durch die Aufarbeitung der Geschichte(n) Hamburg-Hammerbrooks, einen gebauten und sozialen Ort des Erinnerns, Forschens, Diskutierens, Ausstellens und des Begegnens zu schaffen. Unabdingbar ist dabei die kritische Reflexion der eigenen Rolle in der Analyse von historischen Quellen, in ihrer Repräsentation und in der Vermittlung des historischen Wissens.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Alver, Bente Gullveig: *Research Ethics in Studies of Culture and Social Life*. Helsinki 2007.

Ginzburg, Carlo: Mikro-Historie. Zwei oder drei Dinge, die ich von ihr weiß. In: *Historische Anthropologie* 1/2 (1993), S. 169-192.

Haraway, Donna J.: Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive. In dies. (Hrsg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt am Main u.a.: 1995, S. 73-97.

Harper, Ian: Ethics. In: Konopinski, Natalie (Ed.): *Doing Anthropological Research*. London 2014. pp. 91-103.

Levi, Giovanni: On Microhistory. In: Peter Burke (Ed.): *New Perspectives on Historical Writing*. Oxford 1991, pp. S. 93-113.

Lüdtke, Alf: Alltagsgeschichte, Mikro-Historie, historische Anthropologie. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg 1998, S. 565-567.

Medick, Hans: Mikro-Historie. In: Winfried Schulze (Hrsg.): *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*. Göttingen 1994, S. 40-53.

Perks, Robert/ Thompson, Alistair (Eds.): *The Oral History Reader*. London u.a. 2003.

Schlumbohm, Jürgen (Hrsg.): *Mikrogeschichte - Makrogeschichte. Komplementär oder inkommensurabel?* Göttingen 1998.

Shopes, Linda: Legal and Ethical Issues in Oral History. In: Charlton, Thomas L./ Myers, Lois E./ Sharples, Rebecca (Eds.): *Handbook of Oral History*. Lanham 2006, pp. 135-169.

Tanner, Jakob: *Historische Anthropologie zur Einführung*. Hamburg 2004.

Wierling, Dorothee: Oral History. In: Maurer, Michael (Hrsg.): *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft*. Stuttgart 2003 [= *Aufriß der Historischen Wissenschaften*, Bd. 7], S. 81-152.





Autor:innenverzeichnis

Melanie Bohn hat Fotografie an der Neuen Schule für Fotografie in Berlin studiert. In Ihren Arbeiten hinterfragt sie reale Ereignisse, ihren medialen Umgang, ihre Vergänglichkeit darin und den individuellen Blickpunkt, kurz: die daraus resultierende Repräsentation des sogenannten kollektiven Gedächtnisses von Gesellschaften.

Manuel Bolz ist Masterstudent der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg. Neben Emotions- und Affektforschung und der Frage, wie eine engagierte und aktivistische Kulturwissenschaft im 21. Jahrhundert aussehen kann, interessiert er sich für Stadtforschung, Alltags- und Erinnerungskulturen.

Lina-Sophie Diedrichs ist Bachelorstudentin der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg. Neben Erinnerungskulturen ist sie an einer reflexiven und engagierten Diversitätsforschung interessiert.

Hannah Diwiak ist Masterstudentin der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg und arbeitet als studentische Hilfskraft in der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte liegen in der Auseinandersetzung mit Norm und Devianz und deren kulturhistorische Kontexte, Arbeitsethiken, Queer Studies und der Konstruktionen von ‚Asozialität‘.

Madlen Eickhoff ist Bachelorstudentin der Erziehungs- und Bildungswissenschaft und der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg. Sie interessiert sich für Entwicklungspsychologie, sozialisatorische Wirkmechanismen sowie queer-feministische Themenfelder und Forschungsansätze.

Norbert Fischer lehrt am Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Hamburg. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte sind Gedächtniskultur, Geschichte von Tod und Trauer, Geschichte der NS-Zeit sowie Stadt-, Regional- und Landschaftsgeschichte in Norddeutschland.

Brenda Krischen ist Bachelorstudentin der Empirischen Kulturwissenschaft an der Uni Hamburg. Ihre Forschungsinteressen liegen in der Stadtforschung sowie in dem Umgang mit verschiedenen Erinnerungskulturen. Projektbezogen lag ihre Motivation darin, an die Ereignisse zu erinnern, damit sie präsent bleiben und aus ihnen gelernt werden kann.

Marika Lehmann ist Bachelorstudentin der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg. Zu ihren Forschungsinteressen zählen Soziale Ungleichheit, Gender Studies sowie Rechtspopulismus und Zivilgesellschaft.

Liv Ohlsen ist Bachelorstudentin der Empirischen Kulturwissenschaft und Gebärdensprachen an der Universität Hamburg. Ihr Forschungsinteresse bewegt sich im Bereich der gegenwartsorientierten Resozialisierungs-, Diskriminierungs- und Stigmatisierungsforschung, jedoch nicht ohne den historischen Kontext zu benennen.

Bianka Schaffus steht kurz vor Abschluss des Masterstudiums der Empirischen Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in regionalen Kulturen und Stadtforschung. Nebenberuflich engagiert sie sich in der Quartiersarbeit und interessiert sich für Formen des Empowerments in sozialen Projekten.

Oliver Timm ist Bachelorstudent der Empirischen Kulturwissenschaft und Soziologie an der Universität Hamburg. Er interessiert sich für die historische Alltagskulturforschung und die historische Anthropologie, hier insbesondere für Stadt(teil)geschichten und Erinnerungskultur.

Anthony T Wilson mag sich nach Studien in Deutsch, Englisch, Künstlerischer Photographie, Kunstgeschichte und zur Zeit Empirischer Kulturwissenschaft an der Universität Hamburg nicht festlegen lassen. Dass alles mit allem zusammenhängt, zeigt er in Bildern, Texten und Inszenierungen.

Dieses Buch entstand mit freundlicher Unterstützung von:

AStA (Allgemeiner Studierendenausschuss) der Hochschule für Angewandte Wissenschaften
Hamburg (HAW), Hamburger Gesellschaft für Volkskunde e. V., Fachschaftsrat Empirische
Kulturwissenschaft der Universität Hamburg, Fachschaftsrat Geschichte der Universität Hamburg

Für den Fall, dass nicht alle Bildrechte-Inhaber:innen ermittelt werden konnten, melden Sie sich
ggfs. bei den Herausgeber:innen dieses Buches.

